B.K. B g 6

B 1240

GS
3369
-1-

Dr. Goldſmith's
Geſchichte der Römer

von

Erbauung der Stadt Rom

bis auf den Untergang

des abendländiſchen Kaiſerthums.

Aus dem Engliſchen
nach der ſechſten Ausgabe neu überſetzt
und mit einer

Geſchichte des Oſtrömiſchen Kaiſerthums

ergänzt

von

Ludwig Theobul Koſegarten,
der Vernunftweisheit Doctor, der Stadtſchule zu Wolgaſt Rector.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erſter Band.

Leipzig, 1792.
in der Weidmannſchen Buchhandlung.

An

Se. Königl. Hoheit,

Herrn

Guſtav Adolph,

des Schwediſchen Reiches

Kronprinzen.

Durchlauchtigſter Kronprinz,

Gnädigſter Herr,

Ew. Königliche Hoheit überreich' ich hiemit demüthigſt die Geſchichten des allerdenkwürdigſten und thatenreichſten Volkes älterer und neuerer Zeiten;

eines Volkes, das, wiewohl aus den Hefen des Menſchengeſchlechts zuſammengeſchäumt, dennoch unter dem Einfluſſe

weniger weiſer Geſetze und eines ſeltnen Grades von Vaterlandsſtolz und Vaterlandsliebe ſich binnen wenig Zeugungen zu einem der ehrwürdigſten Völker des Erdbodens veredelte;

eines Volkes, das alle Formen der Verfaſſung, in welche die bürgerliche Geſellſchaft ſich nach und nach gemodelt hat, und noch zu modeln pfleget, nach der Reihe an ſich ſelbſt verſuchte; niemalen aber ſich moraliſch und politiſch beſſer befand, niemalen ſtärker und geſunder in ſich ſelbſt, fruchtbarer an der Unſterblichkeit würdigen Thaten, geſegneter mit großen und guten Männern war, als da es nach jahrhundertlangem gewaltſamen Oscilliren endlich zu jener inneren Ruhe und Feſtigkeit gelangte welche lediglich durch das Gleichgewicht aller

aller Kräfte der Geſellſchaft, und die ge=
rechte Vertheilung der mancherley Staats=
gewalten unter die verſchiedenen Stände
derſelben zu erhalten ſtehen;

eines Volkes, das, ſtrenge von Zucht,
keuſch von Sitten, mäßig im Genuſſe, im
Glücke beſcheiden, im Unglück unerſchütter=
lich, langſam und weiſ' in den Entſchlüſſen, im
Ausführen raſch und beharrlich, während
jenes ſeines ſchönſten Lebensalters mit wun=
derbarer Schnelligkeit den beſten Theil des
Erdbodens bezwang, beherrſchte, und was
mehr iſt, zu beherrſchen werth war;

das aber ach! jener Hinfälligkeit und
Gebrechlichkeit, an welcher alle irdiſche
Dinge kränkeln, die Schuld bezahlend, am
Ende den Laſtern jener Völker erlag, wel=

 che

che es mit ihrem Schwerte nicht hatten verletzen können, und nachdem es, durch deren Schätze berauſcht und deren Wollüſte vergiftet, die hohe Einfalt und Rechtſchaffenheit der Väter eingebüßet hatte, nun gar bald auch dasjenige verſcherzte, was die Väter ihm, als das köſtlichſte, und mit dem ſüßen Leben ſelber nicht zu theuer erkaufte Gut hinterlaſſen hatten: die Freyheit; das von dieſem Augenblick an das unglücklichſte und verächtlichſte aller Völker ward, ſo wie es deren glückſeligſtes und ehrenwertheſtes geweſen; verderbt in ſeinen ſchönſten Kräften, zerrüttet im Heiligthume ſeiner ſtolzen Verfaſſung, zerfleiſchet itzt von einer zügelloſen Menge, itzt von tygerartigen Partheyhäuptern, Menſchenalter hindurch unter den Streichen ſeiner eignen Söhne blutete, und nach manchem ver-

vergeblichen Aufraffen endlich rettunglos einer ſelten unterbrochnen Reihe von Deſpoten in die Geiſſel fiel, die es mit eiſernem Zepter weideten;

das von nun an mit dem letzten armen Reſte ſeiner Freyheit auch den letzten Funken ſeiner angeſtammten Tugend einbüßte, und bald eben ſo feige, träge, kriechend, ſtumpfſinnig, laſterhaft und niederträchtig wurde, als es weiland klug, tapfer, großmüthig, hochherzig und freyheitfreudig geweſen war; bald allen Sinn für das hohe Wort: Vaterland! verlor, welches freylich, wo willkürliche Gewalt das Steuer führt, nur ein Schall ohne Inhalt bleibet; bald, gar verloren in das wichtige Geſchäft, ſeinen Tyrannen zu ſchmeicheln, das Schwert des Staates in die Hände gedun-

gener Söldner gab, und ohne Rührung die Grenzen ſeines weiten Reiches mit jedem Feldzuge verengern ſah; das ſolchergeſtalt, ſittlich ſowohl als bürgerlich gelähmet und entmannet, zu feige zu ſterben und nicht werth des Lebens, eine Weile noch ſeine erbettelte Exiſtenz hinſchleppte, und dann einer Anzahl edlerer Barbaren leichte Beute ward, welche nun hinwiederum ihm thaten, wie es ſeit einem Jahrtauſende dem dienenden Erdboden gethan hatte.

Bey ſolcher Mannigfaltigkeit der äuſſern Schickſale ſowohl als der inneren Veränderungen ſind die Geſchichten dieſes Volkes ohne Zweifel die allerlehrreichſten für den Fürſten und für den Fürſtenſohn, für den Völkerbeherrſcher und den Volksfreund, und überhaupt für einen jeden, der ſeine

Gat-

Gattung liebet, und dem die Veredlung und Beglückſeligung derſelben am Herzen liegt.

Denn dieſes Volks Geſchichten bewähren und geben Zeugniß, daß jener Grundſätze, auf welchen alle weiſe Regierungskunde und das wahre Staatenwohl beruhen, ſehr wenige, und daß dieſe wenigen ſehr einfach ſeyn, und dem Menſchen innigſt nahe liegen; welches denn auch eben die Urſache ſeyn mag, warum ſelbige von ihm, der gern ins Weite ſchauet, und darüber, was ihm vor den Füßen liegt, überſieht, ſo häufig verkannt und überſehen wurden.

Dieſes Volks Geſchichten geben Zeugniß, daß es bey der vielbeſtrittenen Frage

von

von dem relativen Werth der mancherley Verfaſſungen keinesweges darauf ankomme, ob der Staat von Einem oder von Mehreren, oder von Vielen verwaltet werde, ſondern darauf: wie der Eine oder die Mehreren, oder die Vielen ihn verwalten.

Sie geben Zeugniß, daß alle geſunde Politik und Regierungskunde von den weſentlichen und unauslöſchlichen Grundzügen in der Natur des Menſchen ausgehen müſſe, als welcher dadurch, daß er in Geſellſchaft zuſammen tritt, wohl zwar gemodelt, aber nicht umgewandelt werden mag.

Sie geben Zeugniß, daß, da die Vernunft des Menſchen Vorrecht, Eigenheit und unterſcheidender Charakter iſt, ſolche aber

aber ohne das Vermögen, ſich ſelbſt frey-thätig durch ſich ſelbſt zu beſtimmen, auf-höret Vernunft zu ſeyn, dies Vermögen der freyen Selbſtbeſtimmung von der Ver-faſſung nothwendig möglichſt geehret wer-den müſſe, daferne ſie den Menſchen nicht ſeiner urſprünglichen Herrlichkeit entſetzen, und zum willkür- und willenloſen Thiere herabernniedrigen will; daß aber, da der Menſch in ſeiner dermaligen Daſeynspe-riode leider nicht immer durch die Ver-nunft, welche ihm nie etwas gemeinſchäd-liches gebieten kann, ſondern zu oft nur von den Leidenſchaften, dieſen leidigen Urhebern alles Haders der Menſchen mit Menſchen, beſtimmet wird, nicht jene Vernunft, ſon-dern dieſe Leidenſchaften es ſeyn, die das Geſetz einzudämmen und einzuzäunen hat, das folglich mehr negativ als poſitiv ſeyn,

mehr

mehr verbieten, was man laſſen, als gebieten, was man thun ſolle, das Gute, welches, als ſolches, ewig nur aus eigner freyer Kraft entquillt, nicht anbefehlen, ſondern nur nicht hindern, das Böſe, Schädliche und Eigenſüchtige aber einem jeden ohne Ausnahme, er ſey, der er wolle, unerbittlich unterſagen müſſe; aus welchen unläugbaren Prämiſſen ſich dann ergiebet, daß diejenige Verfaſſung die einzig beſte ſeyn könne, in welcher die größtmögliche Freyheit die Entwickelung und Uebung aller Menſchenkräfte möglichſt begünſtige und fördere, und zugleich der größtmögliche Zwang es den Leidenſchaften eines jeden, er ſey der er wolle, durchaus unmöglich mache, des andern Rechte unbeſtraft zu beeinträchtigen und zu verletzen.

Die

Die Geſchichten dieſes großen Volkes lehren augenſcheinlich, daß nur da, wo eine ſolche Freyheit, geſichert durch einen ſolchen Zwang, herrſchet, die Völker ſich läutern, reinigen und veredeln, große Männer aufſtehn, herzerfreuende Thaten geſchehen, Tugend, Rechtſchaffenheit und Patriotismus die Nationalſtimmung, reine Wohlfahrt und gediegene Geſundheit das Nationalloos werden; und daß hingegen, wo die wahre politiſche Freyheit verloren geht, die moraliſche bereits zur Hälfte verloren ſey, und die noch übrige Hälfte nächſtens verloren gehen werde; daß, wo willkürliche Gewalt, meine ſie es noch ſo gut, die geſetzmäßige verdrängt, wo das Geſetz, gleich viel ob vor Einem, oder vor mehreren, oder vor der Menge, ſchweiget, wo die Gewalthaber und ihre Diener, unverantwort-

lich und unanklagbar, „auch das Heiligſte mit Heiligkeit verletzen können,“ daß da nichts Großes, Edles oder Schönes mehr dürfe erwartet werden, wohl aber baldiger Verluſt alles deſſen, was den Menſchen achtbar und ehrwürdig macht, aller Vollkraft, Großheit, Edelſinnigkeit, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Kühnheit; wohl aber das Emporkommen jeder verächtlichen Eigenſchaft, der Feigheit, Schüchternheit und Verſtecktheit, der Falſchheit, Doppelherzigkeit und Verſchmiztheit, der Trägheit, Schlaffheit und Stumpfſinnigkeit, der Schmeicheley, Kriecherey und Staubleckerey auf Seiten der Beherrſchten; ſo wie auf des Herrſchers Seiten ſchnöder Eigendünkel, launiſche Eigenſinnigkeit, tiefe Verachtung des Menſchen und unſelige Fertigkeit, die Nationen zu

be-

betrachten blos als Werkzeug zu Befriedigung eigner kleinlichter Leidenſchaft.

Mit einem Worte, es lehren die denkwürdigen Geſchichten dieſes Volkes unumſtößlich: daß willkürliche Gewalt bey weitem das größte aller Uebel ſey; ein Uebel, gegen welches einige geringfügige Vortheile der Polizey, des raſchern Entſchließens und des ſchnellern Ausführens durchaus nicht in Anſchlag kommen, angeſehen jenes Uebel den Menſchen von der Wurzel aus verderbt, und alle Verbeſſerung ſeines bürgerlichen und ſittlichen Zuſtandes, den einzigen gedenkbaren Zweck der Geſellſchaft, ganz und gar vereitelt.

So heilige und hohe Wahrheiten ſind Ew. Königlichen Hoheit von denen wei-

ſen Männern, welchen die Bildung des Thronerben anvertrauet worden, ohne Zweifel längſt ans Herz gelegt worden. Sie ſind es, welchen die Geſchichte Sanction und Nachdruck giebet, und eben in Hinſicht auf ſie hab' ich den Gedanken gewaget, Ew. Königlichen Hoheit dieſe geringfügige Arbeit in Unterthänigkeit zu überreichen.

Von einer Reihe glücklicher und großer Ahnen, von einem Großvater, deſſen Tugenden eines beſſern Zeitalters würdig waren, und von einem Vater, welcher die Bewunderung des Erdkreiſes iſt, werden Ew. Königliche Hoheit dereinſtens den älteſten Thron Europens, und mit ihm die Beherrſchung eines Volkes erben, das an Ruhm der Thaten und der Tapferkeit kei=

keinem Volke alter und neuer Zeiten nachſtehet, an Edelmuth, Biederſinn, Redlichkeit und Reinigkeit der Sitten aber die meiſten neben ihm blühenden hinter ſich zurückläßt.

Möge das ſchöne Loos, von der Vorſehung zum Beherrſcher eines ſolchen Volks erkoren zu ſeyn, Ew. Königliche Hoheit unauslöſchlich zu dem großen Entſchluſſe begeiſtern, nicht nur der Erſte unter dieſem Volke zu werden, ſondern auch der Beßte!

Möge während Ihrer dermaleinſtigen Staatsverwaltung es Ihnen gelingen, die Tugenden Ihrer in Gott ruhenden Vorfahren zu erreichen und zu übertreffen, deren Verirrungen aber einzuſehn und zu vermeiden. Denn ach! Gnädigſter Herr, wiewohl über das gemeine Richtmaas irdi-

ſcher Größe ſo hoch erhöhet, ſind die Gro-
ßen und Gewaltigen der Erde dennoch keine
Weſen höherer Art, ſind ſie ſchwach und un-
vollkommen wie wir andern; mit dem Un-
terſchiede nur, daß ſie der Gefahr zu ir-
ren, und den Verſuchungen zum Böſen un-
gleich ſtärker blosgeſtellt ſind, als alle, die auf
den niedern Stufen der Geſellſchaft ſtehen.

Mög' es, nach Ihres Königlichen Va-
ters, nach des heldenmüthigen und erleuch-
teten dritten Guſtavs ſchönem Worte,
Ew. Königliche Hoheit höchſter Stolz
ſeyn, unter einem freyen Volk der erſte
freye Bürger zu leben und zu ſterben!

Mög' es Ihnen ſüßer ſeyn, daß ein
jeder, auch der geringſte Ihrer Untertha-
nen Ihnen gern um den Hals fallen
möchte, als daß auch die Gewaltigſten
derſelben vor Ihnen zittern!

Möge,

Möge, gleich jenem frommen Anto=nin, deſſen dieſe Geſchichte gedenket, die Erhaltung Eines Unterthanen Ihnen köſtlicher bedünken, als die Vertilgung von Milliarden Feinde!

Möge bey jeder Kriſe Ihrer künftigen, Gott wolle, glorreichen Laufbahn, die ge=wichtige Frage Ihnen gegenwärtig ſeyn: Was wird die Geſchichte ſagen? — die Geſchichte, die der Flitterglanz ange=ſtaunter Thaten nicht zu blenden, die das Gold der Könige nicht zu beſtechen, noch ihre Kerker und Henker zu beſchwichtigen vermögen. Denn während feile Dichter und gedungene Lobredner die Thaten der Tyrannen bis zum Himmel erhoben, ſchrie=ben die Suetone, die Procope und die Soulavie die Geſchichte ihrer Greuel im

Stillen, und überlieferten ſie dem Richter=ſtuhle der furchtloſen Nachwelt.

Möge der Stimme der Wahrheit der Weg zu Ew. Königlichen Hoheit Ohre nie verriegelt seyn! Möge das beſcheidene Verdienſt von Ihnen aus dem Dunkel hervorgezogen und belohnet werden! Möge, damit die Klippen der höchſten Gewalt Ihnen nicht gefährlich, und das mißlichſte aller Looſe, das Loos, ein Völkerbeherrſcher geboren werden, für Ew. Königliche Hoheit und Dero Unterthanen ein Loos des Glückes werde, nie erlöſchen in Ihrer Seele das Angedenken an den König der Könige, und an jenen feyerlichen Augenblick, in welchem auch Diademe ihren Glanz verlieren, und nichts die untergehende Kreatur zu erquicken vermag, als

als nur der Anblick des geſtifteten Guten! — O wie anders war die Seelenſtimmung, in welcher der gute und gerechte Veſpaſian, ſeiner nahen Aufloͤſung gewahrend, zu ſeinen Freunden heiterlaͤchelnd ſagte: Mich duͤnkt, ich ſolle itzt ein Gott werden! als Severus Quaalausruf: O des Elends, Alles geweſen zu ſeyn! Wie gar anders das Hinſcheiden Titus, der Wolluſt des Menſchengeſchlechts, der aus ſeinem ganzen Leben nur Eine That bereute, als der Hintritt jenes hochgefeyerten vierzehnten Ludwigs, der auf ſeinem einſamen und reugequaͤlten Todbette fuͤnf und ſiebenzig ganzer Jahre einer Regierung voll Prunks und Glanzes, welcher die zu Grunde gerichteten Voͤlker fluchten, zu beweinen hatte, und wirklich beweinte.

Mit Empfindungen der unverbrüch-
lichſten Treue verharre ich lebenslang

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigſter

Ludwig Theobul Koſegarten.

Vorbericht.

Wie ich dazu gekommen bin, die ſo oft erzählten Geſchichten der Römer noch einmal zu erzählen, will ich dem Leſer nicht verhalten.

Die Weidmanniſche Buchhandlung, als Verlegerin der bisher unter uns gebrauchten Ueberſetzung von Goldſmith's Geſchichte der Römer überſandte mir vor

vor etwa einem Jahre die letzte ſechſte Ausgabe des Engliſchen Originals, mit der Anfrage, ob etwa, da ſie eine neue Ausgabe der bereits zweymal vergriffenen Ueberſetzung dieſes Buches zu beſorgen gedenke, letztere einer Durchſicht, Vermehrung oder gänzlichen Umſchmelzung bedürfe?

Nach ſorgfältiger Vergleichung des Originals mit der Ueberſetzung fand ich, daß jenes keine merkwürdige Veränderung erlitten, und an letzterer, einen etwas trägen und trockenen Ton abgerechnet, wenig weſentliches auszuſetzen ſey. Da ich gleichwohl der Mängel des Goldſmithiſchen Buches, als welches ich ſeit ſechs Jahren beym Vortrage der Römergeſchichte in meiner Schule zum Grunde legte, vollkommen kundig war — Mängel, zu welchen, außer manchem oberflächlichen Raiſonnement, mancher ſchiefen Reflexion, manchem unrichtig gewürdigten Charakter, hauptſächlich die Unbequemlichkeit gehört, daß die Geſchichte

des Verfalls des Reichs im Weſten von Conſtantin bis auf Ottokar den Heruler, in wenig Blätter zuſammen gepreßt iſt, jene des Oſtrömiſchen Kaiſerthums vom erſten bis auf den letzten der Conſtantine aber gänzlich mangelt; ſo erbot ich mich gegen die Weidmanniſche Handlung, ſelbſt ein vollſtändiges Leſebuch der Römergeſchichte auszuarbeiten, und zwar in der Maße, daß ich die erſte Hälfte deſſelben nach Goldſmith ſchriebe, ſo daß ſelbige, nach dem Wunſche der Verlagshandlung, welche dieſen bisher beliebten und abgängigen Artikel zu erhalten wünſchte, noch immer als eine neue verbeſſerte Ueberſetzung des Goldſmithiſchen Werkes angeſehen und verkauft werden könnte, die letztere aber, nämlich die Geſchichte des Oſtrömiſchen Kaiſerthums, nach einem ähnlichen Maßſtabe ganz neu hinzufügte. Und dieſen Antrag ließ obgenannte Handlung ſich denn auch gerne gefallen.

Ich liefere alſo in dieſen beyden erſten Bänden meines Werkes, die Geſchichten Roms von Gründung der Stadt bis auf den Untergang der Freyheit unter Julius Cáſar; und dann die Schickſale des Weſtrömiſchen Kaiſerthums bis auf Verlegung des Kaiſerſitzes nach dem Oſten. Meiner Uebereinkunft mit der verlegenden Handlung gemäß, hab' ich bey dem Vortrage derſelben mich ſo nahe als möglich an Goldſmith halten müſſen, und hab' es um ſo eher thun können, da es dem Goldſmithſchen Buche, wiewohl es mit den Arbeiten eines Ferguſon und Gibbon keine Vergleichung aushält, als populäres Leſebuch in deren Ton und Geiſt ſich auch nicht ſtimmen durfte, keinesweges an hiſtoriſcher Einheit, zweckmäßiger Auswahl der Begebenheiten, und im Ganzen an einem fließenden und geſchmackvollen Vortrage fehlet. Jene flachen Raiſonnements hab' ich nach Maßgabe meiner geringen Einſicht beſtmöglichſt zu heben, zu ein-

ſeitige

ſeitige Anſichten auszuweiten, die Handlungen nach einer reinern Moralität zu würdigen, hin und wieder die Begebenheiten natürlicher zu ordnen, durchweg aber den Ton der Erzählung zu verlebendigen und zu veranſchaulichen geſucht, um dieſem Buch die Wärme und das Intereſſe zu geben, welche zu einem unterhaltenden und nützlichen Leſebuche es beeigenſchaften können.

Mit der Gründung von Conſtantinopel werd' ich nun die Geſchichte des Byzantiniſchen Kaiſerthums beginnen, und, wie ich hoffe, in zwey Octavbänden von dieſen ähnlicher Stärke vollenden. Da Geſchichtleſung und Geſchichterzählung von Kindheit auf eine meiner liebſten Beſchäfftigungen geweſen, ſo freue ich auf dieſe Arbeit mich nicht wenig, hoffe auch, da ich mit den Geiſtern Thucydides, Tacitus, Machiavell's, Hume's, Gibbon's, Soulavie's, Johannes Müller's und Friedrich Schiller's ſeit geraumer Zeit Vertrau-

lichkeit pflege, wenn gleich freylich nichts, was mit den Werken dieſer Heroen ſich meſſen, doch auch nicht ſo etwas zu liefern, was ihnen gegenüber erröthen, ſich verhüllen, oder beſchämt ins Dunkel flüchten dürfte.

Geſchrieben zu Wolgaſt am 28ſten des Erndtemonds 1791.

Der Verfaſſer.

Geſchichte

des

Freyſtaates Rom.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge der Römer.

Kein Volk des Erdbodens iſt gegen den Glanz eines hohen Urſprungs gleichgültig. Schweigt die Geſchichte, ſo muß die Fabel ihre Stelle vertreten. Die Römer inſonderheit, begierig die Niedrigkeit ihrer wahren Abkunft zu verbergen, wollten für nichts weniger als für Abkömmlinge von Göttern gehalten ſeyn.

Aeneas, der vorgebliche Sohn der **Venus** und
des **Anchiſes**, war **Trojens** Untergang entronnen.
Nach langem Irrſal und vielen Gefahren und Aben-
theuern langte er in Italien an, wo **Latinus**, Kö- J. d. W. 2284.
nig der Latier, ihn gütig aufnahm und ihm ſeine Toch-
ter **Lavinia** zur Ehe gab. Grade ſo wie noch itzt,
war Italien auch damals in eine Menge kleiner
Staaten zertheilt, die, jeder von den andern unab-
hängig, beynah unaufhörlich mit einander im Kriege
waren. **Turnus**, der Rutuler König, hatte ſich
lange um Lavinia beworben. Er war der erſte, der
dem neuen Ankömmling ſich widerſetzte. Ein Krieg
folgte, in welchem der Trojer ſiegte, und Turnus
umkam. Itzt bauete Aeneas eine Stadt, die er nach
dem Nahmen ſeines Weibes, Lavinia nannte. Allein
er beherrſchte ſie nur vier Jahre. **Mezentius**, ein
andrer der kleinen Könige des Landes, bekriegte, über-
wand und erſchlug ihn. Sein Sohn, **Askanius**,

folgte ihm im Königreich; dem ein anderer Sohn von der Lavinia, Nahmens **Silvius**; dem eine Reihe von Königen, von denen wir wenig mehr als die Nahmen wiſſen. Dies Nahmenregiſter herzuſchreiben, wäre langweilig und ermüdend. Genug, daß die Thronfolge in der Familie vierhundert Jahre hinter einander blieb, und daß **Numitor** der funfzehnte vom Aeneas, der letzte König von Alba war.

Numitor, von ſeinem Vater zum Thronfolger verordnet, hatte einen Bruder **Amulius**, welchem die aus Troja mitgebrachten Schätze zugefallen waren. Nur zu oft werden Reichthümer die Werkzeuge zu Gewaltthätigkeiten. Amulius nutzte die ſeinigen, um ſeinen Bruder zu verdrängen, und ſich des Reiches zu bemächtigen. Nicht zufrieden mit dieſen Ränken, befleckte er ſeine Hände auch mit Blut. Numitors Söhne waren die erſten Schlachtopfer ſeines Argwohnes, und um alle Beſorgniſſe, dereinſt auf ſeinem Throne beunruhiget zu werden, mit der Wurzel zu vertilgen, zwang er **Rheen Silvien**, ſeines Bruders einzige Tochter, in den Orden der Veſtalinnen zu treten, einen Orden, der ſie zur ewigen Jungfrauſchaft verpflichtete und ihn vor den Anſprüchen einer läſtigen Nachkommenſchaft ſicherte.

Alle ſeine Vorſicht ward jedoch vereitelt. In einem Haine, wo ſie Waſſer ſchöpfen wollte, ward Rhea Silvia von einem Manne überfallen und geſchwächt, welchen ſie, vielleicht um ihre Sünde zu bemänteln, für den Kriegsgott Mars ausgab. Wer dieſer Liebhaber eigentlich geweſen ſey, ob irgend jemand, der ſie durch Annahme eines ſo hohen Nahmens täuſchte, ob Amulius ſelbſt, wie einige Schriftſteller behaupten, läßt ſich nicht entſcheiden. Gewiß iſt, daß die Rhea, nach verfloſſener Zeit, mit zween Knaben niederkam, die der Uſurpator ſchon im Au-

genblicke der Geburt dem Untergang widmete. Die Mutter ward verurtheilet, lebendig begraben zu werden, die herkömmliche Züchtigung der Veſtalinnen, die ihre Keuſchheit verletzet hatten. Die Zwillinge befahl er in die Tieber zu werfen. Glücklicher Weiſe war der Fluß mehr denn gewöhnlich aus ſeinem Bette getreten, ſo daß der Fleck, wo die Knaben hingeworfen wurden, vom Hauptſtrom entfernt, und das Waſſer zu ſeicht war, um ſie zu erſäufen. Kein Leid wiederfuhr ihnen daher in dieſer Lage. Und damit kein Umſtand ihrer Erhaltung des Wunderbaren ermangeln möge, ſo ſagt man uns, ſie ſeyen eine Zeitlang von einer Wölfin geſäuget worden, bis **Fauſtulus** des Königs Schäfer ſie ſo preisgegeben gefunden und ſeiner Frau Acca **Laurentia** gebracht habe, die ſie auferzog. Andere aber wollen, die Amme habe **Lupa** geheißen und dieſer Nahme habe das Hiſtörchen veranlaßt, daß ſie von einer Wölfin geſäuget ſeyen. Bey Geſchichten, die überall mit Fabeln überwachſen ſind, kommt es jedoch auf ein Mährchen mehr oder weniger nicht an.

Romulus und **Remus**, die ſo wunderbar erhaltnen Zwillinge, äußerten frühzeitig Anlagen und Neigungen, die der Niedrigkeit ihrer vermeinten Herkunft überlegen waren. Das Schäferleben fieng an ihnen zu mißfallen. Vom Weiden der Heerden, vom Jagen der Thiere, kehrten ſie ihre Waffen bald wider die Räuber der Gegenden, denen ſie nicht ſelten den Raub abnahmen, und ihn unter ihren Schäferkameraden vertheilten.

In einer dieſer Streifereyen ward Remus von Numitors Hirten gefangen, vor den König geſchleppt, und des nehmlichen Verbrechens beſchuldigt, deſſen Beſtrafung er ſich ſo oft herausgenommen hatte. Itzt erfuhr Romulus von ſeinem Pflegevater das Geheim-

niß ſeiner Geburt. Ohne Zeitverluſt verſammelte er ſeine Kameraden, entſchloſſen ſeinen Bruder zu befreyen, und des Uſurpators Händen den Scepter zu entwinden. Zu ſchwach jedoch, um offenbar zu Werke zu gehen, hieß er ſeine Gefährten ſich dem Orte auf verſchiedenen Straßen nähern, während Remus mit gleicher Wachſamkeit die Bürger drinnen aufwiegelte. Amulius, auf allen Seiten umringt, unfähig ein Rettungsmittel zu erſinnen, ward während ſeiner Betäubung und Verwirrung ergriffen und erſchlagen, während Numitor, zwey und vierzig Jahr nach ſeiner Entthronung, nun den Thron noch einmal wieder beſtieg.

Die beyden kekken Jünglinge beſchloſſen itzt, auf eben den Hügeln, wo ſie ihre Heerden geweidet hatten, eine Stadt zu gründen. Der König war ihnen zu ſehr verpflichtet, als daß er ihre Abſicht nicht hätte genehmigen ſollen. Er wies ihnen Ländereyen an und erlaubte jedem ſeiner Unterthanen, der Luſt hätte, ſich in dem neuen Pflanzorte niederzulaſſen. Manche von den benachbarten Schäfern, manch neuerungsluſtiges Geſindel eilte herbey, um die Stadt bauen zu helfen. Zu Beſchleunigung des Werkes ward das Volk in zwo Hälften getheilet, deren jede mit der andern in Betriebſamkeit und Hurtigkeit wetteifern möchte. Aber dieſe Einrichtung, die man ſich ſo vortheilhaft vorſtellte, hätte dem werdenden Staate beynah den Untergang zugezogen. Sie veranlaßte zwo Partheyen, deren eine den Romulus, die andere den Remns vorzog, welche ihrerſeits ſelbſt über den Fleck, wo die Stadt ſtehen ſollte, uneins waren. Der König rieth ihnen, den Streit durch den Vogelflug ſchlichten zu laſſen. Sie gehorchten; ein jeder beſtieg ſeinen Lieblingshügel. Remus erblickte ſechs Geyer, Romulus deren zwölf; da nun jenem das

frü-

frühere, dieſem das vollſtändigere Omen geworden war, ſo ſchrieb ſich jeder den Sieg zu. Ein Gezänke erfolgte, und auf das Gezänke ein Gefechte, in welchem Remus blieb. — Andere ſagen, Remus ſey verächtlich über die Stadtmauer geſprungen, worauf Romulus ihn mit eigener Hand niedergeworfen und erkläret habe, daß niemand ungeſtraft ſeine Mauern höhnen ſollte.

Itzt allein Geſetzgeber und im achtzehnten Jahre ſeines Alters begann Romulus die Grundlegung einer Stadt, die einſtens dem Erdboden Geſetze geben ſollte. Sie erhielt den Nahmen **Rom**, und ward auf dem nehmlichen Fleck erbauet, auf welchem ihm das günſtige Omen geworden war. Die Stadt war beynahe viereckt, und enthielt ohngefähr tauſend Häuſer. Ihr Umfang betrug etwa eine Meile, und ihr Gebiet ein Bezirk von etwa ſechs Meilen. So gering dies auch ſcheinen mag, ſo war ihre Bevölkerung doch noch geringer. Manche Nothbehelfe wurden ergriffen, um die Anzahl der Einwohner zu vermehren, und das erſte war die Eröfnung einer geheiligten Freyſtadt für alle Miſſethäter, Sklaven, Landſtreicher und ähnliches Geſindel. Dieſe strömten ſchaarenweiſe herbey, und halfen die Zahl der Unterthanen unſers Geſetzgebers mehren.

J. d. W. 3252.
v. C. G. 752.

Um von dem werdenden Rom uns einen richtigen Begriff zu bilden, dürfen wir uns nur eine Gruppe von Hütten im Ringe einer ſchwachen Mauer vorſtellen, erbaut mehr um Soldaten zum Zufluchtsort zu dienen, als zu dem Zwecke einer bürgerlichen Geſellſchaft, bevölkert mehr mit rohem und unbeſonnenem Geſindel, als mit Unterthanen, die zum Gehorſam und zur Ordnung erzogen waren; wir dürfen uns nur einen Haufen Leute denken, die zum Rauben gewöhnt, in einem Orte zuſammen lebten, der ledig-

lich auf die Sicherung des Raubes berechnet ſchien. Und dennoch werden wir mit Erſtaunen dieſen unreinen Zuſammenfluß von Menſchen ſich bald in die engſten Bande der Geſellſchaft fügen; wir werden das geſetzloſe Völklein für die Götter und ihre Stellvertreter tiefe Ehrfurcht gewinnen; wir werden einen Pöbel, der aus den Hefen des Menſchengeſchlechts zuſammengefloſſen war, dem Erdboden die erhabenſten Beyſpiele von Tugend und Tapferkeit geben ſehen.

Zweytes Kapitel.

Von Erbauung Roms bis zu Romulus Tode.

Kaum war dieſe Stadt über ihren Boden emporgeſtiegen, als ihre rohen Einwohner den Staat in eine Art von Form zu gießen ſuchten. Ihr vornehmſtes Augenmerk war, Freyheit mit Ordnung zu vereinigen, und eine Art von gemiſchter Monarchie zu bilden, in welcher alle Gewalt zwiſchen dem Fürſten und dem Volke getheilt ſeyn ſollte. Mit ungewöhnlichem Edelmuthe ließ Romulus ihnen die Freyheit, ſich einen König zu wählen. Dankbar wählten ſie ihren Stifter; ihm huldigten ſie als dem höchſten gottesdienſtlichen, bürgerlichen und kriegeriſchen Oberhaupte. Außer einer Leibwache wurden ihm zwölf Männer zugeordnet, welche ihn überall mit Beilen, die in einem Bündel Ruthen befeſtigt waren, begleiten mußten; ſowohl um die Urtheile zu vollziehen, als um den Unterthanen Ehrfurcht für das königliche Anſehen einzuflößen. Dies Anſehen war jedoch ſehr beſchränkt; es beſtand lediglich in der Befugniß, den Rath zuſammen zu rufen, das Volk zu ver-

ſammeln, wenn Krieg beſchloſſen ward, das Heer zu führen, und die Quåſtoren oder Schatzmeiſter zu ernennen; Staatsbediente, die zu einer Zeit, wo weder die Krieger, noch die obrigkeitlichen Perſonen beſoldet wurden, ſchwerlich viel zu thun haben konnten.

Der **Senat**, der dem Könige als Rathgeber zugeordnet war, beſtand aus hundert der vornehmſten Bürger, aus lauter Männern, denen Alter, Weisheit oder Tapferkeit ein natürliches Anſehn über ihre Mitbürger gab. Den erſten Senator wählte der König. Er war des Königs Stellvertreter, wenn dieſer in den Krieg zog. Alle Staatsgeſchäfte von Bedeutung wurden in dieſer ehrwürdigen Verſammlung behandelt, in welcher der König zwar den Vorſitz hatte, die Stimmenmehrheit aber einzig entſchied. Da man den Mitgliedern derſelben våterliche Zuneigung für das Volk zutrauete, ſo wurden ſie **Våter**, und ihre Nachkommen **Patricier** genannt. Den Patriciern gebührten alle wichtige Bedienungen, ſo wohl des Staates als der Prieſterſchaft. Ihnen wurden ſie vom Senat und Volk übertragen, während den niedrigen Bürgerklaſſen, die von allen Ausſichten auf Beförderung ſich ausgeſchloſſen ſahen, nichts übrig blieb, als ſich durch Tapferkeit im Kriege oder Emſigkeit im Ackerbau emporzuſchwingen.

Der dritte Theil der geſetzgebenden Macht waren die **Plebejen**. Ihnen blieb die Macht, allen Verordnungen, die beym König und im Senat durchgegangen waren, geſetzliche Kraft zu geben. Alles was Krieg und Frieden, was die Wahl der Obrigkeiten, und ſelbſt eines Königs betraf, bedurfte ihrer Beyſtimmung. Ihren zahlreichen Verſammlungen wurden alle Unternehmungen gegen den Feind vorgeleget, während der Senat nur die Befugniß hatte, ihre Beſchlüſſe zu genehmigen oder zu verwerfen. So

beſtand der Staat aus drey Ständen, deren jeder auf Beſchränkung des andern berechnet war. Das Volk erwog, ob die Vorſchläge des Königes genehmiget werden ſollten; der Senat rathſchlagte über die Mittel ſie auszuführen; und der König gab, durch ſeine ausübende Gewalt, den Geſchäften Raſchheit und Nachdruck. Dieſe Einrichtung ſcheinet dem Volke faſt zu vielen Einfluß gewähret zu haben; allein es gab einen Umſtand, der denſelben nicht wenig verminderte. Dies waren die Rechte der **Schutzverwandſchaft.** Ueberzeugt, daß gewiſſermaßen der Arme von dem Reichen abhängen müſſe, gab der König einem jeden Plebejen die Erlaubniß, ſich einen der Senatoren zum **Schirmherrn** zu erwählen. Eng und ewig war das Band zwiſchen beyden; jeder Schirmherr mußte ſeinen Schutzgenoſſen ſchützen, ihm mit Rath und Vermögen beyſtehen, vor den Richtern ihn vertreten, und vor jedem Druck ihn ſichern. Auf der andern Seite kannte der Schutzgenoſſe kein anderes Intereſſe als dasjenige ſeines Schirmherrn. War er arm, ſo mußte er ihn unterſtützen, ſeine Töchter ausſteuren, ſeine Schulden, oder wenn er gefangen ward, ſein Löſegeld bezahlen; folgen mußte er ihm in jedem Zuge, in jeder Gefahr; wenn er ſich um ein Amt bewarb, ihm ſeine Stimme geben, und wenn ſein Zeugniß ihm ſchaden konnte, ſo konnte kein Gericht ihn nöthigen, daſſelbe abzulegen. Dieſe wechſelſeitigen Pflichten wurden für ſo heilig gehalten, daß die Verletzer derſelben auf ewig ehrlos, und alles Schutzes der Geſetze beraubt wurden. Im Grunde waren die Senatoren alſo immer im Beſitze der Volksſtimmen, und dieſen blieb nichts übrig, als die Befugniß, ſich den Schirmherrn zu wählen, dem ſie gehorchen wollten. In einer ſo barbariſchen und rohen Nation, als die erſten Römer waren, war es

weiſe, den Gehorſam zur unverletzlichſten aller Pflichten zu adeln.

Des neuen Königs erſte Sorge war, den Gottesdienſt zu ordnen, und ſeine Unterthanen durch die Begriffe von mehr denn irdiſchen Belohnungen und Strafen zu vermenſchlichen. Die eigentliche Geſtalt ihres Gottesdienſtes iſt unbekannt, doch beſtand ein großer Theil der Religioſität dieſes Zeitalters in dem Glauben an die Wahrſager, welche durch Beobachtung des Vogelflugs und der Eingeweide von Thieren das Gegenwärtige deuteten und die Zukunft erſpähten. Dieſer fromme Betrug, urſprünglich eine Frucht der Einfalt, ward bald ein ſehr brauchbares Triebrad in den Händen der Regierung. Romulus gebot ausdrücklich, daß keine Wahl geſchehen, keine Unternehmung begonnen werden ſollte, ohne die Wahrſager zu befragen. Mit gleicher Weisheit verordnete er, daß keine neuen Gottheiten in der Stadt eingeführet werden, daß das Prieſterthum zeitlebens dauern, aber keinem vor dem funfzigſten Jahre anvertrauet werden ſollte. Er verbot ihnen, Fabeln in ihre Myſterien zu mengen, und um ſie zu Volkslehrern auszubilden, hieß er ſie die Geſchichte der Zeiten beſchreiben. Unmöglich war es einem Volke, das durch ſolche Prieſter unterwieſen wurde, in gänzliche Barbarey auszuarten.

Von ſeinen andern Geſetzen ſind uns nur wenig Bruchſtücken übrig. Aus dieſen lernen wir, daß kein Eheweib, unter welchem Vorwande es immer war, von ſeinem Mann ſich trennen durfte. Der Mann aber hatte das Recht, ſein Weib nicht nur zu verſtoßen, ſondern mit Einwilligung ihrer Verwandten ſogar zu tödten, wenn er ſie auf Ehebruch, Giftmiſcherey, auf falſchen Schlüſſeln, oder auch nur auf einem Rauſch ertappte. Strenger noch waren ſeine

Geſetze

Geſetze in Hinſicht auf Eltern und Kinder; der Vater hatte gänzliche Gewalt, ſowohl über das Vermögen, als über das Leben ſeiner Sprößlinge. In jedem Alter, in jedem Range konnte er ſie verkaufen, oder ins Gefängniß werfen. Ward ihm ein ungeſtaltes Kind gebohren, ſo konnte er es wegwerfen, nachdem er den fünf nächſten Verwandten ſeine Abſicht mitgetheilet hatte. Unſer Geſetzgeber ſchien ſelbſt gegen ſeine Feinde gütiger zu ſeyn; dieſe zu tödten, oder auch nur zu verkaufen verbot er ſeinen Unterthanen, wenn ſie ſich einmal ergeben hätten. Sein Ehrgeitz beabſichtigte nichts geringers, als die Zahl ſeiner Feinde täglich dadurch zu vermindern, daß er ſie in Freunde verwandelte.

Itzt, da er ſein Volk gemehrt, und da er es geordnet hatte, befahl er es zu zählen. Die ganze Zahl der Waffenfähigen belief ſich nicht höher als auf dreytauſend Mann zu Fuß und ohngefähr eben ſo viele Reuter. Dem zufolge wurde dieſe in drey **Tribus** getheilt, deren jedem ein beſonderer Theil der Stadt angewieſen ward. Jeder der drey Tribus zerfiel in zehn **Curien**, deren jede aus hundert Mann beſtand, und als Befehlshaber einen **Centurio**, als Opferprieſter einen **Curio**, und als Gerechtigkeitspfleger zwey **Duumvirn** an ihrer Spitze hatten. Nach der Zahl der Curien wurden die Ländereyen in dreyßig Bezirke getheilet, mit Vorbehalt eines Bezirks zum öffentlichen Gebrauch, und eines andern zu den gottesdienſtlichen Ceremonien. Die Einfalt und Nüchternheit der Zeiten erhellt am beſten aus der Bemerkung, daß ein Bürger nicht mehr als zwey Acker Landes zu ſeinem Unterhalt bekam. Von der obgedachten Reuterey wurden zehn aus jeder Curie gewählet. Ihnen lag es ob, die Perſon des Königs in der Schlacht zu decken. Aus ihnen beſtand ſeine Leibwache.

wache. Von ihrer Hurtigkeit im Kriege, oder auch etwa von dem Nahmen ihres erſten Befehlshaber erhielten ſie den Nahmen der **Celeres**, welcher mit unſerer **leichten Reuterey** ohngefähr gleichbedeutend iſt.

Es konnte nicht fehlen, daß eine ſo weiſe Staatseinrichtung nicht neue Bürger herbeygelockt hätte. In der That ſtrömten deren ganze Schaaren aus den benachbarten Flecken herbey, und um die Dauer des Staates zu ſichern, ſchien es an nichts anderm als an Weibern zu mangeln. Dieſem großen Bedürfniſſe abzuhelfen, ſandte Romulus, auf den Rath des Senats, Geſandte zu den benachbarten Sabinern, welche ihnen ein Bündniß antragen und unter dieſer Bedingung ihnen Freundſchaft und die innigſte Verſchwägerung anbieten mußten. Die Sabiner, eines der kriegeriſchſten Völker Italiens, verwarfen den Antrag mit Verachtung. Höhniſch fragten einige, warum Romulus, der für flüchtige Sklaven eine Freyſtadt geöffnet habe, nicht eine andre für Metzen und Landſtreicherinnen öffne? Dieſe Antwort verdroß die Römer. Um beydes ſeinen Unwillen zu befriedigen, und die Stadt zu bevölkern, beſchloß der König, was ihren Bitten abgeſchlagen war, durch Gewalt zu erzwingen. In dieſer Abſicht ward in allen benachbarten Landſchaften ein Feſt zu Ehren des Neptun ausgerufen, und zur Feyer deſſelben wurden prächtige Anſtalten getroffen. Der Sitte nach begannen dieſe Feſte mit Opfern und endigten mit den Kampfſpielen der Ringer, Fechter und Wettrenner. Die Sabiner waren, der Erwartung des Königes gemäß, die erſten, die ſich mit ihren Weibern und Töchtern zu dem Schauſpiele drängten. Auch aus den umliegenden Gegenden eilten Haufen von Einwohnern herzu, und wurden von den Römern mit herzlicher

Gaſtfreundſchaft empfangen. Mitterweile begannen die Spiele; Augen und Ohren der Zuſchauer waren gefeſſelt. Mit einmal ſtürmte eine Anzahl römiſcher Jünglinge mit gezogenen Schwertern unter ſie, bemächtigte ſich der Jungfrauen und der ſchönſten Weiber, und ſchleppte mit Gewalt ſie hinweg. Umſonſt ereiferten ſich die Zuſchauer über dieſen Bruch der Gaſtrechte; umſonſt widerſtanden die Jungfrauen anfangs den Zumuthungen ihrer Räuber. Beharrlichkeit und Liebgekoſe errang am Ende, was die Schüchternheit zuerſt verſagte. Und dieſe Verräther, anfangs die Gegenſtände ihres Abſcheues, wurden bald die Vorwürfe ihrer zarteſten Gefühle.

Nicht ſo leicht, als die geraubten Schönen, verziehen deren Anverwandte. Ein blutiger Krieg erfolgte. Da die Sabiner in ihrer Rache zu ſaumſelig ſchienen, ſo unterwanden die Städte **Cecina**, **Antemna** und **Cruſtuminium** ſich, die erſten, die gemeinſchaftliche Beleidigung zu ahnden. Durch die Einzelnheit ihrer Einfälle aber erleichterten ſie dem Romulus ihre Bezwingung. Zuerſt überwältigte er die Cecinenſer, erſchlug ihren König **Acron** im Zweykampf, und brachte ſeine Waffen als **reiche Beute** dem **Jupiter Feretrius** auf dem nehmlichen Flecke als Opfer dar, auf welchem in der Folge das Capitol erbauet wurde. Die Antemnater und Cruſtuminier hatten das nehmliche Schickſal; ihre Heere wurden überwältigt, und ihre Städte eingenommen. Der Sieger bediente ſich ſeines Sieges jedoch mit großer Milde. Statt die Städte zu zerſtören, oder die Zahl der Einwohner zu mindern, legte er blos eine römiſche Colonie hinein, um wider fernere Einfälle ihm zu einer Art von Grenzwehr zu dienen.

Tatius,

Tatius, König von Cures, einer Sabiniſchen Stadt, war der letzte, aber auch der fürchterlichſte, der den Schimpf ſeines Landes zu rächen übernahm. An der Spitze von fünf und zwanzig tauſend Mann drang er ins Römiſche Gebiet ein. Ohngeachtet der Ueberlegenheit ſeines Heeres, verſchmähete er die Kriegsliſt nicht. Tarpeja, die Tochter des Befehlshabers vom capitoliniſchen Hügel, fiel in ſeine Hände, als ſie aus den Mauern der Stadt gieng, um Waſſer zu hohlen. Durch große Verheißungen überredete er ſie, ihm eines der Thore zu verrathen. Zur Belohnung bedung ſie ſich dasjenige aus, was die Krieger an ihren Armen trügen. Die Armringe meinte ſie. Jene aber, es ſey nun aus Mißverſtändniß, oder um ihre Verrätherey zu ſtrafen, warfen, wie ſie ins Thor drangen, ihre Schilder über ſie her, unter deren quetſchendem Gewichte ſie ſtarb. Itzo im Beſitz des capitoliniſchen Hügels, konnten die Sabiner den Krieg nach ihrem Belieben fortſetzen. Eine Zeitlang fielen nichts, denn leichte Scharmützel vor. Das Ermüdende dieſer Art zu kriegen erſchöpfte jedoch beyde Partheyen; beyde wünſchten Frieden, keine wollte ſich herablaſſen ihn zu erbitten. Wie gewöhnlich ſollte auch diesmal der Friede erſt erfochten werden, und beyde Partheyen beſchloſſen, ihre Zwiſtigkeiten in offner Feldſchlacht zu entſcheiden. Ein allgemeines Gefecht erfolgte, und ward einige Tage nach einander mit beynah gleichem Erfolg erneuert. Beyde Heere kämpften für alles, was ſie am koſtbarſten hatten. Keines konnte ſich entſchließen nachzugeben. In dem Thale zwiſchen dem capitoliniſchen und quirinaliſchen Hügel ward die letzte Schlacht gefochten. Schon war ſie allgemein geworden und das Blutvergießen groß, als plötzlich die Aufmerkſamkeit der Kämpfer von den Scenen des Schreckens vor ihnen, auf ein Schauſpiel

von

von unendlich rührenderer Art gelenket wurde. Mit fliegendem Haare und fließenden Gewändern ſtürzten die geraubten Sabinerinnen ſich zwiſchen die Kämpfer, fühllos für jede andere Gefahr, als diejenige ihrer Väter, ihrer Ehegatten und ihrer Kinder. **Uns, uns,** riefen ſie, **treffen eure Waffen ihr Mordluſtigen, uns, die einzige Urſache eurer Erbitterung. Uns geziemet es zu ſterben, wenn anders geſtorben ſeyn ſoll, damit wir nicht einſam und elend den Fall unſerer Gatten und Verwandten überleben.** Einem ſo rührenden Schauſpiel vermochten die Streiter nicht zu widerſtehen. — Wie verabredet ließen beyde Theile die Schwerter ſinken, und ſahen dem Herzerſchütternden Auftritt mit ſchweigender Betäubung zu. Die Thränen und das Flehen der Weiber und der Töchter ſiegten endlich. Ein Vergleich erfolgte, in welchem ausgemacht ward, daß Romulus und Tatius hinfort gemeinſchaftlich, mit gleicher Macht und gleichen Vorrechten in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Senat aufgenommen werden, daß die Stadt ihren Nahmen behalten, die Bürger aber denjenigen der **Quiriten**, den die Sabiner bisher getragen, führen, und daß alle Sabiner, die Luſt hätten, ſich in der neuen Stadt niederzulaſſen, die Vorrechte der urſprünglichen Bürger genießen ſollten. So diente jeder Sturm, der dem werdenden Reiche den Untergang zu drohen ſchien, bloß zur Vermehrung ſeiner inneren Kraft. Die Krieger des nehmlichen Heeres, das am Morgen der Stadt Zerſtörung und Vertilgung gedrohet hatte, ließen ſich am Abend mit Freuden unter die Zahl ſeiner Bürger aufnehmen. Romulus ſahe ſein Gebiet, und ſeine Unterthanen in wenigen Stunden um mehr denn die Hälfte verſtärkt; und recht als ob das Glück ſeinen Ehrgeitz auf alle

Weiſe

Weiſe hätte begünſtigen wollen, mußte es ſich fügen, daß Tatius, der einige ſeiner Bürger, die die Lavinier geplündert und ihren Geſandten umgebracht hatten, in Schutz nahm, von dieſen umgebracht wurde, ſo daß Romulus noch einmal Alleinherrſcher von Rom wurde.

Rom, das durch den neuen Zuwachs ſeiner Macht außerordentlich an Kräften gewonnen hatte, fieng an ſeinen Nachbaren fürchterlich zu werden; und es iſt leicht zu erachten, daß es der Eiferſucht der einen und dem Ehrgeitz der andern nie an Vorwand zu neuen Kriegen mangeln konnte. **Fidenä** und **Kameria**, zwo benachbarte Städte, wurden überwältiget und erobert. Auch **Veji**, einer der mächtigſten Staaten Hetruriens, hätte beynahe dies Schickſal gehabt. Nach zwey blutigen Niederlagen baten ſie um Frieden und Bündniß und erhielten beydes unter der Bedingung, daß ſie ſieben kleine Städte an der Tiber mit ſammt den Salzgruben an dieſem Fluſſe den Römern abtreten, und zu größrer Sicherheit Geißeln ſtellen mußten.

So ungewöhnliches Glück erhob den Stolz des Eroberers. Statt ſich innerhalb der Schranken zu halten, die ſeiner Macht mit ſo vieler Weisheit vorgezeichnet waren, fieng er an nach unumſchränkter Gewalt zu ſtreben, und Geſetze, denen er unbedingten Gehorſam angelobet hatte, nach Gefallen abzuändern. Der Senat, der ſich blos zu Werkzeugen des Despotismus gemißbraucht ſah, verſchwor ſich zu ſeinem Untergange. Die Art, wie ſie ihn aus dem Wege geräumet haben, iſt nicht genau bekannt. Einige ſagen, er ſey im Senathauſe in Stücken zerriſſen worden; andere, er ſey während einer Muſterung verſchwunden. So viel iſt gewiß, daß die Heimlichkeit der That, und das Verſtecken ſeines Körpers ihnen

nen Gelegenheit gab, der Menge einzureden, er ſey in den Himmel entrückt worden. — Als einen König hatten ſie ihn nicht dulden wollen, als einen Gott ihn zu ehren, waren ſie zufrieden.

So gelangte Romulus nach ſieben und dreyßigjähriger Regierung und einem gewaltſamen Tode, auf die feyerliche Erklärung des Senators Proclus, daß er ihm erſchienen ſey und verlangt habe, unter dem Nahmen Quirinus angerufen zu werden, zu Tempel, Altäre und göttlicher Ehre.

In dem Karakter dieſes Fürſten erblicken wir wenig mehr, als was von einem ſolchen Zeitalter zu erwarten ſteht, große Mäßigung und großen Kriegsmuth, gewöhnlich die ganze Liſte wilder Tugenden. Nichts deſtoweniger flößt die nachfolgende Größe des römiſchen Reiches uns eine Art von Bewunderung gegen ſeinen Stifter ein, ohne daß wir gerade unterſuchen ſollten, welche Anſprüche er zu dem Titel eines Helden habe.

Drittes Kapitel.

Von Romulus Tode bis zum Tode des Numa Pompilius, zweyten Königes in Rom.

J. d. St. 38. Rom war itzo bereits ein ziemlich furchtbarer Staat geworden. Seine Macht beſtand aus ſechs und vierzig tauſend Streitern zu Fuß und aus tauſend Reutern. Einen ſo zahlreichen und verſchiedenartigen Haufen von Menſchen unter den Gehorſam eines Einigen zu vereinen, war nicht leicht; und in der That ſchien die Stadt über die Wahl eines Nachfolgers ſehr getheilt. Die Sabiner wünſchten, daß man aus

ihrem

ihrem Mittel einen König wähle, die Römer aber hielten ſich nicht verpflichtet, einen Fremden zum Throne zu befördern. In dieſer Verlegenheit übernahm es der Senat, die Stelle des Königs zu vertreten, indem jedem ſeiner Mitglieder nach der Reihe die Regierung ſammt allen Ehren und Rechten der Königswürde auf fünf Tage übertragen wurde. Dieſe Einrichtung dauerte ein Jahr. Vielleicht dachte der Senat, durch Beybehaltung derſelben, die Obergewalt in ſeinem Mittel zu erhalten; vielleicht wartete er nur auf ein würdiges Subjekt, das er mit der königlichen Würde hätte bekleiden können. Allein den Plebejern gefiel die neue Regierungsart nicht. Sie ſahen, daß ihre Herren dadurch ins Unendliche vervielfältiget wurden, und drangen auf Abänderung derſelben, wobey ſie es dem Senat jedoch frey ſtellten, entweder einen König, oder zwey jährliche höchſte Obrigkeiten aus ihrem Mittel zu wählen. So zur Wahl genöthiget, debattirte der Senat eine Zeitlang über die ſchicklichſte Form, bis man endlich eins ward, daß die eine Parthey wählen, und aus der andern gewählet werden ſollte. So glaubte man würde der König beyden gleiche Verpflichtung haben, den einen als ſeinen Landsleuten, den andern als den Urhebern ſeines Glücks. Dieſem Schluſſe zufolge ward dem römiſchen Theile des Senats die Wahl überlaſſen, der dann den **Numa Pompilius**, einen Sabiner, erkohr, eine Wahl, die den allgemeinen Beyfall ſowohl des übrigen Theils des Senats als des Volks erhielt.

Numa Pompilius war etwa vierzig Jahr alt. Schon lange hatte er ſich durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und muſterhaften Wandel ausgezeichnet. Geübt in aller Gelehrſamkeit und Philoſophie der Sabiner, lebte er zu Cures in der Stille und

Glückſeligkeit des Privatlebens, und drängte ſich nimmer zu den Würden des Staates. Nicht wenig Ueberwindung koſtete es ihm demnach, die angebotne Würde anzunehmen; eine Zeitlang ſchlug er ſie in der That eigenſinnig aus; aber die Aufforderung ſeines Vaters und das Zureden der Botſchafter, die von Rom aus an ihn geſandt waren, bewegte ihn endlich, ſeine häusliche Ruhe dem Beſten der Geſellſchaft aufzuopfern. Er nahm die Königswürde an, und dieſe Annahme veranlaßte eine Freude, daß es nicht ſowohl ſchien, das Volk habe einen König als ein Königreich gewonnen.

Die Römer weideten ſich immer an dem Gedanken, daß die Vorſehung die verſchiedenen Neigungen ihrer Könige recht gefliſſentlich den verſchiedenen Bedürfniſſen des Volks angemeſſen habe, und man muß geſtehen, daß ſie ſich in gegenwärtiger Gelegenheit nicht irrten. Kein Monarch konnte in den damaligen Umſtänden paſſender für ſie ſeyn, als Numa. Noch beſtand der Staat aus einer Menge kleiner, jüngſt unterworfener und nur ſehr loſe aneinander geknüpfter Geſellſchaften. Wie ſehr bedurfte er demnach eines Herrn, der durch ſeine Geſetze und Vorſchriften die rohen Gemüther milderte, und ihnen durch ſein Beyſpiel Liebe zur Tugend und zur Religion einflößte. Ein ſolcher war Numa. Unter ihm ward das Volk unterwürfiger und geſelliger; unter ihm ſog es jenen religiöſen Enthuſiasmus ein, der es in der Folge als Eroberer unüberwindlich machte. Zeitalter dauerte und wirkte dieſer Geiſt durch dies wunderbare Volk, und belegte den Lehrſatz der Geſchichte, daß Tapferkeit, durch den Aberglauben unterſtützt, durchaus unwiderſtehlich iſt.

Numas Regierung war der Triumph aller fried-lichen Tugenden. Liebe zur Frömmigkeit und Ehr-furcht für die Götter ſeinem Volke einzuflößen, war das Geſchäft ſeines Lebens. Er bauete Tempel, ſtif-tete Feſte, und überredete das Volk, durch die Hei-ligkeit ſeines Lebens, daß er mit der Göttin **Egeria** heimlichen Umgang pflege. Auf ihren Rath bauete er den Tempel des **Janus**, der in Friedenszeiten verſchloſſen, und im Kriege offen war. Er ordnete **Veſtalinnen**, viere an der Zahl, denen große Vor-rechte zugeſtanden wurden, jenes zum Beyſpiel, daß die Faſcen, oder Inſignien der königlichen Würde, ihnen vorgetragen wurden, und daß ſie Miſſethäter, die ihnen von ohngefähr in den Weg traten, begna-digen durften. Er errichtete die Geſellſchaft der **Pontificen**, in deren Mitte er ſelbſt trat; er ſtiftete den Orden der **Salier** und der **Fecialen**, Prieſter, deren jenen oblag, die **Ancilia**, einen heiligen Schild, der vorgeblich vom Himmel gefallen und mit Roms Unbezwinglichkeit innigſt verbunden war, zu bewah-ren, dieſen, die Gerechtigkeit der Kriege zu unterſu-chen, und ihn mit großer Feyerlichkeit anzukündigen.

Zur Aufmunterung des Ackerbaues theilte er die Ländereyen, die Romulus durch Krieg gewonnen hatte, unter den ärmeren Theil des Volks aus. Er milderte die Strenge der Geſetze, die das Verhält-niß zwiſchen Vätern und Kindern feſtſetzten, und ver-bot, daß ein Vater ſeinen ſchon verheyratheten Sohn verkaufen ſollte; angeſehn es ungerecht ſey, daß ein Weib, das einen Freyen geheyrathet hatte, ſolle ge-zwungen werden mit einem Sklaven zu leben. Er berichtigte den Kalender, und hob allen Unterſchied zwiſchen Römern und Sabinern auf, indem er das Volk nach ſeinen Beſchäftigungen eintheilte, und es mit

einander zu leben nöthigte. Durch dieſes Mittel wurden die beyden Nationen bald bis zur innigſten Verſchmelzung in einander gemiſcht. Unter ſolchen Beſchäftigungen erreichte Numa das vier und achtzigſte Jahr ſeines Lebens, und das drey und vierzigſte ſeiner friedlichen Regierung, die er mit einem eben ſo friedlichen Tode krönte. Vor ſeinem Hinſcheiden befahl er, wider die Sitte der Zeiten, ſeinen Leichnam in einem ſteinernen Sarge, und ſeine Ceremonienbücher, deren zwölf in lateiniſcher, zwölf in griechiſcher Sprache geſchrieben waren, in einem andern neben ihm zu begraben. Vierhundert Jahre nachher wurden letztere gefunden, und auf Befehl des Senates, der die darin enthaltnen Myſterien dem Volke zu enthüllen für ſündlich hielt, zu Aſche verbrannt; ein ſonderbares Merkmal der Ehrerbietung, das dieſe Werke vielleicht vor dem Gelächter der Nachwelt rettete.

Viertes Kapitel.

Von Numas Tode bis zum Tode des Tullus Hoſtilius, dritten Königs von Rom.

J. d. St. 81. Nach Numas Tode fiel das Regiment wieder an den Senat, und blieb bey ihm bis das Volk mit einmüthiger Beyſtimmung des andern Zweigs der Verfaſſung, den Tullus Hoſtilius zum König wählte. Dieſer, ein Enkel eines edlen Römers, der in dem Kriege wider die Sabiner ſich hervorgethan hatte, war in jeder Rückſicht ſeinem Vorfahren unähnlich, und eben ſo kriegsluſtig und beynah noch unternehmender, als der Stifter des Reichs geweſen war. Er

ſuchte

ſuchte alſo nur einen Vorwand, um ſeine Kriegsmacht ins Feld zu führen.

Dieſer Vorwand war bald gefunden, und zwar waren die Albaner die erſten, die dem neuen König Gelegenheit gaben, ſeinen Lieblingsneigungen nachzuhängen. Zwey benachbarte Völker, beyde kampfbegierig, beyde gewiſſermaßen vom Raube lebend, ermangeln nimmer eines Vorwandes um die Gewaltthätigkeit eines erſten Angriffs zu beſchönigen. Einige römiſche Schäfer, ſcheint es, hatten zuerſt einen Einbruch in das albaniſche Gebiet gewagt; die Schäfer von Alba vergolten ihnen Gleiches mit Gleichem; Botſchafter wurden von beyden Staaten abgeſandt, um ſich über die verübten Beleidigungen zu beklagen; keine Genugthuung folgte; der Krieg ward erklärt, ohne daß irgend eines den Vorwurf, der angreifende Theil geweſen zu ſeyn, auf ſich wollte kommen laſſen. Manche Gründe hätten dieſe beyden Völker hindern ſollen mit einander zu brechen. Nicht nur waren ſie von einerley Ahnen entſproſſen, und manche von ihnen durch die Bande der Blutsverwandſchaft mit einander verbunden; ſondern es gab auch in der Nähe manchen heimlichen Feind, der nur auf Gelegenheit lauerte, um über beyde herzufallen.

Entſchloſſen, das Schickſal ihrer Reiche durch das Schwert zu entſcheiden, denn in dieſen barbariſchen Zeiten war beynahe jede Schlacht entſcheidend, trafen die römiſchen und albaniſchen Heere ohngefähr fünf Meilen von Rom auf einander. Eine Weile ſtanden ſie in Schlachtordnung einander gegenüber, das Zeichen zum Angriff erharrend, und murrend über die Verlängerung jener furchtbaren Zwiſchenfriſt, die vom Tode oder Siege ſie noch trennte. Mit einmal trat der albaniſche Feldherr aus den Gliedern ſeines Heeres hervor. Sein unerwarteter Vorſchlag

dämpfte den Ungeſtüm der Krieger. Durch einen Zweykampf erbot er ſich den Streit entſcheiden zu laſſen; das Heer, deſſen Kämpfer unterliegen würde, ſollte den Ueberwindern gehorchen. Ein Vorſchlag wie dieſer, konnte dem raſchen Geiſt des römiſchen Königs nicht anders denn willkommen ſeyn. Auch ſeine Krieger ergriffen ihn mit Freuden. Ihrer jeder hoffte der Ehre, für das Vaterland kämpfen zu dürfen, gewürdigt zu werden; manche tapfere Männer drängten ſich in die Wette zu dieſer großen Rolle, und nur der Zufall vermochte den Zwiſt zu entſcheiden. Es traf ſich, daß grade in jedem der beyden Heere Drillinge vorhanden waren, im Römiſchen die **Horatier**, im Albaniſchen die **Curiatier**, Jünglinge von anerkannter Stärke, Tapferkeit und Geſchicklichkeit. Dieſen beſchloß man die Sache des Vaterlandes anzuvertrauen. Eide wurden geſchworen, feyerliche Gelübde gelobet, damit die Ueberwundnen durch die Furcht der Götter genöthiget würden, dem Winke des Schickſals zu gehorchen. Und itzo traten die Kämpfer unter den Gebeten, den Zurufungen und dem Feldgeſchrey ihrer Mitbürger auf die Wahlſtatt. Man erinnerte ſie an ihre vorigen Thaten. Man ſtellte ihnen vor, daß ihre Väter, ihre Mitbürger, die Götter ſelber, Zuſchauer ihres Kampfes wären. Itzo dachte das Volk, würden ſie auf einander einſtürmen; allein ſie legten die Waffen nieder und umarmten einander mit allen Merkmalen der zärtlichſten Freundſchaft. Gemahnet durch die Wichtigkeit ihres Geſchäftes, ermannten ſie ſich jedoch bald wieder, und der Kampf begann. Unbekümmert um ſeine eigene Erhaltung, ſuchte jeder nur den Untergang ſeines Gegners. In ſchrecklicher Stille ſtanden beyde ſchauende Heere, zitterten bey jedem Streiche, halfen mit Mienen und Gebärden ihren Kämpfern kämpfen.

Lange

Lange ſchwankte der Sieg. Endlich ſchien er ſich wider die Römer zu erklären, von deren Tapfern ſchon zween todt auf dem Boden lagen, während der einzige übrige die drey ſchwer verwundeten Curiatier, die ihm langſam nachfolgten, durch die Flucht um Gnade zu bitten ſchien. Itzo waren die Albaner ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig. Sie erhoben ein lautes Freudengeſchrey, während die Römer die Feigheit ihres Streiters mit bitterm Ingrimm verwünſchten. Sie wurden jedoch bald mit ihm ausgeſöhnet; ſie merkten, daß ſeine Flucht bloße Verſtellung ſey, daß er durch ſie ſeine Gegner, deren vereinigten Macht er nicht widerſtehen konnte, nur zu trennen ſuche: denn plötzlich wandte er mitten in ſeinem Laufe ſich um, ſtürmte auf den, der ihm am nächſten folgte, ein, und ſtreckte ihn todt zu ſeinen Füßen. Herbey eilte der zweyte Bruder um den Fallenden zu unterſtützen, und hatte das nehmliche Schickſal. Langſam und mühſelig ſchleppte der einzige noch übrige Curiatier ſich heran. Wunden und Erſchöpfung machten jedes Widerſtandes ihn unfähig. Er ſank unter des Siegers erſtem Streiche. Roms Obergewalt ward anerkannt und das albaniſche Heer ergab ſich ohne Widerrede.

Ein ſo glänzender und mit ſo glorreichen Folgen bekränzter Sieg berechtigte den Ueberwinder zu allen Ehrenbezeugungen, die Rom gewähren konnte. Aber gerade, als ob keine Tugend dieſes Zeitalters ohne Makel ſeyn ſollte, ward die nehmliche Hand, die den Morgen das Vaterland gerettet hatte, noch vor Abend mit dem Blute einer Schweſter beſudelt. Der triumphirende Horatier hielt ſeinen Einzug. Seine Schweſter begegnete ihm, jammernd, wehklagend um den Untergang ihres Geliebten, des einen der gefallenen Curiatier, deſſen Verlobte ſie geweſen

war. Unglücklicher Weiſe erblickte ſie unter dem Raube des Siegers ein Gewand, das ſie mit eigenen Händen für ihren Liebling gewürket hatte. Uebermannt von wilden Schmerzen, überſchüttete ſie ihn mit den blutigſten Schmähungen. Der ſtolze Jüngling, durch ihre Reden erbittert, und beſchämt, eine Schweſter von ſo wenigem Gemeingeiſt zu haben, zuckte ſein Schwert und erſtach ſie. — Dieſe That empörte den Senat aufs äußerſte. — Von der Obrigkeit ward der Mörder zum Tode verdammt; aber das Volk, an welches er appellirte, begnadigte ihn.

Hoſtilius beſchloß, ſeinen Sieg möglichſt zu benutzen. Nicht nur beſchloß er, Albas Unterwerfung zu ſichern, ſondern auch Veji und Fidenä zu züchtigen, die alle Anſtalten getroffen hatten, um das Joch abzuſchütteln. — Beyde Abſichten erreichte er. Ein Sieg über die letzten entkräftete ſie auf lange Zeit; Alba ward, nachdem ſein Feldherr **Metius Suffetius** des Hochverraths überführet und mit Pferden zerriſſen worden war, gänzlich zerſtöret, und ſeine Einwohner wurden nach Rom verpflanzt, wo manche derſelben vom König in den Senat aufgenommen wurden.

Zunächſt wandte Tullus ſeine Waffen wider die Sabiner, über die er vermittelſt ſeiner Reuterey, der die Feinde nicht zu widerſtehen vermochten, einen ausgezeichneten Sieg erfocht. So ſchien jeder neue Krieg, der andere Staaten entvölkerte, dem Römiſchen neue Kraft und neuen Zuwachs zu verſchaffen. Ueberzeugt vielleicht, daß der Zuſtand immerwährender Feindſeligkeiten ſeinem Volk am zuträglichſten ſey, hatte Tullus kaum die Sabiner gedemüthiget, als er mit den Latiern einen Krieg anfieng, der jedoch auf beyden Seiten nur ziemlich läßig geführet wurde. Keine

ne Schlacht ward geliefert, keine Stadt erobert, Medalla ausgenommen, welche ſchon vorher eine römiſche Kolonie hatte einnehmen müſſen, ſich aber wieder aufgelehnet hatte. Tullus ließ den Ort von Grund aus zerſtören, um für die Zukunft ähnlichen Empörungen vorzubeugen. Der Krieg mit den Latiern dauerte übrigens den ganzen Reſt ſeiner Regierung hindurch, deren letzte Jahre ſehr ſtürmiſch waren. Wunderzeichen ſchreckten das Volk. Eine Hungersnoth erfolgte, die der König nicht abzuhelfen vermochte. — Zwey und dreyßig Jahr hatte er regieret, als er, wie einige ſagen, durch einen Blitzſtrahl, wie glaublicher iſt, durch Meuchelmord umkam.

Fünftes Kapitel.

Von Tullus Hoſtilius Tode bis zum Tode des Ancus Martius.

Nach einem abermaligen Zwiſchenreiche ward Ancus Martius, ein Enkel Numas, vom Volke zum Könige erwählet, und vom Senat in ſeiner Würde beſtätiget. J. d. St. 115. Als Numas Abkömmling, ſchien er ſeinen großen Ahnen zu ſeinem Muſter zu wählen. In der That hatte die Natur ihn untüchtig gemacht, im Kriege eine große Rolle zu ſpielen. Einer ſeiner Arme war dergeſtalt gekrümmet, daß er ihn nicht ausſtrecken konnte, welches ihm eben den Zunamen Ancus erwarb. Er erſetzte dies Gebrechen jedoch durch die ſorgſamſte Aufmunterung aller Künſte des Friedens. Er ſtiftete das heilige Ceremoniel, das vor einer Kriegserklärung hergehen ſollte; er bemühete ſich dem Volke einzureden, daß alles Unglück, wel-

ches es unter dem vorigen Könige betroffen hatte, blos der Vernachläßigung der Götter zuzuſchreiben ſey; er ergriff jede Gelegenheit ſeine Unterthanen von den kriegeriſchen Uebungen zu den ſtillen Geſchäften des Landbaues zurückzurufen.

Dieſe Gemüthsart ward ihm von den benachbarten Mächten als Feigheit nicht als Weisheit angerechnet. Die Latier begannen neue Einfälle in ſein Gebiet, und zwangen ihn gewiſſermaßen durch ihre Beleidigungen zum Kriege. Aber auch hier blieb Ancus ſeinen Grundſätzen getreu. Er ſchickte einen Herold, um ihnen den Krieg zu erklären. Feſtlich gekleidet, und einen Wurfpfeil mit eiſerner Spitze in der Hand, trat er an die Gränzen des Feindes, rief den Krieg feyerlichſt aus, und ſchleuderte den Wurfpfeil aus allen Kräften ins feindliche Gebiet. Der Erfolg des Krieges war ſeiner Gerechtigkeit gemäß. Ancus überwand die Latier, zerſtörte ihre Städte, verpflanzte die Einwohner nach Rom, und vergrößerte ſein Gebiet durch einen Theil des Ihrigen. Nicht weniger glücklich dämpfte er einen Aufſtand der Vejer, Volſcer und Fidenater, und gewann auch über die Sabiner einen neuen Sieg.

Dieſe Thaten im Felde waren jedoch ſeinen Werken daheim nicht zu vergleichen. Er bauete Tempel, befeſtigte die Stadt, errichtete ein Gefängniß für Miſſethäter, und legte an der Mündung der Tiber den Hafen Oſtia an, wodurch er ſeinen Unterthanen den Handel auf dieſem Fluſſe, und die angränzenden Salzgruben verſicherte. Nicht weniger ließ er ſich angelegen ſeyn, angeſehene Fremdlinge nach Rom zu ziehen. Die Vorrechte, deren ſie genoſſen, und die Gerechtigkeit, die er allen auf gleiche Weiſe angedeihen ließ, lockte Schaaren angeſehener Perſonen aus allen Theilen Italiens dahin, die nicht nur die Reichthümer

thümer ſeiner Bürger vermehrten, ſondern auch zur Verfeinerung ihrer Sitten beytrugen. Unter dieſen war auch **Lucumon**, der hernach den Zunahmen **Tarquinius** annahm, und unter dem Nahmen des älteren Tarquin des Königs Nachfolger ward. Dieſer Fremde beſaß nicht nur perſönliche Vorzüge, ſondern auch ſehr große Reichthümer. Mit ſtaatsklugem Edelmuthe erbot er ſich gegen den Ancus, alle ſeine Schätze zu Gunſten der Staatsbedürfniſſe in den öffentlichen Schatz niederzulegen. Dies gewann ihm das Herz des Königs. Er ward auf das ehrenvollſte von ihm behandelt. Er ward in den Senat aufgenommen, und ſogar zum Vormund der beyden Söhne des Ancus ernannt, der, nachdem er ſeine Unterthanen bereichert und die Stadt verſchönert hatte, nach einer vier und zwanzigjährigen Regierung ſtarb.

Sechſtes Kapitel.

Von Ancus Martius Tode, bis zum Tode des Lucius Tarquinius Priſcus, fünften Königs von Rom.

Wir haben ſchon gehöret, daß dieſer **Lucius** urſprünglich **Lucumon** geheißen, und zum Vormund der beyden Söhne des Königes gewählet worden ſey. Den Beynahmen Tarquinius nahm er von der Stadt Tarquinia an, in welcher er ſich ehedem aufgehalten hatte. Sein Vater, ein Kaufmann in Korinth, hatte im Handel beträchtliche Reichthümer erworben, und ſich um einiger einheimiſcher Unruhen willen in Italien niedergelaſſen. Sein Sohn **Lucumon**, der

J. d. St. 138.

ſein

ſein Vermögen erbte, heyrathete ein Frauenzimmer von Familie in der Stadt Tarquinia; da aber ſeine Geburt, ſein Stand und ſein Vaterland den Edeln des Ortes verächtlich waren, ſo beredete ſeine Gattin ihn, ſich in Rom niederzulaſſen, als wo Verdienſte der einzige Maasſtab wären, nach dem man Menſchen ſchätze. Auf ſeiner Reiſe dahin ſoll, den Sagen nach, in der Nähe der Stadt ein Adler aus den Wolken herunter geſchoſſen ſeyn, ihm den Hut vom Kopfe gehoben, und nachdem er einigemal mit großem Geraſſel um den Wagen herum geflogen, ihm denſelben wieder aufgeſetzet haben. Seine Gattin Tanaquil, die ſich auf den Vogelflug ſcheint verſtanden zu haben, deutete dies augenblicklich als eine Vorbedeutung, daß er einſtens die Krone tragen würde, und vielleicht ward von dieſem Augenblick an der Gedanke, ſie zu erringen, in ihm rege. Im Beſitze großer Reichthümer verwandte er ſie einzig und allein zur Gewinnung der Volksgunſt. Sein Anſtand, ſeine Leutſeligkeit, ſeine häufigen Einladungen, ſeine prächtigen Vergebungen gewannen ihm die Achtung und Bewunderung eines Volkes, das, in den Künſten der Intrigue unerfahren, über die Abſichten ſolcher Gunſterweiſungen nicht grübelte.

Als nun Ancus todt und das Reich wie gewöhnlich dem Senat anheim gefallen war, bediente ſich Tarquin aller ſeiner Kunſt und ſeines Einfluſſes, um die Kinder des Königs auf die Seite zu drängen, und die Krone für ſich ſelbſten zu erhalten. — Auf den zur Wahl beſtimmten Tag entfernte er die jungen Königs-Söhne aus der Stadt, und legte dem Volk in einer Rede alle ſeine Verdienſte dar, ſeine Freundſchaft gegen ſie, ſeine Verſchwendungen um ihrentwillen, ſeine Kenntniß ihrer Verfaſſungen; dann trug er ſich ihnen zum König an. Da nun nichts in ſeiner

ner Rede war, dem man mit Grunde hätte wider-ſprechen können, ſo erreichte ſie den gewünſchten Zweck, und das Volk wählte ihn einmüthig zum Könige.

Ein dergeſtalt durch Ränke erworbenes Reich ward dennoch mit großer Billigkeit verwaltet. Um ſeine Anhänger zu belohnen, nahm Tarquinius gleich im Anfange ſeiner Regierung ihrer hundert in den Senat, deſſen Vollzahl dadurch von zwey bis drey hundert vermehret wurde. Auch die Zahl der Veſtalinnen vermehrte er von vier zu ſieben; und legte den Grund zu einem Amphitheater für Menſchen- und Thiergefechte, die in der Folge zu einer ſo ausſchweifenden Höhe getrieben wurden. Die erſten Schauſpiele waren blos Pferderennen und Fauſtkämpfe, in welchen Männer, die man zu dieſem Ende aus Etrurien verſchrieb, mit Rappieren um einen Preis ſtritten. Wie anders als in ſpätern Zeitaltern, wo man zweytauſend Gladiatoren mit einmal todt, oder itzt ſterbend auf der Schaubühne liegen ſah!

Durch die Einfälle raſtloſer Nachbaren wurden dieſe friedlichen Beſchäftigungen jedoch bald unterbrochen. Die Latier waren die erſten, über welche Tarquin triumphirte, und ſie nöthigte, um Frieden zu bitten. Dann wandte er ſeine Waffen wider die Sabiner. Noch einmal hatten dieſe ſich empöret, und waren auf einer Schiffbrücke über die Tiber gegangen um Roms Gebiet zu plündern, und wo möglich die Stadt ſelber zu verheeren. Allein Tarquin ereilte ſie am Ufer des Fluſſes, und da er eine Menge Holz am Geſtade liegen fand, ließ er es in Brand ſtecken, in den Fluß werfen und durch den Wind auf die feindliche Brücke treiben, die ſogleich in Brand gerieth und den Sabinern den Rückweg abſchnitt. Er ließ dem erſchrockenen Feinde nicht Zeit ſich zu erholen. Ungeſtüm fiel er über ihn her, und ſchlug ihn. Die

das

das Schwert ſchonte, verſchlang der Strom, und Leichname und Rüſtungen, die nach Rom hinunter gefloſſen waren, verbreiteten dort die Zeitung des Sieges noch früher, als die abgeſchickten Eilboten hätten anlangen können.

Um den Sabinern nicht Zeit zu laſſen von ihrer Niederlage ſich zu erholen, folgte Tarquin ihnen in ihr eigenes Land, und gewann einen neuen Sieg über ſie. Itzt baten ſie um Frieden. Aber nur mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles ihres Gebietes, und **Collatiens**, einer großen Stadt, fünf Meilen oſtwärts von Rom gelegen, konnten ſie ihn erkaufen. Dieſen Eroberungen folgten verſchiedne Vortheile über die Latier, denen der König eine Menge Flecken abnahm, ohne einen entſcheidenden Sieg zu gewinnen.

Die Feinde des Reiches waren itzt gedemüthiget. Aber Tarquin war nicht willens ſeine Unterthanen in Trägheit raſten zu laſſen. Er unternahm daher verſchiedne öffentliche Werke zum Nutzen und zur Verſchönerung der Stadt. Er umgab ſie mit weitläuftigeren und ſtärkeren Mauern; er ſchmückte das Forum oder den Marktplatz mit bedeckten Gängen. Er erbauete unterirrdiſche Kanäle, um die Unreinigkeiten der Stadt abzuleiten. Er verſchönerte das Amphitheater, das ſein Vorfahr begonnen hatte, und legte den Grund zum **Capitol**, deſſen Vollendung er jedoch nicht erlebte.

Unter Tarquins Regierung wuchs das Anſehn der Augurn außerordentlich. Ohne Zweifel fand dieſer ſtaatskluge König es ſeinem Intereſſe angemeſſen, einen Aberglauben zu nähren, der in der That die Unterthänigkeit des Volkes nährte. Tanaquil, des Königs Gattin, war ſehr erfahren in dieſer Kunſt. Aber von allen Virtuoſen dieſer Art, die Rom jemalen gehabt hat, war **Accius Nävius** der bey weitem berühm-

berühmteſte. Der König war bey einer gewiſſen Gelegenheit inne geworden, daß es ihm an hinlänglicher Reuterey mangle. Er beſchloß daher, die drey Geſchwader, die Romulus urſprünglich eingerichtet hatte, mit drey neuen zu vermehren. Aber der Augur widerſtand ihm. Die Götter, ſagte er, verböten in den Einrichtungen des Stifters etwas zu ändern. Der König ward zornig. Entſchloſſen des Augurs Geſchicklichkeit zu prüfen, fragt' er ihn, ob das, was er gerade itzt im Sinne habe, wohl bewerkſtelliget werden könnte? Allerdings ſagte der Augur kühnlich, nachdem er die Augurien befraget hatte. Wohlan, erwiderte der König mit höhniſchem Lächeln, ich dachte ſo eben dieſen Schleifſtein zu zerſchneiden. Schneid' immer zu! rief der Augur, und der König durchſchnitt den Kieſel wie weichen Leimen. Von nun an ward nichts in Rom begonnen, ohne die Augurn zu befragen, und ihren Rath und ihren Beyfall einzuholen. Keine Verſammlung ward beurlaubt, kein Heer geworben, keine Schlacht geliefert, kein Friede geſchloſſen, ohne das Zwitſchern und den Flug der Vögel zu Rathe zu ziehen, welche die Augurn ohne Zweifel alles ſagen ließen, was ihnen wohl gefiel.

Tarquinius, mit dem Beſitz der Königswürde nicht zufrieden, nahm auch die Inſignien derſelben an; eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Stuhl, einen Scepter mit einem Adler auf der Spitze, und einen Purpurmantel. Dieſer ſchimmernde Aufzug, der den lydiſchen Fürſten abgeborgt ſchien, mochte den Neid der Söhne des verſtorbenen Königs, die ſich ſeit ſieben und dreyßig Jahren ganz ruhig verhalten hatten, vielleicht nicht zuerſt erwecken. Tarquins Abſicht, ſeinen Schwiegerſohn, **Servius Tullius**, zu ſeinem Nachfolger zu erheben, gab ihrer Rachgier

neuen Zunder. Sie beſchloſſen des König Untergang. Zween Böſewichter, von ihnen gedungen, mußten unter dem Vorwande einer Streitigkeit beym König Gehör verlangen, und während dieſer ihrem Wortwechſel ohne einigen Argwohn zuhörete, ermordeten ſie ihn mit ihren Aexten. Die Mörder wollten entrinnen. Allein die Lictoren, die dem König aufwarteten, ergriffen ſie, und ſie bekamen ihren Lohn. Ancus Söhne, die eigentlichen Anſtifter des Mordes, retteten ſich durch die Flucht.

So fiel Lucius Tarquinius, der um von einem Nachfolger gleiches Nahmens unterſchieden zu werden, den Beynahmen Priscus erhielt, im achtzigſten Jahre ſeines Alters und im acht und dreyßigſten ſeiner Regierung. Vermöge ſeiner griechiſchen Herkunft hatte er einen Theil der freyen Künſte ſeines Vaterlandes unter ſeinen Unterthanen eingeführet, ſo daß man die Römer im Vergleich mit ihren barbariſchen Nachbaren zur Noth ein geſittetes Volk hätte nennen können.

Siebentes Kapitel.

Von Tarquinius Priscus Tode bis zum Tode des Servius Tullius, ſechſten Königs von Rom.

J. d. St. 176. Die Nachricht von Tarquinius Ermordung erfüllte alle Unterthanen mit Schmerz und Schrecken. Aus allen Gegenden der Stadt eilten die Krieger zu dem Pallaſt, um die Wahrheit des Gerüchts zu erfahren, und an ſeinen Mördern Rache zu nehmen. In dieſer Verwirrung erwog Tanaquil, wie gefährlich es

für ſie ſeyn würde, wenn einer der Verſchwornen zum Throne gelangte, und da ſie ihrem Schwiegerſohne die Krone zuzuwenden dachte, ſo verhehlte ſie ihren Schmerz ſowohl als den Tod des Königs mit männlicher Feſtigkeit. Sie verſicherte das Volk aus einem der Fenſter des Pallaſtes, daß der König nicht todt, ſondern nur durch den Hieb betäubt ſey, daß er ſich bald erholen würde, und mittlerweile ſeinem Schwiegerſohne Servius Tullius die Macht übertragen habe. Zugleich trat Servius, einer vorläufigen Verabredung gemäß, mit allen Zeichen der königlichen Würde geſchmückt und von den Lictoren begleitet, aus dem Pallaſte heraus, und traf, als geſchehe es auf Befehl des kranken Königs, einige Anſtalten zu Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Dieſe Rolle ward einige Tage geſpielet, bis ſich Servius der Gemüther der Edlen verſichert hatte. Itzt verhehlte man den Tod des Königs nicht länger. Der Senat wählte, und Servius beſtieg, ohne daß ers gewagt hätte, ſich auch um die Stimme des Volks zu bewerben, den Thron.

Servius war der Sohn einer Bäurin, die bey Verheerung einer latiſchen Stadt gefangen fortgeführet ward, und dieſen ihren Sohn in der Sklaverey gebahr. Eine Flamme ſoll einſtens, da er als Kind in der Wiege gelegen, um ſein Haupt geſpielet haben, woraus die Zeichenkundige Tanaquil auf die künftige Größe des Knabens ſchloß, ihn zu ſich nahm, ihm die beſtmöglichſte Erziehung bey Zeiten angedeyhen ließ, da er größer ward ihm ihre Tochter zur Ehe gab, und bey des Königs zunehmendem Alter ihm die Verwaltung ſowohl der häuslichen als auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Auf dieſem Poſten wußte Servius ſich ſo zu betragen, daß er das Wohlwollen des Volks, und was er ungleich höher ſchätzte, auch die Achtung des Senats erwarb.

Nachdem er als König anerkannt worden, ließ er ſein erſtes Augenmerk ſeyn, wie er die Macht des Pöbels ſchwächen, und diejenige des Senats verſtärken möchte; ein Unternehmen, das großer Schwierigkeit und Gefahr unterworfen war. Um es durchzuſetzen, mußte er zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen, und durch verſtellten Eifer für das Intereſſe des Volks gelang es ihm eine Einrichtung zu Stande zu bringen, die in der That deſſen gänzlichen Einfluß vernichtete. Die römiſchen Bürger waren bis dahin einzeln geſchätzet worden und hatten Mann für Mann gleichviel zu den Staatsausgaben beytragen müſſen. Dieſe Weiſe, die öffentlichen Bedürfniſſe zu beſtreiten, erklärte Servius für ſchreyend ungerecht, und ſchlug eine billigere Einrichtung vor, vermöge welcher jeder Bürger nach Maßgabe ſeines Vermögens geſchätzt würde. Der Pöbel, unfähig ſeine Abſichten zu durchſchauen, gab ſeinem Vorſchlage lauten Beyfall und ertheilte ihm unumſchränkte Vollgewalt, das Beſteurungsweſen nach ſeinem Gutdünken anzuordnen. Sogleich befahl Servius eine genaue Aufzählung aller Bürger Roms, ihrer Weiber und Kinder nebſt richtiger Schätzung aller ihrer Haabe und Güter. Man fand, daß ihre Zahl ſich auf mehr denn achtzigtauſend waffenfähige Männer belief, in der That kein geringer Zuwachs ſeit den Zeiten Romulus. Dieſe vertheilte er in ſechs Klaſſen. Die erſte begriff die Senatoren, Patricier und alle, die eilfmalhundert tauſend Aß, oder etwa zweytauſend Thaler unſers Geldes, (kein geringes Vermögen für die damaligen Zeiten Roms) beſaßen. Er theilte dieſe Klaſſe in achtzig Centurien, deren eine Hälfte, die aus den älteſten und würdigſten Perſonen beſtand, angewieſen ward, in der Stadt zu bleiben, und für ihre Vertheidigung zu ſorgen, während die andere, aus jungen friſchen

leuten beſtehend, dem Feldherrn folgen und die Kriege des Vaterlandes führen mußte. Ihre Waffen waren ein Wurfpfeil, ein Speer und ein Schwert; ihre Rüſtung Helm, Küraß und eherne Schienen. In dieſer Klaſſe waren auch achtzehn Centurienritter begriffen, nebſt zwey Centurien-Maſchiniſten, die dem Lager folgten. Die zweyte Klaſſe, die aus zwey und zwanzig Centurien beſtand, umfaßte alle die, welche über fünf und ſiebzig tauſend Aß im Vermögen hatten. Sie waren gerüſtet wie die erſte Klaſſe, ausgenommen, daß ſie ſtatt des Schildes eine Tartſche führten. Die dritte Klaſſe beſtand aus zwanzig Centurien, und begriff die, welche funfzigtauſend Aß beſeßen; die vierte beſtand aus eben ſo vielen, und begriff ſolche Einwohner, die fünf und zwanzig tauſend Aß beſaßen; die fünfte enthielt dreyßig, und erforderte ein Vermögen von eilftauſend Aſſen. Dieſe brauchte man hauptſächlich zu Schleuderern und irregulären Truppen. Die ſechſte Klaſſe endlich enthielt nur Eine Centurie, und begriff alle die, welche dem Staat keine andern Vortheile brachten, als daß ſie Kinder zeugten, die einſtens nützlich werden könnten. Dieſe Klaſſe bezahlte überall keine Steuern und war auch nicht genöthiget zu Felde zu ziehen. In allen andern aber beſtand, ſo wie in der erſten, die eine Hälfte aus älteren Männern, welche zur Vertheidigung der Stadt daheime bleiben mußten, die andere aus den jüngeren, die auswärts in den Heeren dienten. So ward die ganze Summe der Bürger in einhundert drey und neunzig Centurien getheilet, deren jede einen Mann von geprieſener Tapferkeit und Erfahrung an der Spitze hatte.

Nachdem die Klaſſenvertheilung der Bürger zu Stande gekommen war, gieng Servius zu ihrer

Schätzung über; dieſe geſchahe nicht wie vorhin, auf durchgehends gleichen Fuß und nach Köpfen, ſondern nach Centurien, ſo daß jede Centurie gleichviel zur Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe beytragen mußte. Da nun die Volksmenge in den untern Centurien ungleich zahlreicher war, ſo erlegten dieſe verhältnißmäßig immer weniger. Natürlicherweiſe mußte eine ſolche Erleichterung der Menge höchlich gefallen; allein ſie erwog nicht, daß ſie ſie auf Koſten ihres vorigen Einfluſſes erkaufte; denn es war nicht mehr als billig, daß die Senatoren und Reicheren, die zu den Staatsausgaben am meiſten beytrugen, auch an Verwaltung ſeiner Angelegenheiten den meiſten Antheil hatten. Servius ordnete daher, daß, ſo wie ſie ihre Abgaben nach Centurien bezahlten, auch künftig in allen öffentlichen Verſammlungen nach Centurien geſtimmt werden ſollte. — Vorhin hatte jeder Bürger für ſich geſtimmet und die überwiegende Zahl der Armen hatte alſo allezeit den Einfluß der Reichen überwogen. Jtzt war der Einfluß des Volks in Nichts verwandelt und der Senat, der mehr Centurien enthielt als alle übrigen Klaſſen zuſammen, gewann in allen Geſchäften ein beſtändiges und entſcheidendes Uebergewicht. Durch dieſen Streich der Staatsklugheit behielt das Volk nur noch den Schatten des Anſehens, womit es jedoch einige Zeitalter hindurch zufrieden blieb, bis der wachſende Luxus der Zeiten den Einen den Mißbrauch der Gewalt lehrte, und dem Andern einen Stolz einflößte, der alle Unterordnung verſchmähte.

Um den Zuwachs oder die Abnahme ſeiner Unterthanen und ihrer Güter genau zu wiſſen, führte Tullius das ſogenannte **Luſtrum** ein, eine Einrichtung, vermöge welcher ſich alle Bürger Einmal in fünf

fünf Jahren in voller Rüſtung, und nach ihren verſchiedenen Klaſſen im Marsfelde verſammeln, und hier genaue Rechenſchaft von ihrer Familie und ihren Gütern ablegen mußten. Er erlaubte auch, daß Sklaven frey gegeben, und dieſe Freygelaſſenen unter die niederen Bürgerklaſſen vertheilt werden durften.

Mit dieſem Umguß der bürgerlichen Verfaſſung verſtrich ein großer Theil von Servius langer Regierung. Er vernachläſſigte jedoch auch keinesweges die auswärtigen Angelegenheiten. Er ſchlug die Etrurier in verſchiedenen Schlachten, und triumphirte zu dreyenmalen über ſie. Billigerweiſe hätte er itzo hoffen dürfen, ſein Leben in Sicherheit und Ruhe zu beſchließen. In der That gieng er mit dem Gedanken um, die Regierung niederzulegen, dem Staat die Form einer Republik zu geben, und in ſeine urſprüngliche Dunkelheit zurückzukehren. Allein dieſer edelmüthige Entſchluß ward vereitelt ehe er ihn ausführen konnte.

Um ſeinen Thron durch jede mögliche Vorſicht zu ſichern, hatte er zu Anfang ſeiner Regierung ſeine beyden Töchter an die beyden Enkel Tarquins verheyrathet, und zwar, da er die verſchiedenen Gemüthsarten ſowohl von jenen als von dieſen kannte, die ſanftere und mildere an den kühneren und feurigeren; die ſtarrſinnige und unregierſame hingegen an den nachgebenden und ſtillen. Durch dieſe Verfügung hoffte er die Fehler eines jeden durch des andern Tugenden zu berichtigen, und durch wechſelſeitige Verſchmelzung ihrer Charaktere vollkommene Eintracht unter ihnen zu bewirken. Allein der Ausgang zeigte, daß er ſich geirret habe. **Lucius**, der Ungeſtümere und Trotzigere unter ſeinen beyden Schwiegerſöhnen, war der Lammesſtille ſeiner Gattin gar bald überdrüſſig und warf alle ſeine Neigung auf **Tullia** ſeines Bruders

Weib, welche ihrerſeits ſeine Leidenſchaft mit ſympathetiſcher Wärme erwiderte. Unfähig ihre Neigungen zu zügeln, beſchloſſen ſie bald, alle Schranken zu durchbrechen, die ſich ihrer Vereinigung widerſetzten — ermordeten jedes ſeinen Gatten, und heyratheten einander. Kein erſtes Verbrechen bleibt das einzige. Kaum hatten ſie ihre Ehegatten aus dem Wege geräumt, als ſie ſich wider den König verſchworen. Durch Vorſpiegelung der Unrechtmäßigkeit, mit welcher er eine Krone beſäße, die ihm, dem Tarquin, gebühre, verſuchten ſie eine Parthey wider ihn zu ſammeln. Allein der König betrug ſich mit ſo großer Klugheit und Mäßigung, daß Senat und Volk mit ihm zufrieden waren, und Lucius für rathſam fand, eine Reue zu heucheln, die der gute König mit aufrichtiger Verzeihung vergalt. Aber Tulliens Ehrgeitz war keiner Mäßigung fähig. Unaufhörlich von ihr aufgehetzet, fieng Lucius ſeine alten Intriguen im Senat gar bald wieder an. Die Alten ſuchte er durch Erinnerung an die Verbindlichkeiten, die ſie ſeiner Familie hätten, zu gewinnen; die Jungen durch Geſchenke fürs Gegenwärtige, und durch ungleich größere Verſprechungen für die Zukunft. Als er ſich ſolcher Geſtalt der Gemüther des Senats verſichert zu haben glaubte, trat er eines Tages, mit allen Inſignien der Königswürde geſchmückt, ins Senathaus, beſtieg den Thron und fieng an auf die Dunkelheit von des Königs Herkunft und auf ſeinen widerrechtlichen Thronraub loszuziehn. Mitten in ſeiner Rede trat Servius in Begleitung einiger Lictoren herein, ſah ſeinen Thron tolldreiſter Weiſe eingenommen, und machte Miene, den Unverſchämten herunter zu reiſſen; aber Tarquinius, der in der Blüthe der Jugend war, ſtieß den alten König ohne Mühe die Stufen ſeines Thrones hinunter. Mühſam raffte

der zitternde Greis ſich auf, und ſuchte ſich zu ſeinem Pallaſt zurück zu ſchleppen. Allein ehe er ihn erreichte, ereilten ihn die Anhänger Tarquins, ermordeten ihn, und ließen den Leichnam blutig und zerſtümmelt den Vorübergehenden zum Schauſpiel auf öffentlicher Straße liegen. Tullia, brennend von ungeduldiger Erwartung, vernahm, was ihr Gemahl gethan hatte; augenblicklich ließ ſie, um ihren Gemahl, die Erſte, als König zu begrüßen, ihren Wagen anſpannen, und auf das Senathaus jagen, wo ihre wilde Freude jeden Zuſchauer empörte. Auf der Rückkehr gab die unmenſchliche Tochter einen neuen Beweis ihrer Beſtialität. Der Fuhrmann traf von ohngefähr auf den Fleck, wo der Leichnam des todten Königs, ihres Vaters, entſtaltet und blutig lag; voll Entſetzen vor einem ſo gräßlichen Anblick, fieng er an in eine andre Straße einzulenken; aber die Abſcheuliche warf ihm den Fußſchemel an den Kopf, und hieß ihn ohne Bedenken über den Körper hinüber jagen.

Ein ſolches Ende nahm Servius Tullius, ein Fürſt von ausnehmender Gerechtigkeit und Mäßigung nach einer gedeihlichen und weiſen Regierung von vier und vierzig Jahren. Wiewohl Roms Gebiet unter ihm nicht ſehr erweitert wurde, ſo gewann es doch unter ihm eine Feſtigkeit, die dem vorübergehenden Schimmer ausgebreiteter aber übereilter Eroberungen weit vorzuziehen iſt.

Achtes Kapitel.

Von Servius Tullius Tode bis zur Verbannung Tarquins des Stolzen, letzten Königs von Rom.

J.d.St. 229. **Lucius Tarquinius**, in der Folge der **Stolze** genannt, beſchloß, den Thron mit eben der Gewaltthätigkeit, mit welcher er ihn beſtiegen hatte, zu behaupten. Unbekümmert um des Senats oder des Volks Genehmigung ſchien er die Krone durch Erbrecht in Anſpruch zu nehmen, und verweigerte dem Leichnam des verſtorbenen Königs, unter dem Vorwande, daß er ein Uſurpator geweſen, ſogar das Begräbniß. Indeſſen betrachteten alle Rechtſchaffene die Art, wie er ſich zum Throne gedränget hatte, mit Abſcheu und Verwünſchung. Dem Tyrannen entgieng es nicht. Um ſich nun des Thrones zu verſichern, ließ er alle Anhänger des letzten Königs aus dem Wege räumen, und verſtärkte hierauf die Zahl ſeiner Leibwache.

Die Staatsklugheit dieſes Despoten ſcheint hauptſächlich darinnen beſtanden zu ſeyn, daß er durch Kriege und öffentliche Arbeiten die Aufmerkſamkeit des Volks von ſich und ſeinen Handlungen ablenken möge. In dieſer Hinſicht zog er zuerſt wider die **Samniter**, die ihm den Gehorſam aufgekündigt hatten, zu Felde, und trieb ſie binnen kurzer Zeit zu paaren. Dann begann er einen Krieg mit den **Volſcern**, der verſchiedene Menſchenalter dauerte. **Sueſſa Pometia** nahm er ihnen ab, eine Stadt, die ohngefähr ſechs und zwanzig Meilen von Rom entfernt lag. Die Stadt **Gabii** machte ihm mehr Mühe. Nachdem er die Belagerung dieſes Ortes mit Verluſt hatte aufheben müſſen, nahm er zur

Kriegs=

Kriegsliſt, einem Hülfsmittel, das die Römer bisher verſchmähet hatten, ſeine Zuflucht. Sein Sohn Sextus mußte, unter dem Vorwande barbariſcher Behandlung, das Heer verlaſſen und unter den Einwohnern des Ortes eine Zuflucht ſuchen. Hier wußte er durch erheuchelten Kummer und verſtelltes Wehklagen das Zutrauen des Volks ſo ſehr zu gewinnen, daß es ihn zum Befehlshaber der Stadt, und bald nachher zum Oberfeldherrn erwählte. Glücklich in allen ſeinen Unternehmungen verſicherte er ſich ihres Zutrauens im höchſten Grade, und ſchickte dann einen getreuen Boten an ſeinen Vater um neue Verhaltungsbefehle. Statt aller Antwort führte Tarquin der Stolze den Boten in den Garten, und ſchlug in ſeiner Gegenwart den höchſten Mohnpflanzen die Köpfe ab. Sextus verſtand den Wink. Durch allerley Kunſtgriffe beraubte er die Stadt in kurzem aller ihrer vornehmſten Einwohner, deren Verlaſſenſchaft er ſorgfältigſt unter die Menge vertheilte. Der Reitz des Raubes blendete den gedankenloſen Pöbel ſo ganz gegen ſeinen herannahenden Untergang, daß er endlich, jedes Oberhauptes und Anführers beraubt, dem Tyrannen ohne Schwertſtreich in die Hände fiel. Hierauf ſchloß er einen Bund mit den Aequiern, und erneuerte das alte Bündniß mit den Hetruriern.

Während dieſer auswärtigen Kriege nahm Tarquinius ſich wohl in Acht, das Volk daheim in Müßigang hingehen zu laſſen. Er unternahm die Erbauung des Capitols, deſſen Grund bereits in einer der vorigen Regierungen geleget war; und eine ſehr auſſerordentliche Begebenheit trug zur Beſchleunigung des unternommenen Baues nicht wenig bey. Ein Weib in ſeltſamem Aufzuge erſchien zu Rom, kam zum König, und bot ihm neun Bücher feil,

die

die ſie, ihrem Vorgeben nach, ſelbſt verfertigt hätte. Der König, welcher die Talente der Verfaſſerin nicht kannte, viel weniger ahndete, daß ſie eine der berühmten Sybillen ſey, deren Weiſſagungen untrüglich befunden worden, weigerte ſich, ſie zu kaufen. Sie entfernte ſich, verbrannte drey ihrer Bücher, kam mit den ſechs übrigen zurück, und bot ſie dem Könige zu dem nehmlichen Preiſe feil. Noch einmal ward ſie als eine Betrügerin zurückgewieſen, und noch einmal gieng ſie, verbrannte abermal drey ihrer Bücher, und kehrte mit den drey noch übrigen zurück, für welche ſie noch immer den nehmlichen Preis verlangte. Erſtaunet über das Seltſame dieſes Betragens, zog Tarquin die Augurn zu Rath. Dieſe tadelten ihn höchlich, daß er die Bücher nicht alle neun gekauft habe, und machten es ihm zur Pflicht die noch übrigen zu jedem Preiſe zu erſtehen. Jtzt überließ das Weib ſie ihm, und nachdem ſie ihn ermahnet hatte, ihren Jnhalt wohl zu Herzen zu nehmen, verſchwand ſie, wie die Geſchichtſchreiber ſagen, und ward nie wieder geſehen. Tarquin ernannte zu Hütern der wunderbaren Bücher zween eigene Männer, deren Zahl in der Folge bis zu funfzehen vermehret wurde, da ſie denn den Nahmen der **Quindecemvirn** erhielten. Die Bücher ſelbſt wurden in eine ſteinerne Kiſte geleget, und ein Gewölbe in dem neuentworfenen Gebäude ward für den ſchicklichſten Ort zu ihrer Aufbewahrung gehalten. Von nun an ward der Bau mit großer Lebhaftigkeit gefördert. Jn einem an Vorbedeutungen und Anzeichen ſo fruchtbaren Zeitalter, konnt' es bey Unternehmung eines ſo wichtigen Geſchäftes an dergleichen nicht fehlen. Als der Grund des neuen Gebäudes umgraben wurde, fand man den Kopf eines Mannes, Nahmens **Tolus**, der, wiewohl er ſchon vor mehreren Jahren getödtet ward,

noch

noch ſo friſch blutete, als ſey er itzt erſchlagen worden, und von dieſem Anzeichen erhielt das Gebäude den Nahmen des **Capitols** (Kopf des Tolus). Es war zweyhundert Fuß lang, zweyhundert hoch und beynahe eben ſo breit; hauptſächlich ward es dem Jupiter geweiht, jedoch enthielt es unter dem nehmlichen Dache noch zwey Tempel, die der Juno und Minerva geweihet wurden. Ein ſo prächtiger Bau war gewiſſermaßen ein Beweis, ſowohl der Frömmigkeit des Volks, als der Aufnahme der Künſte in Rom.

Aber itzt näherte ſich die Zeit, da die Römer von einem Tyrannen befreyet werden ſollten, der mit jedem Tage neue Beweiſe ſeiner grauſamen Gemüthsart ablegte. Nachdem das Volk vier Jahre mit dem Bau des Capitols beſchäftiget worden war, ſchien ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand gelenket werden zu müſſen, und Tarquinius nützte den nichtigen Vorwand, daß die **Rutuler** einige von ihm verdammte Miſſethäter aufgenommen hätten, ihnen den Krieg zu erklären, und ihre Hauptſtadt **Ardea**, die ohngefähr ſechzehn Meilen von Rom lag, zu belagern. Während das Heer vor dem Ort im Lager ſtand, ſaßen **Sextus** des Königs Sohn, **Collatinus** und einige andere eines Abends im Zelt zuſammen und zechten. Das Geſpräch lenkte ſich von ohngefähr auf die Schönheit und Tugend ihrer Weiber; jeder pries die ſeinige; und **Collatinus** ſchlug zur Entſcheidung des Streites vor, auf der Stelle nach Rom zu reiten und ihre Weiber zu überfallen. Erhitzt vom Weine billigte die ganze Trinkgeſellſchaft dieſen Vorſchlag, warf ſich ſogleich zu Pferde, und eilte nach Rom, wiewohl die Nacht ſchon um ein ziemliches vorgerückt war. Hier fanden ſie **Lucretien**, Collatins Ehegattin, nicht, wie die übrigen Weiber ihres Standes, ihre Zeit in Schmauſen und Luſtbar-

barkeiten verſchwenden, ſondern ſitzend unter ihren Mägdchen arbeitend, und mit heiterer Miene Arbeiten unter ſie vertheilend. Ihre beſcheidene Schönheit, verbunden mit der anſtändigen Freymüthigkeit, womit ſie ihren Gemahl und ſeine Gäſte empfieng, entzückte ſie dergeſtalt, daß ſie ihr einmüthig den Preis zuerkannten, und Sextus entbrannte ſo ſehr, daß nichts als der Genuß ſeine Leidenſchaft kühlen konnte.

Zu dieſem Ende verließ er einige Tage nachher das Lager, und ſtattete einen Privatbeſuch bey Lucretien ab, die ihn eben ſo gütig, wie das vorigemal empfieng. Seine Abſichten nicht von ferne argwohnend, ſetzte ſie ſich mit ihm zum Abendeſſen, und hieß dem Geſinde ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hauſe bereiten. Mitternacht war die Zeit, die dieſer Lüſtling zu Ausführung ſeiner ſchändlichen Abſichten am ſicherſten hielt. Er ſchlich ſich in ihr Schlafzimmer, näherte ſich mit bloßem Schwerte ihrem Bette, und die Hand unverſchämter Weiſe auf ihren Buſen legend, drohete er ihr mit dem augenblicklichen Tode, wenn ſie der Büßung ſeiner Luſt ſich widerſetzen würde. Lucretie, aus tiefem ruhigem Schlummer zum gegenwärtigen Tode aufgeweckt, blieb dennoch unerſchüttert, bis dieſer Böſewicht ihr drohete, nicht nur ſie, ſondern auch ihren Sklaven zu tödten, ihn todt neben ſie ins Bett zu legen, und aller Welt dann zu erzählen, daß er beyde im Ehebruch betroffen und ermordet habe. Furcht vor der Schande erzwang, was die Todesfurcht ihr nicht hatte abgewinnen können; ſie bewilligte ſein Verlangen, und den folgenden Morgen kehrte der Ehebrecher, in ſeinem viehiſchen Triumph frohlockend, ins Lager zurück. Allein Lucretia, das Licht verabſcheuend, und das Verbrechen eines Buben an ſich ſelbſt zu rächen entſchloſſen, ließ unverzüglich ihren

ihren Gemahl **Collatinus** und ihren Vater **Spurius** zu Hauſe fordern, ſintemal ein unauslöſchlicher Schimpf die Familie betroffen hätte. Sie gehorchten dem Aufgebot auf der Stelle. Mit ihnen kam **Valerius** ein Verwandter ihres Vaters, und **Junius Brutus**, ein vermeinter Blödſinniger, deſſen Vater Tarquin ermordet hatte, und der dem Boten zufälliger Weiſe unterwegs begegnet war. — Ihre Ankunft erneuerte und erſchwerte Lucretiens ſtechenden Schmerz. Sie fanden ſie in einer Art geſetzter Verzweifelung, und verſuchten umſonſt, ſie zu beruhigen. „Nein,“ ſagte ſie, „nie wird nach dem Verluſt meiner Ehre etwas fähig ſeyn, mich an das Leben zu feſſeln. Eine entweihte Elende ſiehſt du vor dir, mein Collatinus, eine Unglückliche, deren Leib die Beute eines Räubers, deren Herz aber nie einen Augenblick von dir entfremdet wurde. Unter der Larve der Freundſchaft hat Sextus mir dieſe Nacht einen Schatz geſtohlen, den nur der Tod mir wieder geben kann. — Ihr aber, wenn ihr Männer ſeyd, ſo rächet meine Sache, und laßt die Nachwelt wiſſen, daß Lucretia, die ihre Tugend verlohr, keinen Tröſter finden konnte als den Tod.“ So ſprach ſie, zog einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, und ſtieß ihn ſich ins Herz. Ohne Seufzer gab ſie den Geiſt auf. — Schmerz, Entſetzen, Unwillen ſchüttelte die Zuſchauer wechſelsweiſe. Spurius und Collatinus brachen in Thränen aus. Aber Brutus zog den rauchenden Dolch aus Lucretiens Todeswunde, hob ihn gen Himmel, und „Seyd Zeugen ihr Götter, rief er, daß ich von dieſem Augenblick an mich zu Lucretiens Rächer weihe; von dieſem Augenblick an gelob’ ich Tarquinen und ſeinem wollüſtigen Hauſe ewigen Haß. Und dies Leben, ſo lang es mir gefriſtet wird, ſoll von Stund’ an kein ander Ziel, kein ander Augenmerk haben,

haben, als den Sturz der Tyrannen, und meines theuren Vaterlandes Freyheit und Wohlfahrt!" So einen Blödſinnigen reden zu hören, in einem Menſchen, dem man bisher nicht einmal Menſchenverſtand zugetrauet hatte, mit einmal einen ernſten weiſen und gerechten Mann, den Retter Roms und der Freyheit zu finden, mußte natürlicher Weiſe die Zuſchauer in neues Staunen ſetzen. Aber Brutus ſagte ihnen: Hier ſey nicht Zeit zu ſtaunen, zu wehklagen und zu weinen. Männern gezieme die Rache! Ihrer jedem ſtreckte er den Dolch dar, und nahm über ſeiner blutigen Klinge einem jeden den nehmlichen Eid ab, den ſo eben er ſelbſt geſchworen hatte.

Junius Brutus war der Sohn des **Marcus Junius**, eines edlen Römers, der eine Tochter Tarquins des ältern geheyrathet hatte, und um dieſer willen von Tarquin dem Stolzen aus Eiferſucht aus dem Wege geräumet wurde. Dieſer Junius Brutus hatte von ſeinem Vater eine vortrefliche Erziehung erhalten, und beſaß von Natur einen durchdringenden Verſtand und eine unbeugſame Anhänglichkeit an die Tugend; da er aber ſeinen Vater ſowohl als ſeinen Bruder unter Tarquins eiferſüchtiger Tyranney fallen ſahe, ſo ſpielte er, um gleicher Gefahr zu entrinnen, die Rolle eines Narren und erhielt daher den Zunahmen **Brutus**. Tarquin, der ſeine Narrheit für wirklich hielt, verachtete ihn, bemächtigte ſich ſeines Vermögens, und behielt ihn als einen Blödſinnigen im Hauſe, um ſeinen Kindern zum Zeitvertreibe zu dienen. Bey einer gewiſſen Gelegenheit, da der Staat mit großer Gefahr bedrohet wurde, ward Brutus mit Tarquins beyden Söhnen nach **Delphi** geſchickt, um das dortige Orakel über die Mittel zu befragen, wodurch die bevorſtehende Gefahr abgewandt werden

könne.

könne. Die Prinzen, denen ſeine erkünſtelten Albernheiten zum Zeitvertreibe dienten, lachten, da ſie ihn an Apollos Altar ſeinen Stab opfern ſahen, ein Geſchenk, das jedoch die ihrigen weit übertraf, indem der Stab ausgehölt, und mit Gold angefüllt war. Nachdem die jungen Männer ihres Vaters Befehl ausgerichtet hatten, fragten ſie das Orakel, wer von ihnen König von Rom ſein würde? Derjenige, war die Antwort, der ſeine Mutter zuerſt küſſen wird! Hierauf beſchloſſen die beyden Brüder, ihre Mutter bey ihrer Zuhauſekunft zu gleicher Zeit zu küſſen, und ſo gemeinſchaftlich zu regieren. Nur Junius Brutus ergründete den Sinn des Orakels. Unter dem Schein eines zufälligen Falles, warf er ſich, ſo bald ſie Italiens Boden wieder betreten hatten, zur Erde, und küßte ſie, die er als die gemeinſchaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. Von der Zeit an faßte er Hoffnung, der Befreyer ſeines Vaterlandes zu werden, und den Tyrannen mit ſeiner Familie aus Rom zu jagen.

Keine ſchönere Gelegenheit zur Ausführung ſeines großen Planes konnte ſich ihm darbieten, als die gegenwärtige. Er nutzte ſie mit großer Weisheit. Bis das Volk verſammlet und ein Volksſchluß zu Tarquins Verbannung erhalten werden konnte, beſorgte er, daß alle Thore geſchloſſen wurden. Dann ließ er Lucretiens blutige Leiche auf den öffentlichen Markt zur Schau ſtellen. Aus allen Enden der Stadt eilten ſtürmende Schaaren herbey, die dem finſtern Schauſpiele nicht ihr Mitleid verſagen konnten, vom unthätigen Mitleiden aber bald zum Zorn, zur Wuth, zum unregierſamen Grimme übergiengen: dies war die Stimmung, welche Junius ſo oft umſonſt gewünſcht hatte. In einer begeiſterten Rede enthüllte er ihnen das Ganze dieſer ſchrecklichen Geſchichte, ent-

flammte ſie zur glorreichen Hofnung naher Rache, und bewirkte einen Senatſchluß, daß Tarquin und ſeine Familie auf immer aus Rom verbannet, und jeder, der ihre Wiedereinſetzung vorſchlüge oder verſuchte, des Todes ſchuldig ſeyn ſollte.

Mittlerweile hatte der Tyrann vernommen, was zu Rom vorgieng. In Hoffnung, die Empörung in der Geburt zu erſticken, flog er mit äußerſter Eil nach Rom, fand aber die Thore verſchloſſen, und die Mauren mit Bewaffneten angefüllt. Außer ſich vor Grimm beſchloß er ins Lager zurückzukehren. Aber auch hier war ihm Brutus ſchon zuvorgekommen. Durch andere Wege war er zum Heer geeilet, und hatte den Soldaten gemeldet, was in Rom vorgegangen ſey, Lucretiens erbarmenswürdiges Schickſal, und wie Senat und Volk daſſelbe zu rächen beſchloſſen hatten. Die nehmlichen Gefühle von Menſchlichkeit, welche die Bürger durchdrungen hatten, durchdrangen auch das Heer. Einmüthig beſchloſſen ſie, mit ihren Freunden daheim gemeinſchaftliche Sache zu machen, und als Tarquin zurückkam, weigerten ſie ſich ihn aufzunehmen. So ward dieſer Tyrann nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung genöthiget, ſein Königreich zu räumen, und flüchtete mit ſeiner Familie nach **Cira**, einer kleinen Stadt in Etrurien. Mittlerweile ſchloß das römiſche Heer mit dem Feinde einen Waffenſtillſtand und Brutus ward als der Befreyer des Vaterlandes ausgerufen.

Ein ſolches Ende nahm die königliche Gewalt zu Rom, nachdem ſie zweyhundert fünf und vierzig Jahr gedauert, und ſtufenweiſe, wiewohl langſam, emporgeſtiegen war. Obſchon um die Zeit von Tarquins Verbannung, das römiſche Gebiet nicht über zehn Meilen in die Länge und ſieben in die Breite begriff, ſo hatte der Staat doch jene innere Kraft gewon=

wonnen, die man bey langſam wachſenden Körpern gewöhnlich findet. Auch haben die Römer zu keiner Zeit ein größeres Gebiet beſeſſen, als ſie mit ihrer jedesmaligen Macht in Gehorſam halten konnten. Wenig Geſchichten können eine Folge von Königen aufweiſen, die mit mehr Tugend und Mäſſigung geherrſcht hätten, als Roms erſte Regenten. Ihren weiſen Einrichtungen hatte das Volk alle jene Tapferkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe zu verdanken, durch die es in der Folge das Menſchengeſchlecht bezwang. Allerdings beſaßen die Römer die ganze rohe Wildheit des Zeitalters. Aber nur ihren Königen kanns zugeſchrieben werden, daß ſelbſt ihre Feinde die Früchte ihrer Siege erndteten; nur der Feldherrn Tugend kann es geweſen ſeyn, die die Ueberwundenen vor dem Muthwillen der Sieger ſchützte. Griechenlands Geſetzgeber hatten die Egypter zu Vorbildern. Aber Rom wohnte mitten unter Völkerſchaften, die alle weit barbariſcher waren, als ſie ſelbſt; und die weiſen Einrichtungen ſeiner Monarchen waren größtentheils ihre eigene Erfindung. Nichts deſtoweniger ſehen wir bis itzt den Genius des werdenden Volks noch immer mit ſeiner angebohrnen Rohheit kämpfen. — Verwöhnung drinnen, und Barbarey draußen feſſeln ihn; dennoch äußert er gelegentlich eine Energie und eine Seelengröße, welche Ehrfurcht heiſchet, trachtet unverrückt nach dem, was ihm Tugend däucht, und zeigt ſich majeſtätiſch ſelbſt in ſeiner Kindheit.

Neuntes Kapitel.

Von Tarquins Verbannung bis zur Ernennung des erſten Dictators.

J. d. St. 245. An die Stelle der umgeſtürzten königlichen Gewalt ward eine Verfaſſung eingeführet, die den Nahmen einer Republikaniſchen trug, in der That aber bloße Ariſtokratie war. Den größten Theil des Anſehens behielt der Senat für ſich; ſeinen Körper ſchmückte er mit allem Raube der entkleideten Monarchie. Die Volkscenturien wählten unter den Senatoren ſtatt eines Königs, zwo jährliche Obrigkeiten, die den Nahmen der **Conſuln** führten, und königliche Gewalt, königliche Vorrechte, und auch die Inſignien der Königswürde erhielten. Wiewohl die Freyheit des Volks durch dieſe Einrichtung wenig gewann, ſo hatte doch Rom derſelben ein großes Theil ſeiner beyſpielloſen Größe zu verdanken. Im Leben eines Königs giebt es manche Perioden der Erſchlaffung und der Leidenſchaft, die ſeine Aufmerkſamkeit von dem Wohl des Staates ablenken. In einem Staat aber, der durch jährige Obrigkeiten regieret wird, hat Keiner Zeit zu verlieren. Soll anders ſein Ehrgeitz befriediget werden, ſo muß er alle ſeine Kräfte aufbieten, um ſeine vorübergehende Regierung durch irgend eine glänzende That auszuzeichnen. Daher waren die römiſchen Conſuln immer ſo begierig neue Kriege zu beginnen, immer geneigt ihren Mitbürgern friſche Feinde auszuzeichnen. — Durch ſie in beſtändiger Thätigkeit erhalten, gewann das Volk eine vollkommene Kenntniß der Kriegskunſt und eine ſehr heilſame Gewandheit, ſich alle Vorzüge der mancherley Nationen, mit denen ſie zu thun hatten, zu Nutze zu machen.

Bru-

Brutus, der Befreyer ſeines Vaterlandes, und Collatinus, Lucretiens Gemahl, wurden die Erſten zur römiſchen Conſulwürde erhoben. Sie erneuerten augenblicklich das Geſetz in Hinſicht der Volksverſammlungen, das während der Regierung des Tyrannen geſchlummert hatte; damit jedoch die jüngſterworbene Freyheit nicht in Ungebundenheit ausarten möchte, wurden einige neue prieſterliche Würden geſtiftet und neue Opfer eingeführt.

Dieſe neue Verfaſſung, die dem Volke ſo angenehm ſchien, wäre jedoch beynahe in ihrem Beginn wieder umgeſtürzet worden. Im Innern Roms bildete ſich eine Parthey zu Tarquins Vortheil. Verſchiedene junge Römer, die in der Nähe des Königs und in den Schwelgereyen und Freuden des Hofes erzogen waren, beſchloſſen die Monarchie wieder herzuſtellen. Es mißfiel ihnen der düſtere Ernſt einer republikaniſchen Verfaſſung, in welcher die Geſetze unbeugſam und ſtrenge, keine Rückſicht auf Geburt und Reichthum nehmen. Mit jedem Tage wuchs die Faction, und was uns befremden mag, ſelbſt die Söhne Brutus und die Aequilier, die Neffen Collatins waren unter der Zahl der Verſchwornen. Tarquinius, von den geheimen Verbindungen, die zu ſeinem Vortheil in Rom angeſponnen wurden, benachrichtiget, beſchloß ſie möglichſt zu unterſtützen, und ſchickte Geſandte aus Hetrurien nach Rom, die dem Scheine nach ſeine Krone und zurückgelaſſenen Güter zurück fordern, in der That aber die Verſchwörung unterſtützen und auf alle mögliche Weiſe fördern ſollten. Ihr Vorhaben gelang ihnen nur gar zu gut. Im Hauſe eines ihrer Verſchwornen hielten ſie ihre Zuſammenkünfte, und ſchon war die Wiedereinſetzung des Königs und der Tod der Conſuln beſchloſſen,

 als

als die ganze Verſchwörung durch einen Zufall entdeckt wurde. Ein Sklave, welcher ſich zufälliger Weiſe in dem Verſammlungszimmer verſteckt hatte, hörte ihre Unterredung und eröffnete ihre Abſichten den Conſuln, welche die Verſchwornen ſogleich feſt nehmen und vor ſich führen ließen. Unter ihnen ſah man die Söhne Brutus. Eine mehr erſchütternde Lage iſt wohl ſchwerlich zu gedenken, als diejenige eines Vaters, der über Leben und Tod ſeiner Kinder zu Gericht ſitzt, durch die Gerechtigkeit zum Verdammen, durch die Natur zum Verſchonen aufgefordert. Die jungen beklagten Männer wußten kein einziges Wort zu ihrer Vertheidigung hervorzubringen. Im Bewußtſeyn ihrer Schuld erwarteten ſie in ſtillſchweigender Todesangſt ihr Urtheil. Alle andern Richter fühlten den Kampf der Natur. Collatinus weinte, und Valerius konnte ſein Mitleid nicht verbergen. Brutus allein ſchien jeder holden Schwäche der Menſchlichkeit ſich entwunden zu haben. Mit ernſtem Blick und einem Tone, der ſeine feſte Entſchloſſenheit bezeichnete, fragte er ſeine Söhne: Ob ſie über die Verbrechen, die ihnen zur Laſt gelegt würden, ſich mit irgend etwas verantworten könnten. Zu dreyen verſchiedenen Malen that er dieſe Frage an ſie; und als er keine Antwort empfieng, wandte er ſich endlich zu dem Nachrichter. Thue deine Pflicht ſprach er geſetzt und ruhig zu ihm, und ſetzte mit entſchloſſener Majeſtät ſich wieder nieder; auch konnten weder die Gefühle der väterlichen Zärtlichkeit, noch die flehenden Blicke des Volks, noch die ſchreckliche Lage der ſich zum Tode bereitenden Jünglinge, ſeine Entſchloſſenheit erſchüttern. Der Henker entkleidete, geißelte und enthauptete ſie, ein Schauſpiel, das die ganze Menge in Mitleid, Schrecken und Bewunderung ſchmelzte, während in Brutus Angeſichte keine Zuk-

kung,

kung, die das zerriſſene Vaterherz verrathen hätte, wahrzunehmen war.

Dieſe Probe eines jeder andern Rückſicht überlegenen Gemeingeiſtes diente ſehr, um Brutus Anſehen in Rom zu vergrößern; allein Collatins Weichlichkeit ward in ganz entgegengeſetztem Lichte betrachtet. Sein Verſuch, die Aequilier, ſeine Neffen, zu retten, machte ihn den Bürgern verdächtig; er ward des Conſulats entſetzt und aus Rom verbannt; und Valerius, wegen ſeiner Achtung für das Volk in der Folge der **Volksfreund** genannt, ward Conſul an ſeine Statt.

Als Tarquin ſeine Hoffnung, durch innere Kabalen den Thron wieder zu beſteigen, vereitelt ſahe, beſchloß er, ſich durch den Beyſtand der auswärtigen Feinde Roms wieder in das Reich zu drängen. Die Vejer waren die erſten, die er ihm beyzuſtehen bewog. An der Spitze eines zahlreichen Heeres näherte er ſich ſeiner verlornen Königsſtadt.

Die Conſuln ließen es an den nöthigen Maasregeln ihm zu widerſtehen nicht fehlen. Valerius an der Spitze der Fußvölker und Brutus an der Spitze der Reuterey, begegneten ihm an den Gränzen Roms. **Aruns**, der Sohn Tarquinius, welcher die Reuter ſeines Vaters anführte, bemerkte den Brutus in einiger Entfernung. Durch eine große That beſchloß er das Schickſal der Schlacht noch vor dem Zuſammentreffen der beyden Heere zu entſcheiden; mit verhängtem Zügel rannte er wüthend auf ſeinen Gegner ein, der, ſeine Annäherung gewahrend, ſogleich aus den Gliedern hervorritt und mit nicht geringerem Grimm dem Feinde der Freyheit und des Vaterlandes die Stirne bot. Mit einer Raſerey, die, alle eigene Vertheidigung vernachläſſigend, nur des andern Untergang bezielte, ſtreckten beyde einan-

der todt zu Boden. Eine blutige Schlacht erfolgte, auf beyden Seiten war das Blutbad gleich; da die Römer aber das Schlachtfeld behaupteten, ſchrieben ſie ſich mit Recht den Sieg zu, und Valerius zog triumphirend in Rom ein.

Als Brutus ſolcher Geſtalt vor Ablauf ſeines Jahres ſeiner Würde mit ſammt ſeinem Leben verluſtig gieng, herrſchte Valerius eine Zeitlang ohne Mitgehülfen, und ſchon fürchtete das Volk, eiferſüchtig auf die erſt errungene Freyheit, daß ſeine geheimen Gedanken auf die Krone gerichtet wären. Ein Pallaſt, den er mit einiger Pracht auf einer Anhöhe erbauen ließ, verſtärkte dieſen Argwohn; man ſprengte ſogar aus, daß er Willens ſey, ihn in eine Feſtung zu verwandeln, durch die er die Stadt in Ehrfurcht halten wolle. Allein Valerius beſchwichtigte gar bald alle ihre Beſorgniſſe. Er ließ den Pallaſt niederreiſſen. Er gab, um die Rechtſchaffenheit ſeiner Geſinnungen zu beweiſen, verſchiedene Geſetze, die die Gewalt des Senats beſchränkten, und diejenige des Volks erweiterten. Vermöge eines derſelben ward erlaubt, von den Conſuln an das Volk zu appelliren; kraft eines andern ward es ein Staatsverbrechen, die obrigkeitliche Würde ohne Bewilligung des Volks anzunehmen; ein drittes berechtigte jedermann, einen Menſchen, der nach der höchſten Gewalt ſtrebte, ungehört umzubringen, wenn er das Verbrechen beweiſen könnte. Auch ernannte er **Quäſtoren** oder Schatzmeiſter, die den Schatz des Staats verwalten und die Bewirthung der Geſandten beſorgen mußten. Um ſich bey dem Volke noch beliebter zu machen, ließ er die Aexte aus den Reisbündeln der Lictoren nehmen, anzuzeigen, daß die Macht über Leben und Tod beym Volk und nicht bey den Conſuln beruhe. Nachdem er durch ſolche Mittel alle ihre Bedenklichkeiten gehoben

ben hatte, erwählte er den Spurius Lucretius, Lucretiens Vater, zu ſeinem Gehülfen, und da dieſer bald nachher ſtarb, den Horatius. Itzt erſchien die Zeit des jährigen Amtswechſels; Valerius ward zum zweytenmale gewählt, und mit ihm T. Lucretius. Die beyden Conſuln zählten das Volk, und fanden, daß die Summe deſſelben ſich auf hundert und dreyßig tauſend Köpfe belief, Witwen und Waiſen ungerechnet.

Tarquinius, ungebeugt durch ſeine Unglücksfälle, ſchloß mittlerweile täglich neue Bündniſſe, um ſeine Krone wieder zu gewinnen, und bewegte endlich auch den Porſenna, einen Hetruriſchen König, ſich ſeiner Sache anzunehmen und in Perſon ſeine Fehde auszufechten. Dieſer Fürſt, deſſen Tapferkeit nur von ſeinem Edelmuthe übertroffen wurde, rückte unverzüglich mit einem zahlreichen Heer vor Rom und belagerte die Stadt, während der Schrecken ſeines Nahmens und ſeiner Waffen alle Stände des Volks entmuthigte. In dieſer Enge ergriff der Senat jedes Mittel, das die Klugheit ihm darbieten konnte, um die Furcht des Volks zu beruhigen und ſeinen Mängeln abzuhelfen. Er befahl, daß der Pöbel während dieſes Krieges keine Steuern bezahlen ſollte; angeſehen es genug ſey, daß er dem Staat Vertheidiger erzöge. Er ließ in verſchiedenen Gegenden Campaniens Korn aufkaufen, zur Stadt bringen und zu einem ſehr niedrigen Preiſe unter dem Volke austheilen. Eine ſo väterliche Vorſorge kettete alle Stände des Staats ſo feſt aneinander, daß jeder Bürger feſt beſchloß, ſein Land bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und entweder Rom zu retten, oder unter ſeinen Trümmern zu erliegen. Inzwiſchen ward die Belagerung mit großem Eifer betrieben. Ein wüthender Angriff geſchah; vergebens widerſtanden die Conſuln, verwundet wurden beyde von der Wahlſtatt

getragen; in äußerſter Beſtürzung flohen die Römer und wurden vom Feind bis an die Brücke verfolgt, über welche Sieger und Beſiegte im Begriff waren, im verworrenen Getümmel in die Stadt zu dringen. Alles ſchien verloren, als **Horatius Cocles**, dem die Vertheidigung der Brücke anvertrauet war, ſich dem Feind entgegenſtellte, und bloß von noch zween unterſtützt, die ganze Wuth des Sturms ſo lange beſtand, bis die Brücke hinter ihm abgeworfen war, da er ſich dann in voller Rüſtung in den Fluß ſtürzte, und ſiegreich zu ſeinen Kriegsgenoſſen zurück ſchwamm, die ihn mit gebührendem Zujauchzen empfiengen.

Noch immer beſtand Porſenna auf Eroberung der Stadt; als aber fünfhundert ſeiner tapferſten Krieger in einem Ausfall der Römer ums Leben kamen, beſchloß er die Stadt auszuhungern und verwandelte die Belagerung in eine Einſchließung. Durch dieſe Maasregel geriethen die Römer in die äußerſte Bedrängniß. Schon ſchien die Noth unerträglich, und alles drohete eine ſchleunige Uebergabe, als eine Heldenthat, erſtaunenswürdiger noch, als jene erſte, welche Rom gerettet hatte, dem Vaterlande Sicherheit und Wohlfahrt wieder gab.

Mutius, ein Jüngling von unverzagter Seele, beſchloß, ſein Volk von einem Feinde zu befreyen, der ſeinen Untergang ſchien beſchloſſen zu haben. Entſchloſſen den König zu tödten, oder in dem Verſuche zu fallen, gieng er als ein Hetruriſcher Bauer verkleidet ins feindliche Lager und drang bis an den Ort, wo Porſenna an der Seite eines Geheimſchreibers den Völkern den Sold austheilte. Irrigerweiſe hielt er den letztern für den König und ſtieß ihm den Dolch ins Herz, ward aber ſogleich ergriffen und wieder vor den König geführt. Dieſer fragte ihn wer er ſey, und was zu einer ſo ſchwarzen That ihn bewogen habe. — Unerſchrocke-

ſchrockenen Muthes verhehlte der Jüngling weder ſein Vaterland noch ſeine Abſicht, hielt die Rechte in eine vor ihm brennende Altarflamme, und, Siehe hier, ſprach er, wie wenig ich die fürchterlichſten Foltern achte, die deine Grauſamkeit über mich verhängen mag. Ein Römer weis zu handeln und zu dulden. Ich bin nicht der einzige, den du zu fürchten haſt, dreyhundert römiſche Bürger haben gleich mir deinen Untergang geſchworen; halt dich fertig ihre Dolche zu fühlen! — Erſtaunt über ſo viel Unerſchrockenheit, und zu edelmüthig, das Verdienſt nicht auch in einem Feinde zu ehren, ließ Porſenna den begeiſterten Jüngling unverletzt nach Rom zurückkehren, und dieſem Volke von Helden zugleich Friedensbedingungen antragen. Sie wurden unverzüglich angenommen, indem ſie weder hart noch entehrend waren, nur mußten zwanzig Geißeln ausgeliefert werden, zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen aus Roms edelſten Familien. Aber gerade als wenn der Heldenmuth des Zeitalters auch das ſchwächere Geſchlecht ergriffen hätte, entwiſchte **Clelia**, eine der Geißeln, ihren Hütern, ſtürzte ſich, ihren Gefährten den Weg zur Flucht vorzeichnend, in die Tiber, ſchwomm unter einem Hagel von Pfeilen zu Pferde hinüber und ſtellte ſich dem Conſul dar. Dieſer, für die Ehre ſowohl als für die Sicherheit ſeines Volks beſorgt, ließ ſie zurückbringen, worauf Porſenna, unwillig, an Edelmuth ſich übertreffen zu laſſen, ihr nicht nur die Freyheit gab, ſondern auch ihr erlaubte, unter den nämlichen Geißeln diejenigen auszuwählen, von denen ſie ſich am liebſten zurück begleitet ſähe. Mit aller Beſcheidenheit einer römiſchen Jungfrau wählte die Heldin hierauf nur die, welche unter vierzehn Jahren waren, zur Urſach anführend, daß deren

zartes

zartes Alter weniger fähig ſey, die Beſchwerden der Gefangenſchaft zu dulden.

Wenig merkwürdiges ereignete ſich in den fünf folgenden Jahren, zwey oder drey Siege abgerechnet, die die Römer über die Sabiner erfochten, welche gezwungen wurden, den Frieden zu erkaufen. — Die Conſuln erhielten zwey Triumphe über ſie und eine **Ovation**, eine geringere Gattung des Siegesgepränges, die vom Triumph ſich darin unterſchied, daß der Feldherr nicht zu Wagen, ſondern zu Fuß in die Stadt zog; daß nicht die Senatoren in ihren Feyerkleidern, ſondern nur die Ritter und Patricier ihm entgegen kamen; daß ſeine Kleidung weniger prächtig war, und nicht Lorbeern, ſondern Myrten ſeine Schläfe kränzten. **Poſthumius**, der Ueberwinder der Sabiner, war der erſte, dem dieſer geringere Siegszug zuerkannt ward, weil ſein Sieg nur auf Koſten einer vorläufigen Niederlage erkämpft wurde. Einige andere Siege folgten, die das römiſche Gebiet zwar vergrößerten, übrigens aber zu unbedeutend waren, um die Neugier oder Wißbegierde zu beſchäftigen.

Tarquinius, wiewohl mehrere Male zurückgetrieben, war noch immer ungebeugt und unbezwungen. Vermittelſt ſeines Schwiegerſohnes **Manilius** gelang es ihm, die Latier zu gewinnen, und vier und zwanzig mächtige Städte in ſein Intereſſe zu verflechten. Zum Angriff Roms wählte er den möglichſt günſtigen Zeitpunkt, denjenigen, wo Plebejer und Patricier mit einander zerfallen waren, eine Zwieſpalt, die er ſelbſt durch reiche Ausſpendungen unter den ärmeren Theil der Bürger, der freylich manche erhebliche Urſache hatte, mit der neuen Verfaſſung unzufrieden zu ſeyn, zu erhalten wußte.

Unter

Unter den Königen kannten die Römer nur zweyerley Mittel des Unterhaltes, den Ackerbau und den Krieg. Sie lebten entweder von den Früchten ihrer eigenen Arbeit, oder von den Erndten, die ihre Feinde geſäet hatten. Sobald aber die königliche Würde vertilgt war, begannen die Patricier, die wahren Oberherren des Staates, ſich den größten Theil der Ländereyen zuzueignen, und ihre Beſitzthümer unmerklich auf Koſten des Publikums zu erweitern. Umſonſt focht der Soldat zur Erweiterung der Gränzen des römiſchen Gebietes; die Großen theilten die Früchte ihrer Arbeit, ohne ihre Gefahr zu theilen. Der verarmte Soldat ſah ſich gezwungen, Geld auf Wucher zu nehmen, und ward durch die ungeheuren Zinſen bald völlig zu Grunde gerichtet. Dem Gläubiger erlaubte das Geſetz, des nicht zahlenden Schuldners ſich zu bemächtigen und ihn bis zur Bezahlung der Schuld als Sklaven zu gebrauchen. Dies vielfache Elend reitzte bald das Murren des Volks, das endlich von Bitten zu Drohungen übergieng. Tarquins Verſuch, die Krone wieder zu gewinnen, ſchien ihnen eine günſtige Gelegenheit, Rechte, deren ſie unbilligerweiſe beraubt worden waren, wieder geltend zu machen. Als die Conſuln daher um dem Tyrannen widerſtehen zu können, das gewöhnliche Aufgebot ergehen ließen, fanden ſie zu ihrem äußerſten Erſtaunen, daß alle Arme und Verſchuldete ſich weigerten, ſich unter die Fahnen zu ſtellen. Laut erklärten ſie, daß diejenigen, die die Vortheile des Friedens genöſſen, auch ſeine Gefahren dulden möchten; ſie, ihrerſeits, wären es müde, ihr Leben für nichts, oder, was noch ärger ſey, für Herrn aufzuopfern, die ihre Arbeiten geringſchätzten und ihres Elendes ſpotteten. Einen Staat, ein Vaterland, das ſie nicht ſchätzen wolle, erkennten ſie nicht; und Rom, das ihnen nichts als

J. d. St. 255.

Elend

Elend, Schulden und Unterdrückung darböte, ſey nicht fähig ihre Anhänglichkeit zu feſſeln. Nichts werde ſie bewegen können zu ſeiner Vertheidigung ins Feld zu ziehen, als eine gänzliche Tilgung aller ihrer Schulden durch einen Senatsſchluß.

Dieſe ſtürmende Menge ſuchte der Senat anfangs durch gelinde Mittel zu beſänftigen; da er ſolche aber vergeblich fand, fieng er an, über eine ſo wichtige Angelegenheit mit Ernſt zu rathſchlagen. Einige ſtimmten für eine gänzliche Erlaſſung aller Schulden, als das einzige ſichere Mittel, das Volk zu ſtillen. Andere ſchilderten die gefährlichen Folgen dieſer Nachgiebigkeit und riethen, nur diejenigen in die Muſterrollen einzutragen, die ihren Nahmen eingeben würden, und die übrigen mit Verachtung zu behandeln. Auf die Länge vereinigte man ſich in dem Entſchluſſe, das drohende Uebel durch Aufſchub abzuwenden, und einen Befehl bekannt zu machen, daß kein Schuldner während des Krieges beunruhiget werden ſollte. Aber das Volk, dem der Senat dieſen Aufſchub als eine Gnade ankündigte, verwarf ihn mit Verachtung und Unwillen. Zu gut wußte es, daß bloß die Nähe des Feindes dem Senat ein Verſprechen abgedrungen hätte, das er nach abgewandter Gefahr ohne Zweifel zurücknehmen würde, und beharrete ſtandhaft auf ſeinen Forderungen. Die Zahl der Unzufriedenen wuchs mit jedem Tage; auch Minderarme aber Verſchuldete vereinigten ſich mit der tobenden Menge, es ſey nun aus dem Gefühl der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen oder aus jenem natürlichen Widerwillen, den alle Menſchen gegen ihre Obern haben. In dieſer Enge flüchtete der Senat, der den Staat am Rande des Unterganges ſchwanken ſah, zu einem Hülfsmittel, das zwar itzt die gewünſchte Wirkung leiſtete, im Lauf der Jahrhunderte aber dem Staat

ver-

verderblich wurde. Da die Conſuln ihr Anſehen der Verwirrung der Zeiten nicht gewachſen fanden, ſo ſchlugen ſie dem Volke die Wahl einer obrigkeitlichen Perſon vor, die eine beſtimmte Friſt unumſchränkte Gewalt, nicht nur über alle Stände des Reichs, ſondern auch die Geſetze ſelber haben ſollte. Die Plebejer, die den Senat verabſcheueten, waren es zufrieden. Mit Freuden gaben ſie ihre eigene Macht hin, um nur diejenige ihres Obern vernichtet zu ſehen, und **Lartius** ward von ſeinen Gehülfen im Conſulat zum erſten **Dictator** Roms ernannt. So unterwarf dies Volk, das den Nahmen eines Königes nicht einmal konnte nennen hören, ſich ohne Murren einem Gewalthaber, der viel größere Macht beſaß. So ſehr dienen die Nahmen der Dinge die Gemüther der Menſchen zu täuſchen, und ſo gewiß iſt es, daß keine Verfaſſung dem Volke mißfällt, die ſeinen Vorurtheilen zuſagt. Dies war übrigens die erſte Unterbrechung der conſulariſchen Gewalt, die damalen etwa zehn Jahre gedauert hatte.

Zehntes Kapitel.

Von des erſten Dictators Wahl bis zur Wahl der Volkstribunen.

Der neuernannte Dictator ſäumte nicht, von der ihm zuerkannten Gewalt gehörigen Gebrauch zu machen. Umringt von ſeinen Lictoren und mit allen Inſignien der königlichen Würde geſchmückt, ſetzte er ſich mitten auf dem Markt auf einen Thron, und ließ nach Sitte der alten römiſchen Könige das Volk aufbieten. Voll Ehrfurcht für eine Obrigkeit, J. d. St. 255.

die ſie ſelbſt mit unumſchränkter Gewalt bekleidet hatten, ſtrömte die Menge herbey und ſtellte ſich gutwillig unter ihre Fahnen. Als die Latier dieſe Veränderung in der Verfaſſung des Staates vernahmen, verlohren ſie alle Hofnung, die ihnen die inneren Zwiſtigkeiten deſſelben eingeflößt hatten. Sie fanden es itzt am rathſamſten, gewiſſen Vergleichs-Vorſchlägen Gehör zu geben, die ihnen von Seiten Roms gethan wurden, und man vereinigte ſich über einen Einjährigen Waffenſtillſtand. Sogleich kehrte Lartius mit ſeinem Heer nach Rom zurück, und legte nach Verlauf der ihm zukommenden ſechs Monate die Dictatur mit dem Ruhm nieder, daß er ſie mit tadelloſer Mäßigung verwaltet hätte. Im folgenden Jahre ſcheint man ſchon wieder eines Dictators bedurft zu haben; indem wir finden, daß **Poſthumius** mit dieſer Würde bekleidet geweſen, und nach verfloſſenem Waffenſtillſtande die Römer zu Verfolgung des Kriegs wider die Latier ins Feld geführet habe. Man erzählt uns, daß er den Feind beym See **Regillus** angetroffen, und wiewohl um die Hälfte ſchwächer, ihm eine ſo gänzliche Niederlage beygebracht habe, daß kaum der vierte Theil deſſelben mit dem Leben davon gekommen. Es würde jedoch weder lehrreich noch unterhaltend ſeyn, die mancherley Gefechte dieſes kriegeriſchen Volkes umſtändlich in einem Zeitalter zu beſchreiben, wo daſſelbe gewiſſermaßen noch in ſeiner Kindheit war, und ſeine Schlachten dem Handgemenge muthiger aber hartnäckiger Männer glichen, die mehr durch Tapferkeit als Kriegskunſt das Schickſal des Tags entſchieden. So erzählt man uns zum Beyſpiel von dieſer Schlacht, daß der Dictator die Adler habe unter die Feinde werfen laſſen, um die Seinigen zu ihrer Wiedereroberung aufzumuntern, und daß er den Pferden die Zügel habe abnehmen

heißen,

heißen, damit ihr Angriff deſto reiſſender und unaufhaltſamer ſeyn möge. Feldherrn, die dergleichen Befehle geben können, mögen wohl den Nahmen tapferer Männer verdienen, denjenigen guter Befehlshaber verdienen ſie ſchwerlich. Da der Feind, mit dem ſie zu thun hatten, jedoch noch unwiſſender, als ſie ſelber, war, ſo mußte er Roms Ueberlegenheit anerkennen, und um einen neuen Waffenſtillſtand bitten. Dieſen geſtand der Dictator zu, triumphierte und legte ſeine Würde nieder.

Mit einigem Grunde hoften die Soldaten nach ihrer Heimkunft aus einem ſo glorreichen Feldzuge, daß ihre Gläubiger ſie wenigſtens eine Zeitlang in Ruhe und jener Sicherheit würden genießen laſſen, die ſie dem Staate erfochten hatten. Allein ſie irrten ſich. Von neuem wurden die Gerichtshöfe eröfnet und die Verfolgung der Gläubiger begann mit größerer Strenge denn jemalen. Friſches Murren erwuchs daraus, und um auf alle beſorgliche Folgen deſſelben gefaßt zu ſeyn, wählte der Senat den Appius Claudius, einen Mann von ſtrengen Sitten, unbiegſamer Rechtſchaffenheit und unerſchütterlicher Anhänglichkeit an die Geſetze, zu einem der Conſuln des folgenden Jahres; um jedoch ſeine Strenge zu mildern, gaben ſie ihm den **Servilius** zum Amtsgenoſſen, einen leutſeligen und gütigen Mann, der eben ſo beliebt beym Volk als Appius ihm verhaßt war. Als die Klagen des Volks daher vor den Rath kamen, waren dieſe beyden obrigkeitlichen Perſonen, wie leicht zu erachten, ganz entgegengeſetzter Meynung. Servilius, voll Mitleid mit den Drangſalen der Armen, rieth, alle Schulden zu tilgen, oder wenigſtens die Zinſen derſelben zu mindern. Appius hingegen beſtand mit ſeiner natürlichen Strenge darauf, daß die Geſetze ſeines Vaterlandes unverletzlich beobachtet

werden ſollten. Erleichterung der Schuldner, ſagte er, ſey Ungerechtigkeit gegen die Gläubiger, würde den lüderlichen und den Müſſiggänger auf Koſten des Betriebſamen und Mäßigen aufmuntern, und als ein Beweis der Schwäche des Senats dem Uebermuth des Pöbels neue Nahrung geben.

Das Volk, von dieſer verſchiednen Denkungsart der Conſuln über ſeine Angelegenheiten unterrichtet, überhäufte den Servilius mit Merkmalen von Dankbarkeit, während Appius das Ziel ſeiner Verwünſchungen und Drohungen war. Von neuem begann es ſich zuſammen zu rotten, nächtliche Zuſammenkünfte zu halten, und über eine neue Staatsumwälzung zu brüten, als mit einmal ein ungewöhnlich jammervolles Schauſpiel alle ſeine Leidenſchaften empörte und der glimmende Unwille in helle Flammen ausbrach.

Ein römiſcher, bereits bejahrter Soldat kam mit Ketten beladen, wiewohl nicht ohne Spuren ehemaliger beſſerer Tage in ſeinem Anſtande, daher gerannt, um unter ſeinen Mitbürgern Schutz zu ſuchen. Er war mit Lumpen bedeckt, ſein Geſicht war blaß und ausgehungert, ſein langer und verworrener Bart und ſeine ſträubigen Haare, die in wilder Unordnung um ſeine Schläfe flogen, vermehrten das Gräßliche ſeines Aufzuges. Man kannte ihn jedoch als einen tapfern Mann; man wußte, daß er ſich in manchen Schlachten hervorgethan hatte; er ſelbſt zeigte die Narben ſeiner Wunden, zugleich aber auch noch blutige Striemen ſo eben empfangener Geißelhiebe. Schon ſein Anblick erregte das Mitleid der Menge, noch mehr that es ſeine Geſchichte. Während er im letzten Kriege wider die Sabiner das Vaterland vertheidigt hatte, war ſein kleines Erbe nicht nur unbebaut liegen blieben, ſondern der Feind hatte es auch geplündert und

ſein Haus eingeäſchert. In dieſer Lage war er zu ſeinem Unterhalt gezwungen worden, Geld aufzunehmen, zu deſſen Abbezahlung er ſein Erbe verkaufen mußte. Da dieſes aber nicht hinreichte, hatte ſein fühlloſer Schuldherr ihn ins Gefängniß geſchleppt, wo er nicht nur mit Ketten belaſtet, ſondern auch von den Geißeln des Nachrichters, ſeines ihm zugeordneten Peinigers, zerfleiſcht worden war. Dieſe Erzählung, welcher ſeine noch friſchen Wunden Nachdruck gaben, empörte das Volk zu einem augenblicklichen Aufruhr. Unaufhaltſam ſtürmte es dahin, um ſowohl an dem eigentlichen Verbrecher, als an dem ganzen Körper ſeiner Dränger Rache zu nehmen. Appius rettete ſich durch die Flucht. Servilius legte die Zeichen der Conſulwürde ab, und warf ſich mitten in den wüthenden Haufen, flehete, ſchmeichelte, ermahnte zur Geduld, verbürgte ſich, daß der Senat ihnen Gerechtigkeit leiſten ſolle, verſprach, ihre Sache aufs wärmſte zu verfechten, und um ſie auf der Stelle von ſeinen guten Geſinnungen zu überzeugen, ließ er ausrufen, daß kein Bürger Schulden halber behelligt werden ſollte, bis der Senat weitere Verfügung getroffen hätte.

Servilius Vorſtellungen dienten für diesmal den Unwillen des Volks gewiſſermaßen zu dämpfen, und ſchon wollte der Senat ſeine Rathſchlagungen über dieſe wichtige Angelegenheit beginnen, als Nachricht eingieng, daß die Volſcer mit einem zahlreichen Heere grades Weges gegen Rom anrückten. Dies Ereigniß war grade das, was die Menge mit feuriger Erwartung wünſchte. Itzt beſchloſſen ſie den Edlen zu zeigen, wie wenig die Macht der Reichen vermag, wenn ſie durch die Stärke der Menge nicht unterſtützt wird. Das Aufgebot geſchah; kein Menſch leiſtete Gehorſam. Schuldner und Gefangene ſchüt-

telten ihre Ketten, und fragten mit höhniſchem Lächeln, ob dies die Waffen ſeyen, mit denen ſie dem Feind begegnen ſollten?

In dieſem Zuſtand innerer Zerrüttung und von draußen drohenden Einbruches ſchwankte Rom am Rande ſeines Unterganges, als Servilius, der als Conſul das Heer anführen mußte, ſich noch einmal aufs Bitten legte, und das Volk beſchwor, ihn in dieſer Enge nicht zu verlaſſen. Um ſie noch mehr zu begütigen, verbot er in einem zweyten Edict, daß kein Bürger während des Kriegs ins Gefängniß geworfen werden ſollte, und verſprach ihnen bey ihrer Heimkunſt völlige Genugthuung. Durch dieſe Verheißungen ſowohl, als durch ihre Zuneigung zu ſeiner Perſon gewann er ſie noch einmal. Schaarenweiſe ſtellten die Krieger ſich unter ſeine Fahnen; er führte ſie wider den Feind und gewann einen vollkommenen Sieg. Am tapferſten ſtritten die Schuldner und ehmaligen Mißvergnügten. Um ihren Heldenmuth zu belohnen, überließ er ihnen die Plünderung des feindlichen Lagers, ohne dem Herkommen gemäß einen Theil der Beute für den Schatz zurück zu behalten — eine Maasregel, die vielleicht Schuld daran war, daß der Senat ihm nach ſeiner Heimkunſt die Ehre des Triumphs verſagte.

Kaum waren die Schrecken vor dem Feinde verſchwunden, als die vorigen Grauſamkeiten erneuert wurden. Appius, immerfort noch unnachgiebig, bevollmächtigte die Gläubiger, ihre Strenge zu erneuern, und Schuldner wurden nach wie vor ins Gefängniß geſchleppt und gemißhandelt. Umſonſt fleheten ſie Servilius um Beyſtand an, welcher zu mild und nachgebend war, um dem Ungeſtüm ſeines Gehülfen das Gleichgewicht zu halten. Umſonſt beriefen ſie ſich auf die Verheißungen, die ihnen vom Se-

nat

nat geſchehen waren. Taub gegen ihr Geſchrey, ſah dieſer Staatskörper, ohne drein zu reden, Schuldner bis auf den Markt verfolgt und nur durch die beſchirmende Menge vom Gefängniß und der Geißel gerettet. Die Annäherung eines noch zahlreicheren Feindes, als der itzt Bezwungene war, verzögerte ihre Rache ein wenig. Die Sabiner, Aequier und Volſcer, recht, als wenn ſie die Abſichten des Volks unterſtützen wollten, thaten einen neuen Einfall, und die Bürger weigerten ſich zu dienen, bis ihre Beſchwerden gehoben wären.

In dieſer gefährlichen Lage ſah der Senat ſich genöthigt, zu ſeinem gewöhnlichen Hülfsmittel, der Wahl eines **Dictators**, zu flüchten. Appius rieth ſelbſt zu dieſer Maasregel, in Hoffnung, daß man ihn wählen würde; allein der Senat fühlte, daß ſo eine Gewalt in den Händen eines Mannes, der diejenige, die er ſchon beſaß, mit ſo weniger Mäßigung gebrauchte, gefährlich werden könne, und wählte den **Marius Valerius**, einen alten Senator, von milden und gütigen Geſinnungen, beliebt beym Volk, und entſproſſen von ſeinem großen Befreyer, deſſen Nahmen er trug. Valerius, welcher ſich im Herzen auf die Seite der Plebejer neigte, wählte **Quintus**, den Bruder ihres großen Idols Servilius, zu ſeinem **Magiſter Equitum**, und verſicherte ſie in voller Verſammlung, daß, wenn ſie ihm freywillig folgen wollten, ihren Beſchwerden nicht nur abgeholfen, ſondern ihre Umſtände auch durch den Raub des Feindes verbeſſert werden ſollten. Mittlerweile befreyete er ſie von jeder unmittelbaren Verfolgung ihrer Schuldherrn, und gebot ihnen, ihm ins Feld zu folgen. Es war ſo etwas Ehrfurcht heiſchendes in der Würde eines Dictators, und das Volk hegte ſo tiefe Achtung für dieſelbe, daß ſie nicht nur den Unwillen dieſes unum-

ſchränkten Gewalthabers fürchteten, ſondern auch ſein Verſprechen für zuverläſſig bindend hielten. Sie ſtellten ſich alſo auf ſeinen Befehl, rückten ins Feld, und brachten den Feind ohne Mühe zum Gehorſam; die eroberten Ländereyen wurden unter die Soldaten ausgetheilt.

Nach ſeiner Heimkunft verlangte der Dictator, daß der Senat Verſprechungen erfüllen ſollte, für deren Erfüllung er mit Wort und Eidſchwur ſich verhaftet hatte; aber Appius, ſeines Steifſinns Sclave, rückte ihm in bittern Ausdrücken ſeine niederträchtige Herablaſſung zur Menge vor, und brachte die Mehrheit der Stimmen auf ſeine Seite. Unfähig, mit einer ſo mächtigen Gegenparthey zu kämpfen, legte Valerius die Dictatur nieder, und erklärte, daß es einem ſiebenzigjährigen Greiſe gezieme an die Ruhe und nicht an Zänkereyen zu denken.

Des Volkes Unwille loderte itzt zu einer gefährlichen Höhe empor, es rottete ſich ins Geheim zuſammen, und entwarf einen Plan, ſich von Gebietern zu trennen, deren Verſprechungen eben ſo verächtlich als ihre Tyranney unerträglich war. Die heftigſten Maasregeln ſind der Menge gewöhnlich die willkommenſten. Es fehlte nicht an Waghälſen, die alles umzubringen vorſchlugen, was dem Volk am abholdeſten ſey. Die Conſuln wußten ſo gut als der ganze Senat, wie gefährlich es war, das Volk in dieſer Gährung zu beurlauben und beſchloſſen daher, es unter dem Vorwande, daß der Feind noch nicht völlig bezwungen ſey, und ſich zu einem neuen Einfall rüſte, im Felde zu behalten. Durch dieſen Kunſtgriff geriethen die Soldaten in Verlegenheit. Der Kriegseid, den ſie bey ihrer Anwerbung abgelegt hatten, verbot ihnen, ihre Waffen niederzulegen und ihre Fahnen zu verlaſſen, und dennoch machte ihr friſch erlittenes

Un=

Unrecht ihnen den Gedanken unerträglich, noch einmal für ihre Unterdrücker zu kämpfen. Sie wählten endlich eine Art von Mittelweg. Sie beſchloſſen, eine Stadt zu verlaſſen, die ihnen keinen Schutz gewährte, und eine neue Pflanzſtadt außerhalb ihrer Gränzen anzulegen. Sie nahmen daher ihre Fahnen, veränderten ihren Befehlshaber, und zogen unter Anführung eines Plebejers, Nahmens **Sicinius Bellutus** auf einen Berg, der von der Zeit an der **verwünſchte Berg** genannt wurde, und ohngefähr drey Meilen von Rom an den Ufern des **Anio** lag.

Die Zeitung von dieſem Abfall erfüllte die Stadt mit Unruhe und Beſtürzung; viele, die dem Heere wohlwollten, verſuchten auf alle mögliche Weiſe über die Mauern zu klettern, um ſich mit ihm zu vereinigen, denn die Thore waren auf Befehl des Senats ſogleich geſchloſſen worden. Väter, die unter den Aufrührern Söhne hatten, warfen ihnen ihre Entartung vor; Weiber wehklagten über den Verluſt ihrer Männer, und alles reifte zu einem Bürgerkriege. Der Senat war um nichts ruhiger als die übrigen; einige ſtimmten für gewaltthätige Maasregeln, und riethen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; andere waren der Meynung, daß man gelindere Mittel verſuchen müſſe, indem ſelbſt ein Sieg über ſolche Feinde ärger, denn eine Niederlage ſeyn würde. Am Ende beſchloß man, Bothſchafter zu ſenden, die das Heer ermahnen ſollten, heimzukehren, und ihre Beſchwerden vorzutragen, wogegen ihnen eine gänzliche Vergeſſenheit alles Vorgefallenen zugeſichert wurde. Mit Verachtung ward dieſe Geſandſchaft zurückgeſchickt, und der Senat ſah ſich genöthiget, ſeine Berathſchlagungen wieder von neuem anzufangen.

Nachdem er zu dem Ende neue Conſuln gewählt hatte, (ein Geſchäft, das nicht ohne Schwierigkeit zu Stande gebracht wurde, indem ſich niemand zu einer bey gegenwärtigen Umſtänden ſo mißlichen Würde melden wollte) wurden die Berathſchlagungen mit einem Ernſt wieder vorgenommen, der der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſen war. **Menenius Agrippa**, einer der beſten und weiſeſten Senatoren, war der Meynung, daß man dem Volke nachgeben müſſe, indem die römiſche Herrſchaft ohne ſolches weder erweitert noch behauptet werden könnte. Der letzte Dictator Valerius unterſtützte ſeine Meynung mit einer ſeinem Alter ungewöhnlichen Wärme. Er warf dem Senat ſeine Doppelartigkeit vor, und zeigte, wie gerecht und wie nöthig es ſey, daß das Volk ſeinen Theil an jenen Genüſſen habe, die der Reiche allein zu verſchlingen meyne. Dagegen declamirte Appius, ſeinen Grundſätzen getreu, mit großer Heftigkeit auch gegen die kleinſte Rückſicht auf die Wünſche der Menge. Dem Volke als Feind etwas einzuräumen, was man ihm als Freund abgeſchlagen hatte, bemerkte er, würde ein Beweis ihrer Furcht, nicht ihrer Gerechtigkeit ſeyn; die jungen Patricier mit ihren Klienten wären im Nothfall hinreichend die Stadt zu vertheidigen, geſetzt auch, daß ihre undankbaren Bewohner ſie verlaſſen ſollten; die Menge wiſſe ihren Forderungen nie ein Ziel zu ſetzen, und jede Einräumung würde friſche Forderungen und lautere Zudringlichkeiten hervorbringen. Der große Hauſe der Senatoren, dem das Volk vorzüglich ſchuldig war, bedurfte nicht nur ſo ſcheinbarer Gründe zu Verhüllung ſeines Geitzes; auch die Jüngern fanden durch das Zutrauen des Redners ſich geſchmeichelt, und jauchzten ihm mit ungebührlichem Eifer Beyfall. Allein die Conſuln, welche alles dieſes Wortgepränges

ges ohngeachtet die Nothwendigkeit einſahen, dem Volke nachzugeben, eilten durch Aufhebung der Verſammlung einem übereilten Senatſchluſſe vorzubeugen, und ermahnten die jüngern Senatoren zu gleicher Zeit zu größerer Beſcheidenheit, in deren Ermangelung ſie ein Geſetz vorzuſchlagen drohten, durch welches alle unter einem gewiſſen Alter von den Sitzungen ausgeſchloſſen werden ſollten.

Die Drohung fruchtete, und bey der nächſten Sitzung beſchloß man, ohngeachtet der eigenſinnigen Widerſetzlichkeit des Appius, und ohngeachtet des fürchterlichen Streiches, welcher dem Vermögen vieler Mitglieder dadurch verſetzt wurde, ſich mit dem Volk in Unterhandlung einzulaſſen, und ihm Anerbietungen zu thun, die es zur Rückkehr bewegen könnten. Zehn Bevollmächtigte wurden zu dem Ende abgeſchickt, an deren Spitze **Largius** und **Valerius**, die beyden ehmaligen Dictatoren, waren, wie auch **Agrippa**, gleich beliebt beym Senat und Volk. — Die Würde und Beliebtheit dieſer Abgeſandten verſchafften ihnen eine ehrenvolle Aufnahme beym Heer, und eine lange Unterhandlung folgte. Largius und Valerius verſchwendeten alle Stärke ihrer Redekunſt; während **Sicinius** und **Lucius Junius**, die Wortführer der Menge, ihre Bedrängniſſe mit jener männlichen Beredſamkeit darſtellten, deren Lehrerin die Natur iſt. Schon eine lange Weile hatte die Unterredung gedauert, als Agrippa, ein Mann, der urſprünglich Plebejer geweſen war und folglich am beſten wußte, welche Art von Beredſamkeit beym Pöbel am meiſten auszurichten pflege, ihnen jene berühmte Fabel erzählte, die uns **Livius** aufbehalten hat. „In alten Zeiten, da jedes Glied des Leibes noch für ſich ſelbſt denken und wollen konnte, beſchloſſen einſtens alle mit einander einmüthiglich, ſich wider den Bauch

zu empören; ſie könnten nicht abſehen, ſagten ſie, warum ſie ſich vom Morgen bis in die Nacht in ſeinen Dienſten abarbeiten ſollten, während er, wollüſtiger Ruhe pflegend, ſich auf ihrer aller Koſten mäſtete; ſie wurden demnach eins, ihn nicht weiter zu unterhalten. Die Füße gelobten, ihn nicht weiter zu tragen; die Zähne ſchwuren keinen Biſſen Speiſe mehr zu zermalmen, wenn man ihn gleich zwiſchen ſie ſtecke. Sie hielten dieſen Entſchluß eine Weile mit vielem Eigenſinn, fühlten aber bald, daß, ſtatt den Bauch durch dieſe Maasregel zu demüthigen, ſie ſich nur ſelbſt zu Grunde richteten; eine Zeitlang ſchmachteten ſie, und merkten zu ſpät, daß der Bauch es ſey, dem ſie, die Kraft zu arbeiten, und den Muth zu Meutereyen verdankten."

Eine Fabel von ſo einleuchtendem Sinne wirkte auf der Stelle. Einmüthig ſchrien ſie, daß Agrippa ſie nach Rom zurückführen ſollte, und rüſteten ſich ſchon ihm zu folgen, als obgenannter Lucius Junius ihren Ungeſtüm mit der Bemerkung dämpfte, daß ſie die gütigen Anerbietungen des Senats zwar mit Dank zu erkennen hätten, in der That aber für die Zukunft noch gegen ſeinen Unwillen nicht geſichert wären: es ſey daher nothwendig, daß eine neue Staats-Würde errichtet würde, deren Bediente jährlich aus ihrem eigenen Mittel gewählt, und mit der Vollmacht aufgeſtellet würden, dem bedrängten Mitbürger Genugthuung zu verſchaffen, und die Sache des gemeinen Weſens zu verfechten.

Das Volk, immer der Meynung des letzten Wortführers, gab dieſem Vorſchlage lauten Beyfall, zu deſſen Bewilligung jedoch die Vollmacht der Abgeordneten nicht hinreichte. Sie ſchickten daher um neue Verhaltungsbefehle an den Senat, und dieſer, der innern Zwiſtigkeiten müde und von außen mit

neuen

neuen Einbrüchen bedroht, beſchloß den Frieden zu jedem möglichen Preiſe zu erkaufen, und willigte, bis auf Appius Widerſprüche, einmüthig in die Ernennung der neuen Staatsbedienten, die den Nahmen der **Volkstribunen** erhielten.

Dieſer Volkstribunen waren anfangs nur fünfe, ihre Zahl ward aber in der Folge verdoppelt. Sie wurden jährlich durch das Volk, und gewöhnlich aus ſeinem Mittel gewählt. Sie hatten die Macht, alle Senatſchlüſſe zu vernichten, die ihnen dem Volke nachtheilig ſchienen, und um ihre Bereitwilligkeit, auch den Niedrigſten zu beſchützen, anzuzeigen, waren ihre Thüren zum Empfange der Unzufriedenen Tag und Nacht offen. Zu Anfange wurden ihnen Stühle vor die Thüre des Senathauſes geſetzt, wo ſie verweilen mußten, bis man ſie zur Unterſuchung eines gefaßten Schluſſes hereinrief. Dieſen konnten ſie dann durch das einzige Wort **Veto** entweder vernichten, oder durch Unterzeichnung des Buchſtabens T. rechtskräftig machen. Ihre Perſonen waren unverletzlich; und wiewohl ſie durch keins der gewöhnlichen Staatsinſignien, weder durch den curuliſchen Stuhl, noch durch die Faſces ausgezeichnet wurden, ſo gab die negative Stimme, die ſie bey allen Senatſchlüſſen hatten, ihnen doch einen ſehr großen Einfluß. Ihr Anſehen erſtreckte ſich jedoch nicht außerhalb den Mauern Roms; ſie durften keinen Tag aus denſelben abweſend ſeyn, und, was ihren Einfluß am meiſten minderte, ein einziger von ihnen konnte durch Weigerung ſeines Beytritts die Maasregel aller übrigen zuſammen vereiteln: ein Umſtand, den der Senat ſehr bald nutzen lernte, indem er bey jeder ihm unangenehmen Maasegel nur Einen gewinnen durfte, um die Abſichten aller übrigen zu hintertreiben.

Als ſolchergeſtalt die neue Würde errichtet war, wurden Sicinius Bellutus, Cajus Licinius, Lucius Junius, Albinus, und Icilius Ruga durch die Stimmen des Volks zu den erſten Tribunen gewählt; der Senat ließ ein Edict ausgehn, durch welches alle Schulden aufgehoben wurden, und da itzt auf beyden Seiten alles berichtigt war, opferte das Volk den Göttern des Berges und kehrte ſiegprangend nach Rom zurück.

Eilftes Kapitel.

Von der Wahl der Tribunen bis zur Ernennung der Decemvirn.

J. d. St. 260. Bis hieher haben wir das Volk mit der übermäßigen Gewalt des Senats kämpfen ſehen; itzt aber beginnet ein Zeitraum, in welchem der Senat wider die überhandnehmende Macht des Volks kämpfte: ein Zeitraum, in welchem das letztere ſeine eigene Kraft inne geworden, und einmal in Bewegung geſchnellt, mit unwiderſtehlicher Gewalt alles vor ſich nieder wirft. Der erſte Vortheil, welchen die Tribunen erhielten, war die Erlaubniß zwo jährliche Amtsperſonen, die ihnen in den ermüdendſten Zweigen ihrer Pflicht beyſtehn ſollten, aus dem Volke zu wählen. Von der Aufſicht, die ihnen über die öffentlichen Gebäude, Waſſerleitungen und Cloaken übertragen wurde, bekamen ſie den Nahmen der Aedilen. Es wurden ihnen aber auch verſchiedene Geſchäfte angewieſen, die bisher die Conſuln verwaltet hatten. Ihnen kam es zu, darauf zu ſehen, daß niemand mehr Ländereyen anſchaffe, als ihm das Geſetz erlaube; in

Zeiten einer Hungersnoth für Korn und Oel zu ſorgen, und jedem Alleinhandel, den die Aufkäufer ſolcher Unentbehrlichkeiten an ſich reiſſen möchten, zu ſteuren. Nachdem das Volk dieſe Vorrechte erreichet hatte, und in allen ſeinen Forderungen zufrieden geſtellt war, zog es wider die **Antier** und **Volſcer** zu Felde, eroberte **Corioli**, eine ihrer Hauptſtädte, und ſchlug den Feind bald nachher mit großem Blutvergießen. Dieſe Schlacht war es, in welcher **Marcius** ſich den ehrenvollen Zunahmen des **Coriolers** erwarb.

Sich blähend auf dieſen gedoppelten Sieg, den es beydes über den Senat und über den Feind gewonnen hatte, ermangelte die ſtürmiſche Menge nicht, ihrem Hang zu Unruhen bey der nächſten Gelegenheit wieder vollen Spielraum zu geben. Während der letzten Spaltungen war der Ackerbau gänzlich vernachläſſigt geblieben, und eine Hungersnoth war eine natürliche Folge davon. Der Senat that alles mögliche, um die Drangſale des Volks zu erleichtern, aber dieſes, durch den Mangel geſpornt, und willig, jedem andern, nur ſich ſelbſt nicht die Schuld beyzumeſſen, ſchrieb die ganze Landplage dem Geitze der Patricier zu, die, um ſich wegen der aufgehobnen Schulden ſchadlos zu halten, das Korn aufgekauft hätten und es nun mit ungeheurem Aufgelde wieder verkaufen wollten. Dies war jedoch nicht alles, deſſen man ſie beſchuldigte. Um die Zahl der Bürger zu dieſer Zeit des Hungers zu mindern, hatte der Senat einen Theil derſelben nach **Veliträ**, einer Stadt der Volſcer geſchickt, die neuerdings durch die Peſt war entvölkert worden. Dies erregte ein Murren unter dem Volk, das von den Tribunen angeblaſen, bald ſtürmiſches Geſchrey ward. Ein ſolches Verfahren, rieſen ſie, ſey ein bloßer Kunſtgriff, um die Bürger,

die

die dem Adel läſtig wären, zu entfernen; es ſey we- nig anders als eine urſachloſe Verbannung der tapfer- ſten Staatsbürger, und ein Verſuch, durch Minde- rung der Volkskräfte ſeine eigene zu ſtärken. Dieſe Vorſpiegelungen wurden ſo ſorgfältig verbreitet, daß eine Volksverſammlung gehalten werden mußte, in welcher die Conſuln und Tribunen dem Volke in die Wette zuredeten. Mit Ungeſtüm ward der Zwiſt geführt. Mit jedem Augenblick ward man wärmer, die Conſuln behaupteten, daß die Tribunen kein Recht hätten, zu den Volksverſammlungen zu reden; die Tribunen ihrerſeits beriefen ſich auf die Hei- ligkeit ihres Amtes und nannten jede Störung in Ver- waltung deſſelben, Majeſtäts-Verbrechen und Hoch- verrath. Das Volk ſtimmte ihnen einmüthig bey; was immer einer ſeiner Führer vorzuſchlagen beliebte, beliebt' es zu genehmigen, und ſo ward ein Geſetz gegeben, daß kein Menſch ſich unterſtehen ſollte, die Tribunen, während ſie zu dem Volke redeten, zu un- terbrechen: ein Geſetz, das ihrem Anſehen einen merk- lichen Zuwachs gab; denn mit dem Recht den Vor- trag bey der Verſammlung zu thun, gewannen ſie zugleich dasjenige, es nach Belieben zu lenken.

Nach dieſen Geſchichten genoß der Staat einer vorübergehenden Ruhe; ein Theil des Volks flüchtete in ſeine Häuſer und ertrug die Drangſale des Hun- gers mit reſignirender Schlaffheit; andere fielen ins Gebiet der Feinde und kamen mit Beute heim. Nicht lange aber, ſo erneuerte der kehrende Ueberfluß jenen Geiſt der Unruhe, den die Fortdauer des Hungers gedämpft, aber nicht geknicket hatte. Eine große Flotte mit Korn aus Sicilien beladen, deſſen einen Theil ein König dieſes Landes Nahmens Gelo den Römern verehrte, den andern aber der Senat mit dem Gelde des Schatzes erkauft hatte, belebte ihren

Muth

Muth noch einmal, und gab ihrem Hange zu Streitigkeiten neuen Zunder. Als im Senat gerathſchlaget wurde, auf was Weiſe dieſe reichliche Zufuhr vertheilt werden ſollte, ſo entſtanden heſtige Zänkereyen. Einige riethen, einen hinlänglichen Vorrath davon unentgeldlich unter die Armen auszutheilen, andere meinten, man ſollte es, um den Schatz wieder zu entſchädigen, zu einem niedrigen Preiſe verkaufen; als aber an Coriolan die Reihe zu reden kam, drang er drauf, daß durchaus nichts davon vertheilt werden ſollte, bis die letzten Eingriffe, die das Volk in die Rechte des Senats gethan habe, berichtigt, und die alte Regelgerechtheit des Staats wieder hergeſtellt wäre. „Wie lange, rief er, wollen wir's dulden, daß der Staat durch zwo Gewalten zerriſſen werde, deren Spaltungen ihn über lang oder kurz durchaus zu Grunde richten werden! Wie lange wollen wirs dulden, daß Tribunen Geſetze geben und Rom mit unbeſchränkter Gewalt beherrſchen, wir, die wirs verachteten, uns vor Königen zu beugen. Wenn Meuter und Aufrührer zu Rom nicht bleiben wollen, ſo mögen ſie noch einmal ihren Berg beziehen; beſſer überall nicht herrſchen, als mit den Hefen des Pöbels die geſchändete Herrſchaft theilen.“ — So aufwiegelnde Worte, und ſo gewaltthätige Maasregeln entzündeten die Flammen der Zwietracht. Im erſten Anfall ihres Grimmes wollte die Menge über den ganzen Körper des Senats herfallen, aber die Tribunen zügelten ihre Wuth, und lenkten ſie auf Coriolan, den ſie dem Untergange weiheten. Dieſer blieb unerſchüttert; kühn, nüchtern, und unbeugſam von Natur, vereinigte er mit dieſen angebohrnen Anlagen die erworbenen Tugenden einer großen Ehrfurcht für die Geſetze, großer Kriegskunde und unbegrenzter Anhänglichkeit an ſeine Mitbürger, oder vielmehr an

den

den Theil derſelben, deſſen Sache er zur ſeinigen gemacht hatte. Mit Verachtung behandelte er die Vorladung der Tribunen, und als dieſe die Aedilen abſchickten, um ihn zu greifen und vor das Volk zu ſchleppen, ſammlete ſich ein Hauſe junger Patricier um ihren Liebling, griff die Aedilen an, und trieb ſie nach einem kurzen Handgemenge in die Flucht. Dies war die Loſung zu allgemeinem Aufruhr. Aus allen Gegenden der Stadt ſtürmte der Pöbel herbey, und ohne Zweifel wär es auf der Stelle zum Bürgerkriege gediehen, wenn die Conſuln dem Volke nicht gänzliche Genugthuung verheiſſen hätten. Die Tribunen verlangten, daß Coriolan als Aufrührer und Verächter der Volks-Majeſtät vom Tarpejiſchen Felſen heruntergeſtürzt werden ſollte. Sie verdammten ihn ſogar, ohne die Stimmen des Volks zu ſammeln. Sie waren im Begriff ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, als die Patricier ihn noch einmal retteten.

So viel Entſchloſſenheit auf einer Seite und ſo viel Anmaßung auf der andern, hielt die Menge eine Zeitlang in Ungewißheit ſchwebend; ſie fürchtete ſich ihren Verfechtern wider Männer beyzuſtehn, die ihre Feldherrn und Anführer geweſen waren, und ſchauete dem Kampfe mit zitternder Unentſchloſſenheit zu. Ihre Saumſeligkeit zum Beyſtande erregte bey den Tribunen die Beſorgniß, daß ſie etwa zu weit gegangen ſeyn möchten; ſie verlangten daher, daß Coriolans Sache vor das Volk gebracht, daß der Schuldige vor einem Richterſtuhle abgehöret würde, von welchem keine Berufung ſtatt fände. Die Patricier, von Coriolans Unſchuld überzeugt, begierig aber, dem Staat den Frieden zu geben, ließen ſich dieſe Maasregel gefallen, und der Tag zum Verhör ward angeſetzt. Coriolan fragte die Tribunen, weſſen ſie ihn

zu

zu beſchuldigen dächten, und da ſie erwiderten, des Hochverraths und unumſchränkter Herrſchbegierde, ſo unterwarf er im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld dem Verhöre ſich ohne Weigern.

Der beſtimmte Tag erſchien. Schwule Erwartung ſchwellte die Bruſt aller Theilnehmer, und aus den umliegenden Gegenden floß eine Menge Volks zuſammen, die das Forum füllte. Mittlerweile theilten die Tribunen das Volk nach Zünften, nach welchen es auch, Mann für Mann, ſtimmen ſollte, nicht aber nach Centurien, wie ſeit den Zeiten des **Servius Tullius** gebräuchlich geweſen war. Vermöge dieſes Kunſtgrifs ward der Senat, durch das Uebergewicht der Volkszahl überſtimmt und alles Einfluſſes auf die Verhandlungen beraubt. Er ermangelte nicht, ſich dagegen zu ſträuben; da er aber die Sache Coriolans nicht gerne zu ſeiner eigenen machen wollte, ſah' er ſich genöthigt, auch dieſen Gewaltſtreich der Plebejer zuzugeben. Inzwiſchen wollten die Conſuln doch wenigſtens einen Verſuch machen, den Beklagten zu retten. Einer derſelben beſtieg das Roſtrum, ſchilderte Coriolans Verdienſte um den Staat, zeigte, wie wenig man auf einige wenige in der Hitze entfahrne Worte achten müſſe, erklärte, daß der ganze Senat für den Beklagten eine Vorbitte einlege, und verlangte, daß die Tribunen ſich auf die einzige Beſchuldigung, deren ſie erwähnt hätten, nehmlich daß Coriolan nach der höchſten Gewalt ſtrebe, einſchränken ſollten. Hierauf erwiderte Sicinius: er werde wider den Beſchuldigten alles anführen, was ſeine Schuld erweiſen könne; der Staat habe von ſeinem Einfluſſe und der Menge ſeiner Schutzgenoſſen zu viel zu fürchten, als daß man nicht jedes Hülfsmittel anwenden müſſe, ihm Sicherheit

zu verſchaffen; feige Gefälligkeit für die Bitten des Senats gezieme ihm nicht, ſondern Wachſamkeit für die Erhaltung des Gemeinweſens, und ſchon der Verſuch die Macht des Volks zu brechen, das ein unſtreitiges Recht ſich ſelbſt zu regieren habe, ſey Verbrechen.

Mit einer Unerſchrockenheit, die eines beſſern Schickſals würdig war, erſchien Coriolan itzt vor dem Volk. Die Hoheit ſeines Anſtandes, ſeine männliche Beredſamkeit, die Zurufungen derer, die er dem Feinde entriſſen hatte, neigeten das Volk zum Mitleiden. Er begann mit Aufzählung aller Schlachten, die er geſchlagen, und aller Poſten, die er behauptet; er zeigte die mancherley Kronen, die er als Belohnungen ſeiner Verdienſte von ſeinen Feldherren empfangen; er entblößte vor dem Blick der Menge die zahlloſen Wunden, die er in Erwerbung derſelben davon getragen hatte; er nannte die Mauerlücken, in die er hinein gedrungen war, und die Leben, die er gerettet hatte, und rief diejenigen, die aus deren Anzahl gegenwärtig waren, auf, um die Wahrheit ſeiner Erzählung zu bezeugen. Mit den rührendſten Ausdrücken flehten dieſe ihre Freunde, ein Leben zu ſchonen, dem ſie das ihrige zu verdanken hätten; ſie erboten ſich für ihn zu ſterben, wenn die beleidigte Volksmajeſtät ein Opfer verlange. Eine Vertheidigung, wie dieſe, eine ſolche Ruhe des Tons, eine ſolche Feſtigkeit des Geiſtes, ſchien nur der Unſchuld möglich zu ſeyn, und verſöhnte jeden Zuſchauer; manche riefen, daß ein ſo wackerer Mann einen Triumph verdiene und nicht den Tod, und daß ſein Verhör ſelbſt ein Vorwurf für die Nation ſey. Schon wollte die ſchwindelnde Menge ihn losſprechen, als **Decius**, der Tribunen Einer, ein Mann von fließender Beredſamkeit, aufſtand. „Durch welche Kunſtgriffe, rief

rief er, der Senat uns auch verhindern mag, auf jene hochverrätheriſchen Reden zu dringen, die in der Mitte ſeines ehrwürdigen Zirkels ausgeſprochen und auf die Vernichtung der Volksvorrechte berechnet waren, ſo ſind wir jedoch keinesweges damit abgefunden: was Coriolan geſprochen hat, möge vergeſſen werden; wir haben Thatſachen, über die wir ihn auffordern ſich zu vertheidigen. Ein altes Geſetz unter uns gebeut, daß alle Beute, die dem Feinde abgenommen wird, zum Gebrauch des Gemeinweſens beſtimmt, und, unberührt vom Feldherrn, dem öffentlichen Schatze überliefert werde. Dies in ſich ſelbſt ſo billige und von unſern Altvordern unverletzlich beobachtete Geſetz iſt durch dieſen Mann gebrochen worden, der als Beklagter vor euch ſteht. Aus einem neulichen Einfall ins Gebiet der Antier hat er keine unbeträchtliche Beute an Sklaven, Korn und Lebensmitteln heimgebracht, aber weit entfernt das Gemeinweſen damit zu beſſern oder zu bereichern, hat er ſie gänzlich unter ſeine Freunde und Nachfolger vertheilt, Leute, die er ſo vermuthlich zu beſtechen dachte, um unſern Untergang deſto ſicherer zu bewerkſtelligen. Von jeher war es die Weiſe der Tyrannen, zu ihren ehrſüchtigen Planen ſich durch Gewinnung eines zahlreichen Anhanges, durch Anwerbung von Leuten die Bahn zu brechen, die bereit und willig wären, alle Rückſicht für das gemeine Beſte um den Nutzen eines Einzigen dahinzugeben. Dies iſt es, was wir dem Marcius zur Laſt legen. Hierwider mag er ſich vertheidigen; er mag die That leugnen, wenn er kann, nicht aber mit pralender Darſtellung ſeiner Wunden, ſondern mit tüchtigen Beweiſen und Gründen." — Durchaus unerwartet kam dieſe Beſchuldigung. Coriolan hatte wirklich, als das Volk ſich Dienſte zu nehmen weigerte, an der Spitze ſeiner Schutzgenoſſen

 einen

einen Ausfall gethan, und den Feind, der bis an die Mauern Roms geſtreift war, geplündert. Dieſe Beute, die er ſo rechtmäßig geerbtet und als das Erworbene eines Privatabentheuers angeſehen hatte, in den öffentlichen Schatz zu liefern, war ihm gar nicht eingefallen. Wenig wußte er daher auf die Beſchuldigung ſeiner Feinde zu antworten. Er ſtockte, ſtotterte, gerieth in Verwirrung. Dieſe Verwirrung nutzten die Tribunen, ſchritten augenblicklich zur Stimmenſammlung, und Coriolan ward zur immerwährenden Verbannung verdammt.

Nie hatte der Pöbel beym glorreichſten Triumph über einen beſiegten Feind eine aufrichtigere Freude bezeugt, als er bey dieſer Gelegenheit äußerte, wo er die Macht des Senates gewiſſermaßen vernichtet hatte. Von nun an hat er ſich das Recht angemaßet, jedes Mitglied dieſes Staatskörpers, das er anzuklagen dienlich finden würde, vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen. Der Senat im Gegentheil ſah ſich zu einer ſchmachvollen Abhängigkeit von der Menge herabgewürdigt, aller Sicherheit ſeiner Perſonen beraubt, und entkleidet des wichtigen Vorrechts, nur durch ſich ſelbſt gerichtet zu werden. Die Verurtheilung ſeines muthigſten Vertheidigers war daher ein Schlag, der alle mit Schmerz, Beſtürzung und Bekümmerniß erfüllte. Coriolan allein ſchien in der Mitte des Getümmels ein untheilnehmender Zuſchauer. Begleitet von wehklagenden Hunderten der ehrwürdigſten Senatoren und Bürger Roms, kehrte er nach Hauſe, um von ſeiner Gattin, von ſeinen Kindern und ſeiner Mutter **Veturia** ein langes Lebewohl zu nehmen. Während dieſe in den Verzuckungen des Schmerzes ihn umklammerten, als wollten ſie ihn nimmer loslaſſen, entriß Coriolan ſich ihren Armen.

Er ermahnte ſie, mit Standhaftigkeit ihr Schickſal zu ertragen, an ihn aber nicht mehr zu gedenken. Seine kleinen Kinder empfahl er ihrer Obhut, der Obhut des Himmels aber alle miteinander, und wanderte ſodann einſam zum Thore hinaus, um unter den Feinden Roms eine Zuflucht zu ſuchen. — So bedienten die Plebejer, die ihre Tribunen lediglich zu ihrer Vertheidigung erhalten hatten, ſich dieſer nehmlichen Obrigkeiten, um andere zu beeinträchtigen, und beraubten die Patricier in unmerklichen Abſtufungen eines Vorrechts nach dem andern.

Coriolan, zu immerwährendem Elende verbannt, ſuchte weniger einen Zufluchtsort vor Rom, als eine bequeme Gelegenheit, ſich zu rächen. Alle ſeine Männlichkeit ſammt den frühen Unterweiſungen ſeiner Mutter waren nicht fähig, das Gefühl des erlittenen Unrechts in ihm zu dämpfen, noch die Begierde ſeine Feinde zu züchtigen, ſollte ſein Vaterland auch über der ſchrecklichen Rache zu Trümmern gehn. **Tullus Attius**, ein Volſcer, von großem Anſehn unter ſeinem Volk, und Roms geſchworner Feind, ſchien ihm das ſchicklichſte Werkzeug zu Ausführung ſeiner Abſichten. Entſchloſſen, ſich an ihn zu wenden, kam er zur Nachtzeit in Antium, der Stadt, wo Tullus wohnte, an, gieng geraden Weges in ſein Haus, und ſetzte ſich am Heerde, dem geweihten Sitze der Hausgötter. Tullus, benachrichtigt, daß ein Fremder von ungewöhnlich edlem Anſtande in ſeinem Hauſe Zuflucht ſuche, kam und fragte nach ſeinem Nahmen und Begehren. „Mein Nahme, rief der Römer, iſt **Cajus**, mein Zunahme **Coriolan**, die einzige Belohnung, die für alle meine Verdienſte mir übrig blieb. Rom, deſſen treueſter Freund ich war, hat mich ausgeſtoßen. Hier, wo man mich

mit Recht als einen Feind betrachtete, ſuch' ich eine Zuſlucht. Biſt du geneigt von meinen Dienſten Gebrauch zu machen, ſo wirſt du mich dankbar finden; biſt du Willens dein Vaterland an dem Manne zu rächen, der ihm am fürchterlichſten war, ſo ſieh' mich bereit.

Getroffen von des Mannes Würde und voll Ehrfurcht für ſeinen weitbekannten Heldenmuth reichte Tullus ihm die Hand des Friedens, und gelobte, ſeine Sache als ſeine eigene anzuſehn. Die erſte itzt zu nehmende Maasregel war, daß man das Volk bewegen müßte, die mit den Römern geſchloſſenen Verträge zu brechen. Zu Erreichung dieſes Zweckes ſchickte Tullus eine Anzahl ſeiner Bürger nach Rom, um den gerade damalen zu feiernden Spielen zuzuſehn, gab aber dem Senat zu gleicher Zeit geheime Nachricht, daß ſie die gefährliche Abſicht hätten, die Stadt anzuzünden. Dies wirkte; der Senat ließ einen Befehl ausgehn, daß alle Fremde vor Sonnenuntergang die Stadt verlaſſen ſollten. Dieſen Befehl ſtellte Tullus ſeinen Landsleuten als eine Verletzung der Friedensſchlüſſe vor, und beredete ſie Geſandten nach Rom zu ſchicken, die nicht nur für dieſen Schimpf Genugthuung, ſondern auch alle Ländereyen, die den Volſcern gehörten, und deren ſie ſo gewaltſamer Weiſe wären beraubt worden, zurück fordern, im Weigerungsfall aber ihnen den Krieg erklären ſollten. Der Antrag ward, wie leicht zu erachten, von dem Senat mit Verachtung verworfen; er hieß die Geſandten ihren Landsleuten ſagen, daß Drohungen keine Mittel wären die Römer einzuſchrecken, die mit ihren Schwertern behaupten wollten, was ſie mit dem Schwert erworben hätten; und wenn die Volſcer die erſten die Waffen ergriffen, ſo wollten die Römer ſie die letzten niederlegen.

Als ſolcher Geſtalt der Krieg auf beyden Seiten erkläret war, wurden Coriolan und Tullus zu Feldherren ernannt, und brachen ſogleich ins Gebiet der Römer ein, auf welchem ſie alle den Plebejern gehörige Ländereyen plünderten und verheerten, der Senatoren ihre aber unberührt liegen ließen. Mittlerweile giengen die Werbungen zu Rom nur ſehr langſam von Statten; die beyden neuerwählten Conſuln waren wenig kriegskundig, und fürchteten, einem Feldherrn zu begegnen, deſſen Ueberlegenheit im Felde ſie ſo gut kannten. Auch die Bundsgenoſſen äußerten Furcht, und ſandten ihre Verſtärkungen nur ſehr langſam ein. Coriolan hatte alſo Zeit übrig, eine Stadt nach der andern wegzunehmen. **Circum**, eine römiſche Pflanzſtadt, unterwarf ſich ſeinen Waffen zuerſt; dann griff er die Latier an, welche Roms Beyſtand umſonſt anfleheten. **Tolerium, Lavici, Pes** und **Bola** wurden mit Sturm erobert, die Güter geplündert und die Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht; die ſich gutwillig ergaben, wurden mit Schonung behandelt, die ſich widerſetzten, nieder gehauen. In jedem Zuge begünſtigte ihn das Glück, und ſeine Thaten vergrößerten ſeinen Ruf ſo ſehr, daß die Volſcer ihre Städte wehrlos ließen, und, unter ſeiner Anführung des Erfolges gewiß, ihm ins Feld folgten. Selbſt die Krieger von ſeines Gehülfen Heer giengen zu ihm über, und wollten von keinem andern Feldherrn wiſſen. Sich auf dieſe Weiſe an der Spitze eines zahlreichen Heeres und im Felde keinen Feind ſehend, der ihm Widerſtand geleiſtet hätte, lagerte er ſich endlich am Fuß des cluiliſchen Hügels, innerhalb fünf Meilen von Rom.

In dieſer ſo eben noch ſo getümmelvollen Stadt war nichts zu ſehen als der ſchweigende Dumpfſinn der

der Verzweiflung. Das Volk, das von den Wällen herab der Verheerung ſeiner Länder zuſah, bat mit Thränen und Flehen um Frieden. Es beſchwor den Senat, das Edict, welches Coriolanen verbannt hatte, zu widerrufen, und geſtand die Ungerechtigkeit ſeiner Proceduren. Der Senat, ſolche Niederträchtigkeit verſchmähend, beſchloß, wo möglich, die Ungerechtigkeit des Staats den Feinden nicht zu verrathen, noch einem Verräther Gunſtbezeugungen zu gewähren, die man ihm, da er des Hochverraths war beſchuldigt worden, abgeſchlagen hatte. Allein was konnten ihre Entſchlüſſe ihnen helfen, da es ihnen an Vermögen fehlte, ſie zu behaupten. Coriolan näherte ſich mit jedem Tage, und ſchon ſchlug er ſein Lager vor der Stadt auf, feſt entſchloſſen ſie zu belagern. Itzt ſank der ſtolze Geiſt der Patricier in den Staub. Senat und Volk wurden eins, Geſandten an ihn abzuſchicken, um mit Anerbietung einer gänzlichen Wiederherſtellung den Rückzug des Feindes zu erkaufen. An der Spitze ſeiner vornehmſten Kriegsbedienten und mit dem Ernſt eines Siegers, der entſchloſſen iſt, Geſetze vorzuſchreiben, empfieng Coriolan ſie. Mit hoher Miene belehrt' er ſie, er ſey itzt Feldherr der Volſcer, und das Intereſſe der Volſcer zu beobachten ſeine Pflicht; hoffeten ſie Frieden, ſo müßten ſie alle Städte zurück geben, die dieſem Volk urſprünglich gehörten und ihre Bürger ſo frey machen wie die Latier wären. Dreyßig Tage räumte er ihnen zu Ueberlegung dieſer Vorſchläge ein. — Dieſe Zwiſchenfriſt nützte er zu Eroberung verſchiedener latiſcher Städte, und kam nach Verlauf derſelben zurück, um mit ſeinem Heere ſich noch einmal vor den Mauern Roms zu lagern.

Eine zwote Geſandſchaft erſchien itzt, und beſchwor ihn, ſeiner Vaterſtadt nicht zuzumuthen, was

zu

zu bewilligen Römern nicht gezieme. Allein Coriolan, ſtreng und unbiegſam von Natur, beharrte auf ſeinen vorigen Forderungen, und gewährte ihnen nur drey Tage zu Vollendung ihrer Berathſchlagungen. Eine ſo entſcheidende Antwort erfüllte die Stadt mit Beſtürzung. Jedermann rannte zu den Waffen, einige beſetzten die Mauern, andere bewachten die Thore, damit Coriolans geheime Anhänger in der Stadt ſie nicht an ihn verrathen möchten; andere befeſtigten ihre Häuſer, als wenn der Feind ſchon Meiſter der Mauern wäre. In dieſer allgemeinen Verwirrung war weder Gehorſam noch Oberbefehl. Die Conſuln, die nur ihre Furcht zu Rathe zogen, waren um ganz anderer Verdienſte willen gewählet worden, als die Erfahrenheit im Kriege war. Die jüngſt ſo trotzigen Tribunen ließen itzt weder von ſich ſehen noch hören; alles theilte den allgemeinen Schrecken, und es ſchien, als wenn die geprieſene Tapferkeit Roms mit ihrem Feldherrn ins Lager der Volſcer übergegangen ſey. In dieſer Enge blieb nichts übrig, als eine dritte, wo möglich noch feyerlichere Geſandſchaft abzuſenden, die aus den Prieſtern und Augurn beſtand. Geſchmückt mit ihren Feyerkleidern, und ernſt und trauervoll daher wandelnd, zogen ſie aus der Stadt und ins Lager des Siegers hinein; ſie flehten ihn bey allem was heilig war, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern ſchuldig ſey, und ihnen, welche, wiewohl Diener der Götter, ſich itzt zu ſeinen Füßen würfen, ſeinem Lande Frieden zu geben; umſonſt, Coriolan blieb feſt und unerbittlich. Er bezeigte ihnen die Ehrerbietung, die die Heiligkeit ihrer Charactere erforderte, ſchickte ſie aber zurück, ohne von ſeinen Forderungen das geringſte nachzulaſſen.

Als das Volk dieſe Geſandſchaft unverrichteter Sachen zurückkehren ſah, fieng es an das Gemeinweſen verloren zu geben. Die Tempel wimmelten von Greiſen, von Weibern und Kindern, die, niedergeworfen an den Altären, für die Erhaltung des Vaterlandes heiße Gelübde opferten. Nichts hörte man als Aechzen und Jammern, nichts ſah man als das Händeringen der Angſt und der Verzweiflung. Endlich beſann man ſich, daß, was durch die Vorſtellungen des Senats und die Beſchwörungen der Prieſter nicht hatte bewerkſtelligt werden können, vielleicht durch die Thränen eines Weibes, und die Befehle einer Mutter erhalten werden möchte. Der Vorſchlag einer ſolchen Geſandſchaft gewann allgemeinen Beyfall, und der Senat ſelbſt gab ihr die Sanction ſeiner Vollmachten. Anfangs trug **Veturia**, Coriolans Mutter, einiges Bedenken, ein ſo frommes Werk zu übernehmen; ſie kannte die unbiegſame Gemüthsart ihres Sohnes und fürchtete ſich dem Schimpf und ihn dem Verbrechen, die Befehle einer Mutter zu verwerfen, preis zu geben; nichts deſtoweniger übernahm ſie den Auftrag endlich, und wanderte in Begleitung der vornehmſten römiſchen Matronen, Volumniens, ſeines Weibes und ſeiner beyden Kinder zu dem Thore hinaus. Coriolan, der dieſen feyerlichen und trauervollen Weiberzug daher ziehen ſah, beſchloß auch ſie unerhört zu laſſen, und rief ſeine Kriegsgenoſſen zuſammen, um Zeugen ſeiner Entſchloſſenheit zu ſeyn. Kaum vernahm er aber, daß ſeine Mutter und ſeine Gattin unter der Zahl ſeyen, als er ſeinen Thron verließ, ihnen entgegen flog, und ſie umarmte. Thränen und Umhalſungen erſtickten anfangs die Kraft zu reden bey den Frauen, und der rohe Krieger ſelbſt konnte nicht umhin, ihre Rührung zu theilen.

„Sage mir Coriolan, rief ſeine Mutter, aus welchem Licht ich dieſe Zuſammenkunft betrachten ſoll? Umhalſ' ich meinen Sohn oder meinen Feind? Bin ich deine Mutter oder deine Gefangene? Wie hab ich's erleben müſſen, dieſen Tag zu ſehn, meinen Sohn verbannt zu ſehn, und was für mich noch peinigender iſt, ihn zu ſehn, als den Feind meines Vaterlandes! Wie hat ers übers Herz bringen können, ſeine Waffen gegen den Ort zu richten, der ihm das Leben gab! Seine Wuth gegen dieſe Mauern zu wenden, die ſein Weib, ſeine Kinder und ſeine Götter ſchützen! Doch nur ich bin es, der das Vaterland ſeinen Dränger zu verdanken hat; wäre ich nie Mutter geworden, ſo würde Rom frey geblieben ſeyn. Dies folternde Bewußtſeyn wird mich quälen, dieweil ich lebe, und dies Leben kann nicht lange dauern. Allein, wiewohl du mich zum Tode bereit ſiehſt, ſo laß wenigſtens dieſe armen Unglücklichen dein Mitleid regen; bedenke, was ihr Schickſal ſeyn wird, wenn du verbannt biſt, und ſie ſind Gefangene.„

Kämpfende Leidenſchaften erſchütterten während dieſer Rede die Seele des geängſtigten Helden. Seine Mutter ſah ihn wanken. Sie fuhr fort mit aller Beredſamkeit der Worte und der Thränen in ihn zu dringen; ſeine Gattin, ſeine Kinder hiengen an ihm und flehten um Schutz und Mitleid, während der ganze ehrwürdige Zug ihrer Gefährtinnen, den klagenden Chor verſtärkend, Roms Elend und ſein eigenes bejammerte. Coriolan, vom Kampf der Ehre mit der Zärtlichkeit zerriſſen, ſtand eine Weile in tiefem Schweigen verſunken; dann, wie aus einem Traum gerüttelt, ſah' er ſeine Mutter zu ſeinen Füßen liegen, flog' hin ſie aufzuheben, und — **o meine Mutter, rief er, Rom haſt du gerettet, aber deinen Sohn verloren!** Sogleich befahl er dem Heer

auf-

aufzubrechen, und wandte gegen die Kriegsbedienten vor, daß die Stadt zu feſt ſey, um eingenommen zu werden. Tullus, der ſchon lange ſeinen Ruhm beneidet hatte, ermangelte nicht ſeine Partheylichkeit gegen ſeine Vaterſtadt zu rügen. In einem Volksaufſtande ward Coriolan erſchlagen, wiewohl nachher mit ſpäter und vergeblicher Reue aufs ehrenvollſte beſtattet.

Groß und viel waren die öffentlichen Freudenbezeugungen zu Rom nach dem Rückzug des volſciſchen Heeres. Der Senat erkannte den Frauen jede Ehrenbezeugung zu, die ſie ſelbſt verlangen würden; ſie baten aber bloß um Erlaubniß, an dem Ort, wo ſie ihr Vaterland gerettet hätten, der **weiblichen Fortuna** einen Tempel weihen zu dürfen, der dann auch auf Koſten des Schatzes errichtet wurde. Mittlerweile begann jener alte Römermuth, der eine Zeit her wie gedämpft und gebrochen ſchien, wieder aufzuleben. Da Coriolan nicht mehr war, ſo wagten ſeine Mitbürger ihren Volſciſchen Feinden die Spitze zu bieten, die in der That durch ihre eignen und ihrer Bundsgenoſſen innere Zwiſtigkeiten irgend einer auswärtigen Macht die Mühe, ſie zu Grunde zu richten, erſparten. Ein herrlicher Sieg ward über ſie und die **Hernicer** im folgenden Jahr erfochten, und unter den Gebliebenen war auch **Tullus**.

Spurius Caſſius Viscellinus hatte an der Ehre, dieſen Sieg erfochten zu haben, den meiſten Antheil. Er war eitel von Natur, voll Eigendünkel, ehrſüchtig im äußerſten Grade, und eben ſo gewohnt ſein eigenes Verdienſt zu hoch als anderer ihres zu niedrig anzuſchlagen. Dreymal war er Conſul geweſen; zwey Triumphe hatte der Senat ihm zuerkannt; dieſe Vortheile mit einiger Volksgunſt vereinigt, verleiteten ihn zu dem gefährlichen Plan, ſich zum König

Roms

Roms emporzuſchwingen. Um hiezu die Bahn zu brechen, beſchloß er, eine Vollmacht, die ihm der Senat ertheilt hatte, mit den überwundenen Völkern auf alle ihm beliebige Bedingungen Frieden zu ſchließen, auf eine ſo ſchonende Weiſe zu gebrauchen, daß die Gemüther dieſer Völkerſchaften ihm auf immer verpflichtet würden. In dieſer Rückſicht gab er ihnen den dritten Theil des Eroberten wieder, gewährte ihnen den Titel römiſcher Bürger, und behandelte die Ueberwundenen in aller Abſicht ſo, als wären ſie die Sieger. Um ſich in jeder Klaſſe der Staatsbürger Freunde zu machen, gab er den Latiern die eine Hälfte der übrigen eroberten Ländereyen, und vertheilte die zwote unter den armen Bürgern Roms. Hiemit nicht zufrieden, wagte er einen Vorſchlag, der ihn ſeiner Meinung nach zum Idol des Volks machen mußte, angeſehen derſelbe nichts geringeres beabſichtigte, als gewiſſe Ländereyen, die lang im Beſitz der Reichen geweſen waren, die er aber für Eigenthum des Staates ausgab, unter die Armen auszutheilen. Als er daher am Tage nach dem Triumph, der Gewohnheit nach, von ſeinen geleiſteten Thaten Bericht abſtatten ſollte, verbreitete er ſich über ſeine haushälteriſche und weiſe Verwaltung des öffentlichen Schatzes, über den Zuwachs an Unterthanen und Kriegern, die er dem Staat verſchaft hätte, und über ſeine eigenthümliche Geſchicklichkeit, das Gemeinweſen zu führen. Dann bemerkte er, daß alle Erweiterung der römiſchen Eroberungen nichts helfen würde, ſo lange der Reiche allein ihre Früchte genöſſe, ſo lange der Senat und die Patricier im Ueberfluſſe lebten, während der abgelebte Krieger in Mangel und Kummer ſchmachte. Er wäre daher der Meinung, daß alle dem Feinde abgenommene Ländereyen, die itzt die Reichen beſäßen, aufs genauſte ge-

geſchätzet, und ſodann zu gleichen Theilen unter die ärmeren Bürger vertheilt werden ſollten.

Dies war der Urſprung des berüchtigten **Ackergeſetzes**, welches in der Folge ſo viel Unruhen anrichtete. Unbeſchreiblich iſt der Unwille des Senats, als er dieſen ſeltſamen Antrag hörte; ſchon vorhin ſeiner öffentlichen Rechte entkleidet, ſah er ſich itzt in ſeinem Privateigenthum angegriffen. Alles Vermögen, das ſeine Vorfahren durch Muth oder Betriebſamkeit erworben hatten, ſollte ihm itzt entriſſen, und eine Beute des Müſſiggängers, des Ausſchweifenden, und des Nichtswürdigen werden. Sitzung folgte auf Sitzung um Maasregeln zu verabreden, die die Wirkungen eines ſolchen Geſetzes und der Ehrſucht des Caſſius abwenden könnten. Das Volk ſeinerſeits war nicht weniger ſchwürig; die Tribunen, und alle, die durch ihre Umſtände über die niedrigſte Stuffe des Pöbels hervorragten, hatten ſo wenig als die Patricier Luſt, mit den geringſten von denen, deren Führung ſie ſich anmaßten, zu einerley Maasſtabe heruntergebracht zu werden; die Schutzgenoſſen der Reichen waren an das Intereſſe ihrer Schirmherrn gekettet. Deſſen allen ungeachtet ſchlug ſich die Mehrheit der Menge zum Caſſius, ſchrie ſtürmiſch um Durchſetzung des Ackergeſetzes, und drohete im Weigerungsfalle dem Senate Tod und Verderben. Selbſt Hernicer und Volſcer wurden bey dieſer Gelegenheit zur Stadt gerufen, um den Lärm zu verſtärken, und im Fall daß das Geſetz durchfiele, den Urheber deſſelben zu ſchützen. Der Senat ſah endlich, daß es nothwendig ſey nachzugeben, und verſprach der Menge, daß die Ländereyen unter ſie vertheilt, die Bundsgenoſſen aber, die zu Eroberung derſelben nicht mitgewirkt hätten, von der Vertheilung ausgeſchloſſen werden ſollten.

ſollten. Dies Verſprechen begütigte den Pöbel für itzt, und gab dem Senat Gelegenheit, zu Beſtrafung des Caſſius die gehörigen Maasregeln zu nehmen. Zu dem Ende ward Caſſius einige Zeit nachher auf den Befehl des Senats von den Quäſtoren vor das Volk geladen, um ſich über die Beſchuldigung, daß er habe König werden wollen, vernehmen zu laſſen. Ein ſo unerwarteter Streich erfüllte den Demagogen mit der gerechteſten Beſorgniß, zumal da er die Tribunen ſowohl als die Patricier wider ſich hatte. In einer Kleidung, die ſeiner mißlichen Lage angemeſſen war, erſchien er vor der Verſammlung und ſuchte das Volk für ſeine Sache zu gewinnen. Er behauptete, daß nur ſein Eifer für des Volks Wohlfahrt ihm dieſe Verfolgung der Patricier zugezogen habe; daß er ihr einziger übriger Freund, und ihr Intereſſe mit dem ſeinigen innigſt verbunden ſey. Allein er fand ſich von allen verlaſſen. Der Senat hatte gerechte Urſach ihn zu haſſen; die Tribunen beneideten ihm ſeine Beliebtheit beym Volk, und vernachläſſigten ſich ſeiner Sache anzunehmen; die Menge, mit des Senats neuen Einräumungen begütigt, opferte ihn ihrer Wuth. Nachdem er alſo einer Menge Verbrechen, die alle auf Veränderung der Verfaſſung abzielten, ſchuldig erfunden worden, ward er ungeachtet ſeiner mannichfaltigen wirklichen Verdienſte, und ungeachtet der Vorbitte ſeiner Freunde und Schutzgenoſſen, durch eben das Volk, für deſſen Glücksverbeſſerung er ſo viel gethan hatte, vom Tarpejiſchen Felſen hinunter geſtürzt. Zu ſpät ward jenes ſeines Irrthums inne, und bedauerte ſeinen Vorfechter mit einem Grade von Wärme, der es deſto lauter der Undankbarkeit ziehe.

Bald nach Caſſius Tode drang das Volk vom neuen auf die Vollziehung des Ackergeſetzes; aber J. d. St. 274.

mit einer ſeiner Weisheit unwürdigen Ausflucht hieß der Senat die Conſuln ſich zu einem Feldzuge wider die Aequier rüſten. Anfangs weigerte das Volk ſich, Dienſte zu nehmen, bis die Conſuln den neuen Ausweg erſannen, alle Landhäuſer der Widerſpenſtigen dem Erdboden gleich machen zu laſſen. Dies hatte die gewünſchte Wirkung; um ihre Beſitzthümer vom Untergange zu retten, drängten ſie ſich Schaarenweiſe zu den Fahnen, und wurden wider den Feind geführt, den ſie mit ihrem gewöhnlichen Glücke ſchlugen. So machten die römiſchen Waffen, während Zwiſtigkeiten das Innere des Staats zerriſſen, in Italien immer neue Fortſchritte; denn jener Geiſt der Freyheit, der beyde Partheyen beſeelte, entflammte zugleich ihren Muth, und machte ſie im Felde unbezwinglich.

Fünf Jahre lang beynah' dauerte jenes liſtige Zaudern auf Seiten des Senats und jenes hartnäckige Aufruhrgeſchrey auf Seiten des Volks; jenen verſelſete ſein Privatvortheil ſowohl als das Intereſſe des Staats; dieſe trotzten auf einmal gegebene Verſprechen und auf das Bewußtſeyn ihrer Ueberlegenheit. Mitten in dieſen Unruhen erlitten die Römer unter dem Conſul Virginius von den Hetruriern eine wichtige Niederlage, und wiewohl Fabius ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe kam, ſo ſtreifte der Feind doch bey ſeinem Rückzuge bis an die Mauern Roms. Dies vergrößerte die Spaltungen der Krieger, indem der Senat ſein Verſprechen noch immer unerfüllt ließ, und das Volk Dienſte zu nehmen ſich weigerte. In ſolcher Verlegenheit erbot ſich das Geſchlecht der Fabier, an der Spitze von etwa viertauſend ſeiner Vaſallen und Schutzgenoſſen, die Marken des römiſchen Gebietes allein zu vertheidigen. An der Grenze des feindlichen Landes baueten ſie eine Feſtung, aus wel-

cher ſie unaufhörlich Streifzüge machten, und ſich mit der Beute bereicherten. Alle geringfügige Verhandlungen, alle unbedeutende Gefechte, welche die Kriege Roms mit den benachbarten kleinen Staaten begleiteten, hier aufzuzählen, verbeut die Kürze dieſes Werks. Es ſey genug zu ſagen, daß ſie gemeiniglich mit einerley günſtigem Erfolge endeten, mit der Demüthigung des Feindes und mit der Erweiterung des römiſchen Gebietes. Die Fabier wurden jedoch von ihrem bisherigen guten Glücke verlaſſen. Alle, bis auf Einen Mann, wurden in einem Hinterhalte, den die Vejer ihnen legten, niedergehauen, und jener Eine ward der zweyte Stifter eines Geſchlechts, das dem Staat in der Folge eben ſo wichtige Dienſte leiſtete, als es ihm vor dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe geleiſtet hatte.

Während Roms Gebiet anwuchs, mitten in dieſen Zeiten des Krieges und der bürgerlichen Unruhen, ward auch die Zahl ſeiner Bürger immer beträchtlicher. In der Aufzählung dieſes Jahres fand man ihrer hundert und eilftauſend Männer, fähig die Waffen zu tragen, ohne dreymal ſo viel Weiber, Kinder und Sklaven. Dieſer Zuwachs eines größtentheils gewerbloſen Volks vergrößerte natürlicher Weiſe die Unruhen. Jedes Jahr erzeugte irgend einen neuen Span zwiſchen den kämpfenden Ständen. Das Volk, das itzt die Wahl ſeiner Obrigkeiten in Händen hatte, war weder einſichtsvoll noch ehrlich genug, um fähige Männer auszukieſen, und kaum legte ein Conſul ſein Amt nieder, den die Menge nicht in der Folge der Läſſigkeit oder der Ungeſchicklichkeit beſchuldigte. Auf dieſe Weiſe ward es auch dem **Nienenius**, ihrem Conſul zur Laſt gelegt, daß er den Untergang der Fabier nicht gehindert habe; er war allerdings ein unerfahrner Feldherr, aber des Verbrechens,

das man ihm zur Laſt legte, doch durchaus unſchuldig. Doch dieſes half ihm nichts. Er ward um etwa dreyßig Thaler unſers Geldes gebüßet, eine Summe, die, wiewohl nach heutiger Würdigung ſo gering, er zu bezahlen nicht im Stande war, und daher mit Verwünſchungen der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit ſeiner Mitbürger ſich in ſein Haus verſchloß und dort zu Tode hungerte.

Auch im folgenden Jahre wurden die beyden vorjährigen Conſuln, **Manlius** und **Fabius**, von den Tribunen vor das Volk geladen. Das Ackergeſetz war noch immer der große Zankapfel, und daß jene die Erfüllung deſſelben unverantwortlicherweiſe aufgeſchoben hätten, war das Verbrechen, deſſen dieſe ſie beſchuldigten. Die nehmliche Beharrlichkeit Einer, und der nehmliche Starrſinn Andererſeits verurſachte eine neue Gährung, und drohete einer der beyden Partheyen den gänzlichen Untergang, als der Tribun **Genutius**, der das Geſetz wieder zur Sprache gebracht hatte, wiewohl ohne einige Merkmale von Gewaltthätigkeit, in ſeinem Bette todt gefunden wurde. Dieſer Umſtand, der den Argwohn des Volks hätte erregen müſſen, beunruhigte deſſen Aberglauben. Es begann zu glauben, daß es die Götter wider ſich hätte, und äußerte einige Neigung, zu ſeiner alten Unterwürſigkeit zurück zu kehren. Um dieſe günſtige Stimmung zu nutzen, unternahmen die Conſuln ſogleich neue Werbungen. Durch Feldzüge die gährenden Säfte des Volks abzuzapfen, war die herrſchende Staatsklugheit der Zeiten. Schon hatten die Conſuln, von der Höhe ihrer Tribunale herab und mit ihren Lictoren umringt, eine große Anzahl Bürger angezeichnet, als ſie zu einem Centurio, Nahmens **Volero**, kamen, welcher ſich weigerte, als Gemeiner

meiner eingetragen zu werden und den ſie ſogleich zu entkleiden und zu ſtäupen befahlen. Eine ſo unbeſonnene Strenge entflammte nicht nur des Volks Unwillen aufs neue, ſondern veranlaßte in der Folge einen neuen Zwiſt über die Macht der Conſuln und die Vorrechte des Volks. Der Gefangene ward von der Menge gerettet. Die obrigkeitlichen Perſonen wurden fortgejagt, und zur Vollendung ihrer Kränkung ward Volero zu Einem der Volkstribunen erwählt.

Höchſt bedenklich ſchien die Erhöhung dieſes Demagogen für die Patricier. Nicht nur war er entſchloſſen, das Ackergeſetz, ſondern auch ein anderes durchzuſetzen, kraft deſſen das Volk ſeine Stimme nach Stämmen und nicht nach Curien oder Centurien geben ſollte. Für die Gewalt der Patricier ein zweyter Todesſtoß; denn ſo wie dieſe, wenn das Volk nach Centurien ſtimmte, gänzlich Meiſter des Zwiſtes waren, und wenn es nach Curien, die aus den Klaſſen der Stadteinwohner beſtanden, ſtimmte, ebenfalls vermöge der Menge ihrer Schutzgenoſſen die Stimmenmehrheit auf ihrer Seite hatten, ſo war nach dieſem Syſtem, nach welchem alle freye Männer Roms, aus welchen Gegenden ihres Gebietes ſie immer kommen mochten, berechtigt ſeyn ſollten, ihre einzelne eben ſo vollgültige Stimmen zu geben, als diejenige des erſten Senators, all ihr Einfluß gänzlich verloren, und nichts blieb ihnen übrig, als ein bloßes leidentliches Verhalten. Nicht zu verwundern war es demnach, wenn ein ſolches Geſetz eben ſo lauten Widerſpruch beym Senat, als die feurigſte Unterſtützung auf Seiten des Volks fand. **Appius Claudius**, dermaliger Conſul, ein Sohn des vorigen Appius, war, vermöge einer Art angeerbten Volkshaſſes, in dieſem Zwiſt einer der Vorfechter. In einer J. d. St. 282.

der öffentlichen Verſammlungen widerſetzte er ſich den Abſichten der Tribunen mit ſo vielem Eifer und ſtellte den Geiſt der Unruhe, mit dem dieſe Demagogen beſeelt waren, in ein ſo helles Licht, daß ſie ihm die Verſammlung zu räumen, und als er deſſen ſich weigerte, ihn ins Gefängniß zu werfen befohlen.

Eine ſolche Anmaßung empörte alle gegenwärtige Senatoren; ſie ergriffen die Waffen zu ſeiner Vertheidigung, und ſo wie das Volk vorhin die Senatoren zurück getrieben hatte, ſo ward es itzt von den Patriciern auseinander geſprengt. Dies war die Loſung zu allgemeinem Aufruhr. Steine, Fackeln, jedes Gewehr, das die Wuth an einem Orte, wo die Bürger nie Waffen führten, nur erhaſchen konnte, wurde wider einander gebraucht. Aber **Quintius**, der zweyte Conſul, ein Mann von friedfertiger und ſanfter Gemüthsart, warf ſich mitten zwiſchen die Kämpfer, bat dieſe, drohete jenen, und ſchied die Streitenden für dieſe Nacht. Aber mit anbrechendem Tage begann der Tumult wüthender denn jemalen. Appius that mit allem ihm angebornen Trotz an der Spitze ſeiner Schutzgenoſſen und anderer junger Patricier den Angriff. Der Tribun **Lectorius** aber bemächtigte ſich mit einem Theil des niedrigſten Volks des Kapitols, und befeſtigte ſich in demſelben, entſchloſſen, wie es ſchien, das Aeußerſte zu erwarten. Das Betragen des Volks ſchien itzt weit gefährlicher, als bey jenem Auszug auf den **verwünſchten Berg**. Damalen waren die Empörer in einiger Entfernung von Rom, itzt aber recht im Herzen der Stadt. Die Stillung auch dieſes Tumultes war dem Quintius aufbehalten, der durch ſanfte Vorſtellung das Volk bewegte, das Geſetz noch einmal vor den Senat bringen zu laſſen. Dieſer ehrwürdige Körper beſchloß

nach

nach einigen Berathſchlagungen, die wohl mehr eine Wirkung der Förmlichkeit als wirklicher Ungewißheit waren, dem Volk und den Tribunen zu Willen zu ſeyn, und das Geſetz unverzüglich zu genehmigen. Alle Stände bewilligten es itzt, und die Staatsbedienten wurden hinfort von den Zünften gewählet. So ließ das Volk den Patriciern allmälig nichts als den Schatten der Gewalt übrig, und auch deſſen war die Menge, die itzt die Kunſt zuſammen zu halten gelernt hatten, ſie zu berauben entſchloſſen.

Appius, wie von einem ſolchen Character zu gewärtigen ſteht, war weit entfernt, dieſen neuen Beweis von des Senats Nachgiebigkeit zu billigen; er behandelte das Volk mit einer Verachtung, die mehr Wirkung der Gewohnheit als der Vernunft zu ſeyn ſchien, und ergoß ſich aufs bitterſte wider die Kleinmuth des Senats. Seine Geſinnungen waren dem Volke kein Geheimniß, es erwartete nur eine Gelegenheit ihm ſeine Empfindlichkeit zu zeigen, und dieſe fand ſich, als Appius zum Feldherrn wider die Volſcer ernannt wurde. Die Volſcer hatten wie gewöhnlich in die unbewachten Gegenden Roms Einfälle gethan, und Appius, erwählter Feldherr, fand nun für die unbiegſame Strenge ſeiner Gemüthsart freyen Spielraum. Die römiſche Kriegszucht, die ſchon vorhin aufs mildeſte geſprochen, ſtrenge war, ward durch ſeine Pünktlichkeit beynah' unerträglich. Nur mit Widerwillen gehorchten die Soldaten einem Feldherrn, den ſie haßten, und dieſes gab ſeiner Härte neue Nahrung. Des Mannes Strengigkeit gieng ſo weit, daß ſie ſie mehr für gefliſſentliche Rachgierde als für heilſame Züchtigung anſahen, und ſie erwarteten nur den Feind, um ſich nicht an ſeiner Perſon, ſondern an ſeinem Ruhme zu rächen. Der Feind er-

ſchien, und die Römer flohen. Er führte ſie ins Lager, um eine Rede an ſie zu halten, und ſie weigerten ſich ihn anzuhören. Er ließ zum Rückzuge blaſen, aber ſtatt einer regelmäßigen Retirade nahm das ganze Corps die Flucht. Endlich gelang es ihm, den noch übrigen Theil ſeiner Macht in einem befeſtigten Lager in Sicherheit zu bringen. Hier ſtellte er ſie in Reih' und Glieder, warf ihnen ihre Feigheit vor und gab der Nachwelt einen auffallenden Beweis von der Strenge der römiſchen Diſciplin und der Größe des kriegeriſchen Gehorſams. Zuerſt befahl er alle Centurionen, die geflohen waren oder die Glieder verlaſſen hatten, zu geißeln und zu enthaupten; dann rückte er den Gemeinen die Niederträchtigkeit vor, mit der ſie die Waffen weggeworfen hatten, ließ jeden zehnten Mann durch das Loos ausheben und in Gegenwart ſeiner zitternden Gefährten hinrichten. Krieger, die in Friedenszeiten ſo brennenden Freyheitseifer, und im Felde gegen ihre Befehlshaber ſo unbedingte Unterwürfigkeit äußerten, waren geſchaffen die Welt zu erobern. Appius blieb jedoch dieſer ſeiner Strenge halber nicht lange unbefehdet; denn als einige Zeit nachher die Tribunen mit neuem Ungeſtüm auf das Ackergeſetz drangen, und er auf ſeinem Widerſtande beharrte, ſetzten ſie ihm einen Tag, an welchem er vor dem Volk erſcheinen, und wegen gefährlicher Anſchläge auf die öffentliche Freyheit ſich verantworten ſollte. Appius erſchien, aber nicht wie gewöhnlich in der Stellung und Kleidung eines Flehenden, ſondern mit einer Zuverſicht, die nur der vorläufig gefaßte feſte Entſchluß zu ſterben ihm einflößen konnte. Die Tribunen, die ſeine Unſchuld zu einleuchtend fanden, um ihn verurtheilen zu können, verſchoben das Verhör auf einen andern Tag; er kam ihnen aber durch

den Selbſtmord zuvor, eine Sitte, die um dieſe Zeit anfieng in Rom ſehr gemein zu werden.

Appius Tod, und einige Feldzüge oder vielmehr Streifereyen, welche die Römer ins Gebiet der Volſcer machten, dämpften den Eifer des Volks für die Einführung des Ackergeſetzes eine Zeitlang. Nicht lange jedoch, ſo fiengen die Tribunen neue Streitigkeiten an. Jtzt hatten ſie ſogar die Frechheit zu behaupten, daß das Volk nicht nur an den Ländereyen, ſondern auch an der Regierung des Gemeinweſens Antheil haben, und daß ein Codex geſchriebener Geſetze geſammlet werden müſſe, darinnen der Bezirk ſeiner Pflichten aufs genaueſte abgeſteckt wäre. Die Patricier widerſetzten ſich dieſer neuen Zumuthung mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Unter Anführung des Cäſo eines Sohnes des Quintus Cincinnatus, eines durch Heldenmuth und Sitteneinfalt gleich merkwürdigen Mannes, jagten ſie den lärmenden Pöbel vom Forum hinunter. Um andere von ähnlicher Kühnheit abzuſchrecken, beſchloſſen ſie, an dem jungen Patricier ein Beyſpiel zu ſtatuiren, und beſchieden ihn an einem beſtimmten Tage vors Volk. Als der Sohn eines Mannes, der beyden Partheyen gleich ehrwürdig war, ward er mit ſolcher Gelindigkeit behandelt, daß man ihm Bürgen zu ſtellen erlaubte. Er ſtellte ſie, entfloh aber nach Etrurien. Zur Entſchädigung der Bürgen ſah der alte Cincinnatus ſich genöthiget, beynahe ſein ganzes Vermögen zu veräußern. Nichts blieb ihm übrig, als ein kleines Gehöft am jenſeitigen Ufer der Tiber, das er mit ſeiner Gattin bezog, und wo er im eigenhändigen Anbau ſeiner wenigen Aecker, und im Genuſſe ſelbſt erzielter Früchte ein zufriedenes Leben führte. Die Tribunen ließen ſich jedoch an Cäſons Verbannung nicht genügen.

J. d. St. 292.

Vom neuen brachten ſie das Ackergeſetz in Anregung, und ſprengten ſogar aus, daß die Patricier ihnen nach dem Leben ſtånden. Durch dieſe Erfindung hofften ſie den Senat zum Nachgeben zu zwingen; allein die einzige leicht abzuſehende Wirkung deſſelben waren neue Volkstumulte und wachſende Erbitterung auf beyden Theilen.

In dieſem Zuſtande allgemeiner Gåhrung und Zerrůttung war Rom im Begriff in die Hånde eines auswårtigen Feindes zu fallen. **Herdonius**, ein Sabiner, ein Mann von kůhlem Geiſt und großer Ehrſucht, entwarf einen Plan, die Stadt wåhrend ihrer innerlichen Erſchůtterungen zu erobern und zu plůndern. Zu dieſem Ende ſammlete er aus ſeinen zahlreichen Sklaven und Schutzgenoſſen ein Heer von viertauſend Mann, das er zur Nachtzeit auf Flößen die Tiber hinunter ſchiffte. Mit Erſtaunen ſah das Volk bey Tagesanbruch das Capitol, die Feſtung Roms, im Beſitz eines auswårtigen Feindes. In dieſem entſcheidenden Augenblicke bot Herdonius alle ſeine Beredſamkeit auf, um die Krieger von den niedrigen Stånden und die Sklaven zu bewegen, mit ihm gemeine Sache zu machen. Dieſen verhies er die Freyheit, jenen reichliche Belohnung und Beute. Die Tribunen blieben bey der dringenden Gefahr ganz kaltblůtig. Weit entfernt, das Volk zu Ergreifung der Waffen zu ermuntern, riethen ſie ihm vielmehr aus allen Kråften, nicht eher zu fechten, bis die Patricier ſich durch einen Eid verbindlich gemacht håtten, zehn Månner zur Redaction der Geſetze zu ernennen, und das Volk an allem kůnftigen Zuwachſe des Staatsvermögens gleichen Theil nehmen zu laſſen. So ſtreng dieſe Bedingungen auch waren, ſo zwang die Noth der Zeiten die Conſuln dennoch ſie einzugehn;

Vale-

Valerius war einer derſelben, an der Spitze der Näch-ſten Beſten rückte er aufs Capitol an. **Mir nach!** rief er unaufhörlich auf ſeinem Zuge: **mir nach, wer ſein Vaterland zu retten wünſcht!** Ein zahlreicher Haufe ſammlete ſich um ihn. Mit dieſem griff er das Capitol an, eroberte es mit Sturm, blieb aber in dem Angriff. Herdonius tödtete ſich ſelbſt, die Sklaven ſtarben von Henkershänden, und die übrigen wurden Kriegsgefangene.

Frey von auswärtigen Befehdungen war die Stadt es keinesweges von innerm Zwiſte. Die Tribunen erinnerten den noch übrigen Conſul an ſein Verſprechen, allein das Ackergeſetz ſcheint ein Punkt geweſen zu ſeyn, an deſſen Einräumung die Patricier nicht denken konnten. Nach einer Menge Ausflüchte und Entſchuldigungen ſah der Conſul ſich endlich zu einer entſcheidenden Antwort genöthigt, und ſagte, da beyde Conſuln jenes Verſprechen geleiſtet hätten, ſo könne er als einzelner Mann nichts thun. Sogleich ward die Verſammlung zur Wahl eines zweyten Conſuls berufen. Um nun dem Volk alle Hoffnung zu Erfüllung ſeines Wunſches zu benehmen, erkohr der Senat jenen Quintus Cincinnatus, deſſen Sohn ihnen neuerdings ſo gehäſſig geweſen war. Cincinnatus hatte, wie bereits iſt erzählet worden, ſeit einiger Zeit aller Theilnehmung an den Staatsgeſchäften entſagt, und ſich auf ſein kleines Landgut zurück gezogen, wo die Abgeordneten des Senates ihn in der Kleidung eines ärmlichen Bauers beym Pfluge fanden. Die Feyerlichkeit, mit welcher ſie ihn begrüßten, und die Pracht der Kleider, die ſie ihm brachten, rührte ihn ſehr wenig, vielmehr bedauerte er, da ſie ihm den Willen des Senats erzählten, daß der Senat ſeiner bedürfe. Von Natur empfänglicher für die Reitze

eines ſtillen Landlebens als für den Glanz der Würden, wandte er ſich an die Gehülfin ſeiner Arbeiten, und, meine theure Attilia, ſagt' er, indem die Boten ihn hinwegführten, ich fürchte, unſer kleines Feld wird dieſes Jahr unbeſäet bleiben. Nach einem zärtlichen Abſchiede eilte er in die Stadt, die von Zwieſpalt und Partheyſucht loderte. Dieſer neue Conſul war jedoch entſchloſſen, ſich zu keiner der beyden Partheyen zu ſchlagen, ſondern durch ſtrenge Aufmerkſamkeit auf das Beſte des Staats, wenn nicht das Vertrauen einer Faction, doch die Achtung von beyden zu erzwingen. Theils durch Drohungen, theils durch wohlangebrachte Höflichkeiten bewegte er die Tribunen, ihr Geſetz für eine Zeitlang ruhen zu laſſen. Staatsklüglich that er als wenn die Bürger, die das Capitol wieder erobert hatten, ihm durch ihren Eid noch immer verhaftet wären, und drohete ihnen im Fall des Ungehorſams mit einem Winterlager, deſſen ſie durchaus ungewohnt waren; hierdurch ſchreckte er die Tribunen ſo ſehr, daß ſie auf ihr Geſetz unter der Bedingung Verzicht leiſteten, daß er jenen Winterzug gleichfalls unterlaſſen möchte. Kurz, er wußte ſich während ſeiner Amtsführung mit einem Eifer, einer Mäßigung und einer Gerechtigkeit zu benehmen, daß das Volk des Bedürfniſſes neuer Geſetze zu vergeſſen, und der Senat zu wünſchen ſchien, daß ihm das Conſulat gelaſſen würde. Er aber hatte kaum dem Volke jene Ruhe wieder gegeben, die der Lieblingswunſch ſeines eigenen Herzens war, als er Würde und Schimmer niederlegte und mit gedoppeltem Eifer zu ſeiner ländlichen Wohnung zurückeilte.

J. d. St. 295. Aber noch nicht lange hatte er die Süſſigkeiten der Ruhe geſchmeckt, als ein neues Staatsbedürfniß ſeinen Beyſtand noch einmal erforderte. Die Aequier

quier und Volſcer, die, wiewohl immer geſchlagen, dennoch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle ins römiſche Gebiet. Minutius, einer der Nachfolger des Cincinnatus im Conſulat ward ihnen entgegen geſchickt. Allein ſeine natürliche Furchtſamkeit dämpfte das Verlangen zu ſiegen, und belebte die Beſorgniß, beſiegt zu werden, ſo ſehr in ihm, daß er ſich endlich in eine Enge zwiſchen zween Bergen einklemmen ließ, aus welchen kein anderer Ausweg war, als ein einziger mitten durch den Feind; aber auch dieſen hatten die Aequier aufs ſorgfältigſte befeſtigt, und den rings umzingelten Römern blieb nichts übrig als Unterwerfung, Hunger, oder augenblicklicher Tod. Einige Reuter, welche Mittel fanden, ſich durch das feindliche Lager durchzuſchleichen, waren die erſten, die dieſe Zeitung von dieſem Unfall nach Rom brachten. Groß war die Beſtürzung der Stände und Orden; der Senat richtete anfangs ſein Augenmerk auf den andern Conſul; da er aber von ſeiner Geſchicklichkeit noch keine Proben abgelegt hatte, ſo lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit ſich auf Cincinnatus, und man beſchloß, ihn zum **Dictator** zu machen. Cincinnatus, der einzige Mann, auf welchen Rom in dieſer Verlegenheit ſein Vertrauen gründen konnte, ward wie das vorigemal von den Botſchaftern des Senates auf ſeinem kleinen Acker gefunden, den er mit heiterer Arbeitſamkeit beſtellte. Nicht ohne einiges Erſtaunen ſah er die Zeichen der höchſten Gewalt, mit welchen die Abgeordneten ihn bekleideten. Er gehorchte dem Ruf des Vaterlandes jedoch ohne Weigern. Unter dem Zujauchzen des Volks und der Begleitung der Senatoren, die ihm vors Thor entgegen gekommen waren, hielt er ſeinen einfach erhabenen Einzug in die Stadt, in welcher er auf der Stelle einen Beweis ablegte, wie

wenig

wenig die neuerhaltne Würde die Einfalt und Unbeſtechlichkeit ſeines Betragens ändern könne. Als er nehmlich itzt einen **Befehlshaber der Reuterey** wählen mußte, ſo erkohr er zu dieſem wichtigen Platze einen ſehr armen Mann, Nahmens **Tarquitius**, welcher ſo wie er den Reichthum verachtete, wenn er nur mit Schande zu erkaufen war. Tarquitius war von Patriciſcher Herkunſt, allein ohngeachtet ſeiner Tapferkeit hatt' er nie ſo viel Geld zuſammenbringen können, um ſich ein Pferd zu kaufen, und daher bis itzt unter den Fußgängern geſochten, williger, ſeinem Vaterlande auf der niedrigſten Stufe, als überall nicht zu dienen. So ruhete die Rettung eines ganzen Landes itzt auf einem Ackersmann, den man vom Pfluge nahm, und auf einem gemeinen Krieger, der unter den Heſen des Heeres hervorgezogen wurde. Beym Eintritt in der Stadt bat der Dictator mit freundlicher Majeſtät alle waffenfähige Männer, ſich vor Sonnenuntergang mit den nöthigen Waffen und Lebensmitteln auf fünf Tage, auf dem Marsfelde, dem gewöhnlichen Schauplatz der Werbungen einzufinden. An der Spitze dieſes Haufens that er die Nacht hindurch einen raſchen Zug, und langte bey Tagesanbruch im Angeſicht des Feindes an. Mit einem Feldgeſchrey hieß er dieſen begrüßen, und dem eingeſchloſſenen Heer zugleich das Zeichen des Entſatzes geben. Die Aequier erſtaunten nicht wenig, ſich mit einmal zwiſchen zwey Heeren zu ſehen; aber noch mehr erſchracken ſie, als Cincinnatus ſie eben ſo unentrinnbar einſchloß, als ſie den Conſul eingeſchloſſen hielten. Um dies zu verhüten, erfolgte ein blutiges Gefechte, aber angegriffen auf beyden Seiten, und unfähig zu widerſtehen, oder zu fliehen, baten die Aequier bald um einen Waffenſtillſtand, deſſen Bedingungen ſie gänzlich dem Dictator überlie-

ßen.

ßen. Er ſchenkte ihnen das Leben; doch nöthigte er ſie **durchs Joch zu gehen,** — ein galgenartiges Gerüſte, das aus zween in die Erde geſpieſten, und einem queer darüber gelegten Speere beſtand, unter welchem die Beſiegten durchgehen mußten. Die Feldherrn und Hauptleute machte er zu Kriegsgefangenen, und beſtimmte ſie zur Zierde ſeines Triumphes. Die Beute des feindlichen Lagers überließ er gänzlich ſeinen eigenen Soldaten, ohne das Geringſte für ſich zu behalten, oder zu erlauben, daß auch das befreyete Heer daran Theil nehmen dürfe. Nachdem er ſolcher Geſtalt ein römiſches Heer vom unvermeidlichen Untergange gerettet, einen mächtigen Feind geſchlagen, ſeine Stadt erobert und befeſtigt, und zur Fülle ſeines Ruhmes allen Antheil an der Beute abgelehnet hatte, entſagte er der Dictatur, die er kaum vierzehn Tage verwaltet hatte und eilte zu ſeiner ländlichen Hütte zurück, verſchmähend alle Anerbietungen ſeines dankbaren Vaterlandes, zufrieden mit ſeiner Mäßigkeit und ſeinem Ruhm.

Im folgenden Jahre beſchloſſen die Aequier ihren verlohrnen Ruhm wieder herzuſtellen. Vom neuen rückten ſie ins Feld, und nahmen ihre Stadt wieder ein. Zu Rom ſollte ein Heer wider ſie aufgebracht werden, aber die Tribunen verboten dem Volk ſich anwerben zu laſſen. Dennoch drängte die Noth; und da die Menge ſich deſſen weigerte, ſo beſchloſſen die Senatoren an der Spitze ihrer Anhänger und Schutzverwandten ins Feld zu ziehen. Dieſer Anblick rührte die Menge. Männer mit grauen Häuptern und ehrwürdigen Mienen, Männer, die ſo lang als die Väter des Staats waren betrachtet worden, mit langſamen und ſchwerfälligem Schritt einem Feind entgegenwanken zu ſehen, welchem zu begegnen die jungen

J. d St. 296.

jungen und friſchen ſich geweigert hatten, war ihnen unerträglich. Troz ihrer Aufwiegler erboten ſie ſich zu marſchieren, und verlangten keine andere Belohnung, als daß die Zahl ihrer Tribunen von fünf zu zehn erhöhet werden möchte. Eine ſolche Maasregel ſchien einigen Senatoren eine Vervielfältigung ihrer geſchworenſten Feinde, aber Cincinnatus ſah tiefer; er verſicherte ſie, daß gerade dieſe Vervielfältigung das ſicherſte Mittel wäre, ihre Macht zu ſchwächen; leichter müſſe es ſeyn, von ſo vielen einige zu gewinnen, da doch ſchon einer hinreiche, um die Entſchlüſſe aller übrigen zu vereiteln. Ueberzeugt durch dieſe Gründe, trat der Senat ſeiner Meynung bey, und um ſeine Einwilligung als eine große Gefälligkeit geltend zu machen, erklärte er den Tribunen, daß er nach vielen Berathſchlagungen für dienlich befunden habe, ihre Bitte zu gewähren.

Für eine Weile ſchien das Volk izt befriedigt. Allein in weniger denn Jahresfriſt, griffen die Tribunen mit vereinigter Gewalt ſtärker, denn jemalen, um ſich und wagten aus eigenem Antrieb ſogar den Senat zu berufen. Sie verlangten auch, daß der Aventiniſche Berg, der bisher ungenuzt gelegen hatte, dem Volk zum Anbau angewieſen werden ſolle. Voll Hofnung, daß dies ein Mittel ſeyn möchte, die Unruhen wegen des Ackergeſetzes zu erſticken, geſtand der Senat nach heftigem Widerſpruch dieſes Anſinnen zu. Allein er irrte ſich. Die Tribunen traten bald mit neuen Klagen und neuen Anmaßungen auf, und die Streitigkeiten gediehen zu ſolcher Höhe, daß gemeiniglich Schläge, und nicht Worte die Berathſchlagungen beſchloſſen. Zu einem ſolchen Gipfel von Dreiſtigkeit verſtiegen dieſe Demagogen ſich, daß ſie ſogar den Conſuln einen Tag ſetzten, wo ſie vor dem

Volk erſcheinen ſollten. Nach kühlerer Ueberlegung hielten ſie es jedoch für rathſam von dieſer ſtolzen Zumuthung abzuſtehen, drangen aber mit unnachläßlichem Ungeſtüm auf Erfüllung des agrariſchen Geſetzes. Ein Tag ward angeſetzt, an dem dies wichtige Geſchäft verhandelt werden ſollte. — Alle Stände des Staats verſammleten ſich, um entweder ihre Stimmen zu geben oder ihre Meynung zu ſagen. Die Tribunen redeten ausführlich über die Billigkeit eines ſolchen Geſetzes; verſchiedene vom Volk erzählten, welche Dienſte ſie geleiſtet, und welche geringfügige Belohnungen ſie empfangen hätten; die Zuhörer neigten ſich auf die Seite des Geſetzes, und dies Hinneigen ward völlige Entſchiedenheit, als **Sicilius Dentatus**, ein Plebejer von ziemlichem Alter, aber bewundernswürdiger Leibesſtärke und anerkannter Tapferkeit, auftrat und ſeine Beſchwerden und Verdienſte herrechnete. Dieſer alte Krieger entblödete ſich nicht, die Thaten ſeiner Jugend zu erzählen; denn Eigenlob ward hier durch wahres Verdienſt geadelt. Vierzig Jahr hatt' er in den Kriegen des Staats gedient: ihrer dreyßig war er in Aemtern geweſen; erſt Centurio, dann Tribun; hundert und zwanzig Schlachten hatt' er gefochten, und in ihnen durch die Stärke ſeines Arms eine Menge Leben gerettet; vierzehn Bürger-, drey Mauern-, und acht goldne Kronen hatt' er gewonnen, außer drey und achtzig Ketten, ſechzig Armbänder, achtzehn vergoldete Speere, und drey und zwanzig Roßgeſchmeide, deren neune er im offenen Zweykampf dem Feind abgenommen hatte; dazu trug er die Narben von fünf und vierzig Wunden alle vorn am Leibe, unter denen zwölf, die er an dem einzigen Tage, da das Capitol wieder erobert worden, erhalten hatte. Dies waren ſeine Anſprüche; gleichwohl hätte er nie den geringſten Antheil an den Ländereyen empfangen,

die dem Feinde waren abgenommen worden; in Armuth und Dunkelheit hätt' er ſein thatenreiches Leben hingeſchleppt, während andere, ohne einiges Verdienſt, ohne die geringſte Mitwirkung zu ihrer Eroberung, die nehmlichen Ländereyen beſäßen, die ſeine Tapferkeit gewonnen hätte. Ein ſo ſchreyendes Beyſpiel von Ungerechtigkeiten wirkte nachdrücklich auf die Menge; einmüthig verlangten ſie, daß das Geſetz gegeben, und ein ſolches Verdienſt nicht unbelohnt bleiben ſollte. Umſonſt ſtanden verſchiedene Senatoren auf, um dawider zu reden; ihre Stimmen wurden von dem Geſchrey des Volkes übertäubet. Als Gründe daher kein Gehör mehr fanden, ſchritt man, wie gewöhnlich, zu Thätlichkeiten. Die jungen Patricier ſtürzten ins Gedränge, zerbrachen die Urnen zum Stimmeneinſammlen, und zerſtreuten den Pöbel, der ſich ihnen widerſetzen wollte. Dafür wurden ſie von den Tribunen zwar um Geld geſtraft, dennoch wirkte ihre Entſchloſſenheit ſo viel, daß das Ackergeſetz für diesmal noch nicht durchgieng.

In der Regel mußten immer erſt auswärtige Händel den innern Unruhen Roms ein Ende machen. Dies war auch itzt der Fall. Die Aequier ſtreiften bis nahe an die Stadt, und gaben dadurch dem Staate gewiſſermaßen den Frieden wieder. In dieſem Kriege erfocht Sicinius Dentatus, jener Veteran, der das Volk mit ſo vielem Feuer haranguirt hatte, größere Ehre, als die Conſuln, die den Sieg gewonnen. Befehligt, auf verlohren hin! den Feind von einer Seite anzugreifen, deren Unzugänglichkeit er kannte, that er anfangs gegen das Mißliche und Verzweifelte eines ſolchen Wageſtücks die gehörigen Vorſtellungen; als der Conſul ihm aber Feigheit vorrückte, ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner kleinen Schaar, entſchloſſen,

durch

durch ſeinen Tod ein Beyſpiel des Gehorſams zu geben, wie ſein ganzes Leben ein Muſter der ſeltenſten Tapferkeit geweſen war. Das Glück war ihm jedoch günſtiger, als er erwartete. Er entdeckte einen Zugang in des Feindes Lager, den der Conſul nicht wahrgenommen hatte, führte ſeine Veteranen drauf los, und während das ganze Heer den Feind auf der einen Seite beſchäftigte, grif er das Lager auf der andern mit ſolchem Nachdruck an, daß die Römer einen vollkommenen Sieg erhielten. Ueberzeugt jedoch, daß er zu dieſem gefährlichen Geſchäft erwählt geworden war, bloß um ſich Tod oder Schande zuzuziehen, hatte Dentatus nach ſeiner Rückkunft Einfluß genug, den Conſul des Triumphs zu berauben, ſich zum Tribun wählen zu laſſen, und ein Geſetz durchzuſetzen, vermöge deſſen jede obrigkeitliche Perſon wegen mißgebrauchter Gewalt zu Rechenſchaft gezogen und die Conſuln inſonderheit wegen ihres Betragens gegen ihn um Geld geſtraft werden ſollten. So verminderte das Glück und die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patricier mit jedem Jahre. Ihre Vorrechte waren beynah' ſchon alle hingewelkt, und auch ihr Eigenthum, dieſe Frucht vieljähriger Arbeiten, ſchwankte auf einer ſo mißlichen Kippe, daß der geringſte Stoß der Volkseiferſucht es nothwendig zu Boden werfen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Von der Wahl der Decemvirn bis zu Erlöſchung dieſer Würde.

J. d. St. 302. Sechzig Jahre beynahe war der römiſche Staat zwiſchen den zwey kämpfenden Ständen, aus denen er beſtand, hin und her geworfen worden, als endlich beyde Partheyen des Kampfes müde und geneigt ſchienen, von den unaufhörlichen Anſtrengungen ihrer beyderſeitigen Kräfte auszuruhen. Das Ackergeſetz ſchlummerte, und alle Erbitterung, die daſſelbe veranlaßt hatte, ſchien vertobt zu ſeyn. Allein es war von jeher das Loos der Menſchheit, daß mit dem Zuwachs ihrer Beſitzthümer auch ihre Wünſche und Begierden wachſen. Dem zufolge fiengen die Bürger aller Klaſſen itzt an, über die willkührlichen Entſcheidungen ihrer Obern zu klagen, und die Entwerfung eines Geſetzbuches zu verlangen, welches allgemein bekannt, ſowohl zu Verhütung der Verbrechen, als zu beſtimmter Beſtrafung derſelben dienen könne. Der Senat, als der da hoffte, daß ein ſolches Geſetz den Erſchütterungen, die den Staat bisher zerrüttet hatten, ein Ende machen würde, gab dieſem Wunſch des Volks ſeinen Beyfall. Es ward beſchloſſen, daß Geſandte nach den griechiſchen Städten in Italien und nach Athen geſchickt werden, und diejenigen Geſetze, die die Erfahrung als die billigſten und nützlichſten bewährt hätte, von dannen mit nach Hauſe bringen ſollten. Drey Senatoren, **Poſthumius**, **Sulpicius** und **Manlius**, wurden zu dieſem Zwecke gewählt, und Galeeren wurden ausgerüſtet, um ſie auf eine der Majeſtät des römiſchen Volks würdige Art zu geleiten. Während dieſe ſich im Auslande aufhielten,

hielten, ward die Stadt von einer Peſt verheeret, die die Aufmerkſamkeit des Volks mit andern und ängſtlichern Sorgen beſchäftigte, als die Erwartung ihrer Heimkunſt veranlaſſen konnte. Binnen Jahresfriſt hörte die Seuche auf, und kamen auch die Geſandten wieder, verſehn mit einer Anzahl Geſetze, die ſie in den geſitteten Städten Griechenlands und Italiens aufgefunden hatten, und dieſe Sammlung war es, die anfangs in zehn Tafeln vertheilt und in der Folge mit zwey neuen vermehret, jenen berühmten Kodex der **zwölf Tafeln** bildete, von welchen noch verſchiedene Bruchſtücke bis auf unſre Zeiten gekommen ſind.

Kaum waren die Geſandten zurück gekommen, als die Tribunen forderten, daß eine Geſellſchaft Männer gewählt würde, um die Geſetze zu ordnen, abzufaſſen und in Gang zu bringen. Nach langen Streitigkeiten, ob die Auswahl nicht aus dem Volke ſowohl als aus den Patriciern gemacht werden müßte, beſchloß man endlich, daß zehn der vornehmſten Senatoren gewählt und auf ein Jahrlang mit einer Macht verſehen werden ſollten, die der Macht der Könige und Conſuln gleich, und über alles Einreden und Appelliren erhaben wäre; alle Obrigkeiten ſollten ihre Aemter niederlegen, bis die Geſetze über ſie das gehörige verordnet hätten, und mittlerweile ſollten die zehn Geſetzgeber die Pflichten derſelben handhaben, und ſowohl des Anſehens als der äußerlichen Zeichen dieſer auf eine Zeitlang unterbrochnen Würden genießen. Die gewählten Perſonen waren **Appius** und **Genutius**, die für das ſolgende Jahr zu Conſuln erwählt worden waren, **Poſthumius**, **Sulpicius** und **Manlius**, die drey Geſandten, **Sextus** und **Romulus**, die vorigen Conſuln, nebſt **Julius**, **Veturius** und **Horatius**, Sena-

natoren vom vornehmſten Range. So ward die ganze Verfaſſung mit einemmal umgewandelt, und man begann den mißlichen Verſuch, ein Volk nach Geſetzen zu regieren, die urſprünglich für Nationen von andern Sitten, Sprachen und Gebräuchen gegeben waren.

Nachdem die Decemvirn mit der höchſten Gewalt waren bekleidet worden, beſchloſſen ſie, wechſelsweiſe und jeder ſeinen Tag das Ruder des Staats zu führen. Sie beſchloſſen ferner, um allem Neide auszuweichen, daß nur derjenige, der die jeweilige Macht in Händen hätte, auch den Pomp derſelben führen, die übrigen ſich aber bloß durch Begleitung eines unbedeutenden Bedienten, den man **Accenſus** nannte, von dem Haufen unterſcheiden ſollten.

Das Neue dieſer Einrichtung ſchien dem Volke höchlich zu behagen. Auch zeigten die Decemvirn ſich des allgemeinen Zutrauens nicht unwürdig. Appius inſonderheit wußte die Gunſt des Volks in hohem Grade zu gewinnen. Seine Mäßigung, ſeine Leutſeligkeit, ſeine republikaniſchen Aeußerungen machten das Volk ſeiner Voreltern und jener Zeit vergeſſen, wo ſie vor dem Nahmen **Appius** zitterten. — Im erſten Jahre arbeiteten die Decemvirn mit anhaltendem Fleiße. Sie hatten nicht nur unter einem Gewirre griechiſcher Verordnungen und Geſetze eine Auswahl zu treffen, ſondern mußten ſie ſich auch durch einen Epheſer, Nahmens **Hermodorus**, verdollmetſchen laſſen, weil ſie ſelbſt die Landesſprache nicht kannten, ein Beweis, wie wenig die Römer um dieſe Zeit in den Künſten der Verfeinerung fortgeſchritten waren. Nichts deſtoweniger ſchufen ſie zuletzt, theils aus den mitgebrachten griechiſchen Geſetzen, theils aus den Verordnungen ihrer Könige, eine Art von Ganzen, welches unter zehn Titel vertheilt war. Dieſe

wur=

wurden vom Volk genehmiget, in eherne Tafeln gegraben, und auf den öffentlichſten Theil des Marktes den Augen aller bloßgeſtellt.

Nach Endigung der Arbeit hoffte man, die Decemvirn würden ihr Amt im Frieden niederlegen; allein ſie hatten einmal die Süſſigkeit der höchſten Gewalt gekoſtet, und ſchienen wenig geneigt ſie wieder fahren zu laſſen. Unter dem Vorwande, daß zur Vollendung ihres Werkes noch einige Geſetze fehlten, baten ſie den Senat um Verlängerung ihrer Würde, und dieſer Staatskörper bewilligte ſie. Die Wahl der Perſonen war der nächſte Gegenſtand des öffentlichen Erwägens. Appius, von geheimen Durſt nach unumſchränktem Anſehn brennend, ſtellte ſich als ſey er der Beſchwerden ſeines Amtes überdrüſſig, und als wünſchte er einen geſchickten Nachfolger. Nichts deſtoweniger ließ er unter der Hand alle ihm bewußte Triebräder ſpielen, um ſich der Gunſt des Volks, und wenns zur Wahl käme, ihrer Stimmen zu verſichern. Alles gieng wie ers eingefädelt hatte. Mit Erſtaunen ſahen ſeine Collegen ihn am beſtimmten Tage an der Spitze aller derer, die ſich um die Würde bewarben, und ſtärker noch erſtaunten ſie, als ſie ihn von einer großen Mehrheit der ſchwindelnden Menge, die ſeinen Ehrgeitz für Liebe gegen das gemeine Weſen anſahn, gewählt fanden. Auch ſeine Freunde wurden vermittelſt ſeiner vollgültigen Empfehlung gewählt. **Fabius, Cornelius, Servilius, Minutius, Antonius** und **Rabulius**, lauter Patricier, **Petillius, Oppius** und **Duellius**, welche Plebejer waren, bildeten das zweyte Decemvirat. Letztere waren durch Appius Einfluß aus dem Volk erkohren worden, indem dieſer ſchlaue Mann, um bey dem Pöbel ſich noch ſtärker einzuſchmeicheln, bemerkte, daß es Recht

und billig ſey, daß das Volk an Abfaſſung von Geſetzen Theil nehme, durch welche es dereinſt regieret werden ſollte.

Kaum ſah' Appius in ſeiner Würde ſich wieder eingeſetzt, als er ſeine einzige Angelegenheit ſeyn ließ, ſie fürchterlich und immerwährend zu machen. Er berief ſeine Gehülfen, und da dieſe durchgehends ſeine Kreaturen waren, eröffnete er ihnen ohne Rückhalt ſeine Abſicht, die Macht, die ſie in Beſitz genommen, nie wieder abzulegen. Schon vorläufig unterrichtet, traten ſie ſeinem Vorſchlage einmüthig bey und verbanden ſich durch die feyerlichſten Gelübde, einander nie zu verlaſſen, ihre Autorität nie aufzugeben, und von der Meinung des Senats und Volks nur im äuſſerſten Nothfall Gebrauch zu machen. Von nun an zeigte das Decemvirat ſich alſo in einer ganz andern Geſtalt, als im vorigen Jahre. Statt daß damalen nur ein einziger mit Ruthen und Beilen umringt gieng, ſo erſchien itzt ein jeder mit dieſen Inſignien des Schreckens und der höchſten Gewalt. Statt milder, gerechter und leutſeliger Obern ſah das Volk itzt Ungeheuer von Raubſucht, Ausgelaſſenheit und Grauſamkeit. Sie nutzten die Förmlichkeiten der Gerechtigkeit bloß, um eine Menge Bürger theils zum Tode zu verdammen, theils ihres Vermögens und Vaterlandes zu berauben. Kläger und Angeber mußten unter der Zahl ihrer Anhänger auftreten, und zeugen, wie ſie es ihnen geheißen hatten, und wer bey dem Gerichte etwas zu ſuchen hatte, durfte ſich mit keinem Erfolge ſchmeicheln, wofern er nicht in ein ſtrafbares Einverſtändniß mit den Richtern trat. So verbreitete ſich allmälig eine allgemeine Verderbniß durch alle Stände des Volks, während die Guten und Weiſen entweder freywillig ins Elend wanderten,

oder

oder den Verfall des Vaterlandes im Stillen beklagten.

Lange konnte jedoch eine ſo unrechtmäßige Gewalt nicht ohne jene Künſte der Verſtellung erhalten werden, zu denen auch die trotzigſte Tyranney ſich zu Zeiten herablaſſen muß. Um dem Volke zu zeigen, daß ſie ihrer urſprünglichen Beſtimmung nicht gar vergäßen, vermehrten die Decemvirn die ſchon vorhandenen zehn Tafeln mit zwey neuen, und vollendeten dadurch jenes geſetzliche Ganze, das unter dem Nahmen der **zwölf Tafeln** bekannt iſt. Dieſe letztern enthielten unter andern ein Geſetz, das alle Heyrathen zwiſchen Patriciern und Plebejern unterſagte. Auf dieſe Weiſe hofften ſie den Bruch der beyden Stände noch mehr zu erweitern, und dieſe gegenſeitige Erbitterung zu ihrem Vortheil zu nützen. Ihre Abſichten waren zwar nicht ſchwer zu durchſchauen; da die Zeit ihrer Herrſchaft ſich aber ihrem Ablauf näherte, ſo ertrug das Volk ſie mit Geduld, in Hoffnung, ſie nächſtens von ſelbſt zu Ende gehen zu ſehen. Allein die Tyrannen legten bald ihre Larven ab, und ohne Senat oder Volk zu befragen, beharrten ſie noch ein zweytes Jahr im Decemvirat. Hinfort kannte ihre Habſucht weder Maas noch Ziel; alles, was ſein Mißvergnügen zu laut äußerte, ward Opfer ihrer Rache. Alles, was etwas zu verlieren hatte, mußte auswandern oder es ihrem unerſättlichen Geitze überlaſſen. In dieſem Zuſtande allgemeiner Sklaverey und gegenſeitigen Mißtrauens ſtand auch nicht ein Bürger auf, der für die Freyheit ſeines Vaterlandes einen Streich gewagt hätte. Ohne Einſchränkung und Einrede fuhren die Tyrannen fort zu herrſchen, bewacht nicht nur von ihren Lictoren, ſondern auch von zahlreichen Rotten Anhänger, Schutzverwand-

ten und ſelbſt Patriciern, welche die gemeinſchaftliche Laſterhaftigkeit mit ihnen verbunden hatte.

So traurig war die Lage des Staats als die Aequier und Volſcer, dieſe hartnäckigen Feinde Roms, die innern Zerrüttungen des Volks zu nutzen beſchloſſen, ins Land fielen, und faſt bis an die Thore Roms ſtreiſten. Sehr unzeitig kam dieſer Krieg den Decemvirn, die nicht die Macht hatten ein Heer anzuwerben, und alles Sträubens ungeachtet daher itzt den Senat um Hülſe anſprechen mußten. Ihn, deſſen Rathſchläge ſie ſo lange unterbrochen hatten, beriefen ſie itzt wirklich, und Appius trug ihnen in einer ſtudierten Rede ſein Anliegen vor; dann verlangte er, daß jeder, ſo wie er ihn aufrufen würde, ſeine Meinung ſagen ſollte; und als **Valerius**, ein Enkel des **Publicola**, dennoch unaufgerufen aufſtand, hies er ihm ſich wieder ſetzen; aber Valerius gehorchte nicht. — In einer heſtigen Rede ſchilderte er die Tyranney der Decemvirn, und die Unverſchämtheit, mit der ſie hofften, daß der Senat, deſſen Macht ſie zerſtöret hätten, itzt Maasregeln nehmen ſollte, um ihre Verrätherey zu unterſtützen. **Marcus Horatius** unterſtützte ihn. Mit noch größerer Freymüthigkeit entwickelte er ihre ſchrecklichen Eingriffe in die Rechte des Vaterlandes, ihre Habſucht, Grauſamkeit und Gewaltſamkeit. Appius ſchien dieſen Reden anfangs ziemlich geduldig zuzuhören, allein zuletzt konnte ſeine, des Zügels ſeit ſo langer Zeit entwöhnte Leidenſchaft ſich nicht länger halten. Mit Heſtigkeit brach er aus, tobte gegen ſeine Widerſacher, und drohete den Horatius vom tarpejiſchen Felſen herunterſtürzen zu laſſen. Wider dieſe unerhörte Störung der alten Freyheit ihrer Berathſchlagungen proteſtirte der Senat aufs äußerſte; er erklärte es für die größte Verletzung ihrer Freyheiten und eine unerträg-

trägliche Gewalthandlung. Der Decemvir ſchien ſich zu beſinnen, fieng an ſich zu entſchuldigen, ſagte, er ſey gar nicht Willens, die Freyheit der Verhandlungen zu beſchränken; nur verdröſſe ihn eine Rede, die ohne den eigentlichen Fragpunkt zu berühren, offenbar auf Erregung eines Aufruhrs berechnet ſey; Er und ſeine Amtsgehülfen hätten vom Volk unumſchränkte Gewalt empfangen, bis das große Werk der Geſetzgebung vollendet ſey, bis dahin wollten ſie ſie in ihrem ganzen Umfang üben, und dann unweigerlich von ihrer Staatsverwaltung Rechenſchaft ablegen. Dieſe Enthüllung ihrer Abſichten war deutlich genug. Der uneingenommene Theil des Senats, vornehmlich Claudius, des Appius Oheim, redete mit Verwünſchung von ihrem Verfahren. Allein eine ſtarke Parthey des Hauſes, welche die Decemvirn ſchon vorhin gewonnen hatten, und noch andre, welche bloß ihrer Furcht Gehör gaben, zeigten ſich geneigt, dem Appius in allem, was er verlangen würde, zu willfahren. Er verlangte demnach, daß er und ſeine Gehülfen bevollmächtiget werden möchten, das Heer, welches wider die Aequier ziehen ſollte, anzuwerben und zu befehligen; und dieſer Vorſchlag ward augenblicklich durch einen Senatſchluß bewilligt.

Itzt im Beſitz der kriegeriſchen ſowohl als bürgerlichen Macht des Staates, theilten die Decemvirn ihr Heer in drey Theile. Mit dem einen blieb Appius in der Stadt zurück, um dieſe in Ehrfurcht zu erhalten; die beyden andern wurden von ſeinen Gehülfen, das Eine wider die Aequier, das Andere wider die Volſcer geführet. Nun hatten die römiſchen Heere jüngſt das Mittel ausgefunden, Feldherrn, mit denen ſie unzufrieden waren, dadurch zu züchtigen, daß ſie ſich ſchlagen ließen. Dies thaten ſie auch itzt,

und verließen ſchimpflicher Weiſe ihr Lager, ſobald der Feind ſich näherte. Nie war die Zeitung eines Sieges in Rom mit ſo großer Freude aufgenommen worden, als itzt die Zeitung ihrer Niederlage; die Feldherrn mußten, wie gewöhnlich, die Schuld der Verrätherey ihrer Leute tragen; einige verlangten, man ſollte ſie abſetzen, andere ſchrieen, daß ein Dictator gewählt werden müſſe, keiner aber ſprach freymüthiger als der alte biedere **Dentatus**, damaliger Volkstribun. Mit Verachtung muſterte er das Betragen der Feldherrn und zeigte alle Fehler, die ſie ſowohl in der Kriegszucht als im Felde gemacht hätten. Appius ermangelte nicht, die Geſinnungen des Volks zu beobachten. Dentatus inſonderheit ward als Opfer ſeiner Rache von ihm ausgezeichnet; unter dem Schein einer beſondern Ehrenbezeugung ernannt' er ihn zum Legaten, und ſtellte ihn an die Spitze eines neugeworbenen Haufens, welcher von Rom aus das Heer verſtärken ſollte. Die Würde eines Legaten wurde von den Römern als heilig betrachtet, indem ſie die Autorität des Feldherrn mit der Ehrwürde des Prieſterthums vereinigte. Dentatus, keine geheime Bosheit argwöhnend, eilte mit Freuden ins Lager, wo er mit allen äußerlichen Merkmalen wahrer Achtung empfangen ward. Aber bald fanden die Feldherrn Mittel, den Groll, der in ihren Adern kochte, zu befriedigen. Da Dentatus ihnen mit ſeiner gewöhnlichen Freymüthigkeit entdeckt hatte, daß ihre itzige Lage nichts tauge, ſo ſchickten ſie ihn an der Spitze von hundert Mann, um einen bequemeren Lagerplatz zu ſuchen. Dieſe hundert aber waren Mörder; Elende, die lange die Diener der Rachgier der Despoten geweſen waren, und ſich itzt verſchworen hatten, ihn zu ermorden, wiewohl mit aller Vorſicht und Verzagtheit, die der Ruf des römiſchen **Achill**, wie man ihn

nannte,

nannte, ihnen einflößen mußte. Voll ihrer ſchwarzen Abſicht, führten ſie ihn von der Straße ab in einen Hohlweg eines entlegenen Berges und hier griffen ſie ihn von hinten an. Dentatus, die Verrätherey der Decemvirn zu ſpät begreifend, beſchloß, ſein Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen. Den Rücken an den Felſen gelehnt, empfieng er mit unverzagtem Muthe den allgemeinen Angriff der auf ihn losdringenden Mörder. Wiewohl ſchon alt und grau geworden, beſaß er doch noch immer die Ueberbleibſel ſeiner alten Tapferkeit, tödtete nicht weniger denn funfzehn dieſer Treuloſen mit eigener Hand und verwundete ihrer dreyßig. Erſtaunt über ſo unerhörte Tapferkeit, zogen die feigen Meuchelmörder ſich eine Strecke zurück, und ſchoſſen einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab, die er alle mit unerſchütterter Entſchloſſenheit auf ſeinem Schilde auffieng. Eine geraume Weile ward der ſo ungleiche Kampf mit zweifelhaftem Erfolge fortgeſetzt, bis die Angreifer endlich den Einfall hatten, den Felſen, an welchen er ſich lehnte, zu erklettern und von oben herab Steine auf ihn niederzuwälzen. Dies gelang. Der alte Krieger erlag, nachdem er durch ſeinen Tod bewieſen hatte, daß ers ſeiner Tapferkeit und nicht ſeinem Glücke verdankte, wenn er ſo oft mit Sieg bekränzt aus den Schlachten und Feldzügen heimgekehret war. Die Decemvirn heuchelten bey dem allgemeinen Jammer um den Verluſt eines ſolchen Mannes die innigſte Theilnehmung, und ehrten ſein Leichenbegängniß mit allen kriegeriſchen Ehrenbezeigungen; aber das Volk ermangelte nicht, ihre ſcheinbare Betrübniß mit ihrem allgemein bekannten Grolle zu vergleichen und verabſcheuete ſie um deſto herzlicher. Ein zweytes noch ſchwärzeres Bubenſtück mußte jedoch erſt erfolgen, eh' die Römer ſich aufraff-

ten,

ten, ihre ſchändlichen Feſſeln ſprengten und wieder freye Männer wurden.

Appius, der noch immer zu Rom war, ſah' eines Tages, als er zur Verwaltung der Gerechtigkeit auf dem Richtſtuhl ſaß, ein Mädchen von zarter Jugend und auserleſener Schönheit in Begleitung einer alten Frau, ihrer Wärterin, ſein Tribunal vorüber in eine der öffentlichen Schulen gehen. Die Reitze des Mädchens, durch alle Unſchuld jungfräulicher Sittſamkeit erhöht, feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit und entzündeten ſein Herz. Am folgenden Tage ſah' er ſie abermal vorübergehen, fand ſie ſchöner, denn vorhin, und beſchloß ſeine wachſende Leidenſchaft zu befriedigen, was auch die Folgen davon ſeyn möchten. Er erkundigte ſich nach des Mädchens Nahmen und Familie: ſie hieß **Virginia**. Sie war die Tochter des **Virginius**, eines Centurio, der itzt im Felde war, und die Verlobte des **Icilius**, eines geweſenen Tribuns, der ſie nach geſchloſſenem Feldzuge heyrathen wollte. Anfangs entſchloß ſich Appius, dies Bündniß zu trennen und die Jungfrau ſelbſt zu heyrathen. Aber die Geſetze der zwölf Tafeln hatten die Heyrathen zwiſchen Patriciern und Plebejern unterſagt, und eine Verordnung, die er ſelbſt gegeben hatte, zu brechen, unterſtand er ſich nicht. Nichts war ihm alſo übrig, als der Verſuch ſtrafbaren Genuſſes, zu welchem er, der der Befriedigung jeder Leidenſchaft ſeit ſo langer Zeit gewohnt war, ſich ohne Bedenken entſchloß. Nachdem er die Treue der Wärterin zu beſtechen umſonſt verſucht hatte, nahm er ſeine Zuflucht zu einem noch verruchtern Mittel. Er bewog den Claudius, einen Elenden, den er lange zum Diener ſeiner Lüſte gemißbrauchet hatte, zu behaupten, daß das ſchöne Mädchen ſeine Sklavin ſey, und die Sache vor ſeinen Richterſtuhl zur Entſcheidung zu brin-

gen.

gen. Claudius betrug ſich genau nach dem empfangenen Verhaltungsbefehle. Er drang in die Schule (wo Virginia unter ihren Gefährtinnen ſaß), bemächtigte ſich ihrer als ſeines Eigenthums, und wollte ſie mit Gewalt fortſchleppen, ward aber durch das herzueilende Volk daran gehindert. Nachdem jedoch die erſte Hitze des Widerſtandes vorüber war, führte er die weinende Jungfrau vor den Richterſtuhl des Appius, und trug ſeine Anſprüche mit vieler Wahrſcheinlichkeit vor. Er behauptete, ſie ſey in ſeinem Hauſe von ſeiner Sklavin gebohren, und von dieſer an die Frau des Virginius, die unfruchtbar geweſen, verkauft worden. Er habe verſchiedene glaubwürdige Zeugen zu Behauptung deſſen was er geſagt habe; bis aber dieſe herbey geſchaft werden könnten, ſey nichts billiger als daß die Sklavin ihm, ihrem wahren Herrn, zur Aufbewahrung ausgeliefert werde.

Appius ſchien von der Gerechtigkeit der Forderung getroffen. Er bemerkte, wenn der vermuthliche Vater gegenwärtig wäre, ſo möchte er vielleicht bewogen werden können, die Auslieferung des Mädchens eine Weile aufzuſchieben; bey gegenwärtigen Umſtänden aber ſey er nicht berechtigt, ſie ihrem rechtmäßigen Herrn vorzuenthalten. Er entſchied daher, daß Claudius ſie als Sklavin aufbewahren ſolle, bis Virginius im Stande wäre, ſein Vaterrecht an ihr zu erweiſen. Dies Urtheil ward mit lautem Geſchrey und Vorwürfen von der Menge empfangen, die Weiber inſonderheit umringten die ſchuldloſe Jungfrau, als wollten ſie ſie vor der Wuth des Richters ſchützen, während ihr Liebhaber Icilius ſich dem Decrete kühnlich widerſetzte, und den Kläger zwang, ſich unter das Richtgerüſte des Decemvirs zu flüchten. Alles drohete offenbaren Aufſtand, als Appius die Folgen

fürch-

fürchtend, für dienlich erachtete, bis zu Virginius Ankunft ſein Urtheil zu verſchieben, der ungefähr eilf Meilen von der Stadt beym Heere war. Der folgende Tag ward zum Verhöre beſtimmt. Mittlerweile aber ſchrieb Appius dem Feldherrn, ſich des Virginius zu verſichern, da ſeine Ankunft in der Stadt leicht Unruhen und Aufruhr erregen dürfte. Dieſer Brief ward von des Centurions Freunden aufgefangen, und ihm an deſſen Statt ein ausführlicher Bericht von dem ganzen Plan überſandt, der wider ſeiner Tochter Freyheit und Ehre angelegt ſey. Sogleich nahm Virginius unter dem Vorwande, daß ein naher Verwandter von ihm auf dem Tod liege, Urlaub, und flog nach Rom, feurend von Unwillen und Rachgier. Zum äußerſten Erſtaunen des Appius erſchien er den folgenden Tag vor dem Richterſtuhl, ſein weinendes Kind an der Hand führend, beyde in die tiefſte Trauer gekleidet. Der Kläger Claudius war auch zugegen und begann ſogleich ſeine Anſprüche darzulegen. Er ſagte, es ſey allgemein bekannt, daß die Kinder der Sklaven dem Herrn ihrer Eltern gehörten, und Virginia ſey von ſeiner Sklavin gebohren. Immerhin, ſagte er, möchte das Mitleid andere Leute zu Unterdrückung ihres Rechts verleiten; er wolle jede geringfügigere Rückſicht der Gerechtigkeit aufopfern. Dann ließ er eine von ihm beſtochene Sklavin auftreten und ſchwören, daß ſie Virginia an das Weib ihres vermeinten Vaters verkauft habe, und endigte mit der Erklärung, daß er dieſes Zeugniß mit vielen andern bekräftigen könne, wenn es nöthig wäre. Itzt redete Virginius: er ſtellte vor, daß ſeine Frau mehrere Kinder gehabt habe; daß wenn er Willens geweſen wäre, ein untergeſchobenes Kind anzunehmen, er lieber einen Knaben, als ein Mädchen gewählt haben würde, daß allen bekannt ſey, wie ſeine

Gattin das Kind ſelbſt geſäugt habe; und daß es erſtaunlich ſey, nach funfzehnjährigem Stillſchweigen eine ſolche Klage zu erheben.

Während der Vater ſein theureſtes, was er auf Erden hatte, ſo mit Kraft und Nachdruck vertheidigte, ſtand das geängſtete Mädchen zitternd neben ihm, und jeder ihrer unſchuldvollen Blicke flehete Mitleid. Das Volk ſchien von dem rührenden Auftritte durchdrungen, und ſchon begann es lauter zu werden, als Appius den Eindruck fürchtend, den des Vaters Reden auf die Menge haben möchte, ihn unterbrach und erklärte, daß er von der wahren Beſchaffenheit der Sache hinlänglich unterrichtet ſey. Ja, ſprach er, mein Gewiſſen nöthigt mich zu bekennen, daß ich ſelbſt die Wahrheit von Claudius Angabe bezeugen kann. Die meiſten von dieſer Verſammlung wiſſen, daß ich zu dieſes Jünglings Vormund ernannt war; und als ein ſolcher erfuhr ich früh genug, daß er ein Recht an dieſes junge Mädchen habe. Die Geſchäfte des Staats aber, und die Zwiſtigkeiten des Volks haben mich gehindert, ihm gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Es iſt jedoch noch nicht zu ſpät, und Kraft der Gewalt, die mir fürs gemeine Beſte anvertrauet iſt, ſprech' ich hiermit Virginien ihrem Kläger als ſein unſtreitiges Eigenthum zu. Geht, Lictoren, zerſtreuet das Volk und helft ihm, ſich ſeiner Sklavin bemächtigen.

Gehorſam dem Befehle, trieben die Lictoren das drängende Volk ohne Mühe aus einander, bemächtigten ſich Virginiens, und wollten ſie ſchon dem Claudius überliefern, als ihr Vater, an allen ferneren Verſuchen, ſie zu retten, verzweifelnd, und bey dem Urtheile ſich ſcheinbar beruhigend, den Decemvir mit weichem Ton um Erlaubniß bat derjenigen, die er ſo lange als ſeine Tochter betrachtet habe, nur

noch

noch ein Lebewohl ſagen zu dürfen, da er denn mit erneuertem Eifer zu ſeiner Pflicht zurückeilen wolle. Dieſe Bitte ward zugeſtanden, mit der Bedingung jedoch, daß der Abſchied in des Decemvirs Gegenwart genommen werden ſollte. Mit ſichtlich kämpfender Herzensangſt nahm Virginius ſeine beynah' lebloſe Tochter in ſeine Arme, preßte ſie eine Weile ſchweigend an ſeine Bruſt, trocknete die Thränen weg, die ihr holdes Antlitz niederträufelten, ergriff dann plötzlich ein Meſſer, das auf einem der nahen Fleiſcherblöcke lag; und — **mein theures, mein verlohrnes Kind,** rief er, **dies allein kann deine Ehre und deine Freyheit retten,** begrub den Dolch in ihre Bruſt, zog ihn wüthend heraus, hielt ihn hoch empor, und **Appius,** ſchrie er, **bey dieſem unſchuldigen Blute weih' ich deinen Kopf den Göttern der Unterwelt.** — Mit dem blutigen Meſſer in der Hand, und jedem, der ſich ihm widerſetzte, den Tod dräuend, rannte er dann durch alle Theile der Stadt, forderte mit wildem Geſchrey die Bürger auf, für die Freyheit zu kämpfen, und eilte ins Lager, um auch hier die Flamme des Aufruhrs zu entzünden.

Kaum war er, von einer Anzahl Freunde begleitet, hier angekommen, als er, noch immer mit dem blutigen Meſſer in der Hand, dem Heer erzählte, was er gethan habe. Sie und die Götter bat er wegen einer ſo raſchen That um Vergebung, eine That, die jedoch der fürchterliche Drang der Zeiten rechtfertigte. Bey dem Blute, das ihm theurer ſey als das ſeinige, beſchwor er ſie, ihr ſinkendes Vaterland zu retten. Kein Eid, erklärte er, könne ſie an Männer binden, die alle Uſurpatoren wären, und auf keine wirkliche Gewalt Anſprüche machen könnten. Das ſchon vorhin wider ſeine Anführer eingenommene

Heer jauchzte ihm ſtürmiſchen Beyfall zu, brach den Augenblick das Lager ab, und eilte mit Zurücklaſſung ſeiner Gewaltiger noch einmal den Berg zu beſetzen, auf den es ſich vor vierzig Jahren geflüchtet hatte. Das Gerücht dieſes Schrittes verbreitete ſich im Kurzen auch bey dem andern Heer, welches gegen die Sabiner ſtand, und ganze Geſchwader deſſelben riſſen aus, um ſich mit ihren Mitkriegern zu vereinigen.

Appius that mitlerweile ſein Aeußerſtes, um die Unruhen in der Stadt zu dämpfen. Da er dies aber unmöglich, und überdies ſeine tödtlichſten Feinde **Valerius** und **Horatius** an der Spitze ſeiner Widerſacher fand, ſo war er anfangs Willens ſich durch die Flucht zu retten; auf Zureden ſeines Gehülfen Oppius wagt ers jedoch den Senat zuſammen zu berufen, und auf Beſtrafung der Rebellen zu dringen. Allein der Senat war weit entfernt, ihm den Schutz, den er ſuchte, angedeihen zu laſſen: zitternd vor der Gefahr und dem Elende, die den Staat, im Falle er ſich dem zürnenden Heer widerſetzte, bedrohete, fertigte er einen Boten an daſſelbe ab, und ließ ihm die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung anbieten. Mit Freuden empfieng das Volk dieſen Antrag. Das Heer gehorchte auf der Stelle, und kehrte nach Rom zurück, wenn nicht mit dem Gepränge, doch wenigſtens mit dem Jubel eines triumphirenden Einzuges.

Ein ſolches Ende nahm das Decemvirat nach einer Dauer von nicht voll drey Jahren. Ich habe das Gemählde dieſer Staatsverfaſſung mit denen Farben entworfen, die die römiſchen Geſchichtſchreiber dazu gerieben haben; Farben, die freylich oft zu grell, und den wirklichen Thatſachen nicht hinlänglich angemeſſen ſcheinen. Man muß geſtehen, daß wenn irgend ein Theil der römiſchen Geſchichte mit Partheylichkeit geſchrieben worden, es dieſer zu ſeyn ſcheint.

Die Beſchuldigungen von Grauſamkeit und Habſucht, die man den Decemvirn zur Laſt legt, ſind bis auf einen oder zwey Fälle, bloß allgemein; und dieſe einen oder zwey ſcheinen für jene Beſchuldigungen nicht hinlänglich Gewähr zu leiſten. Die Grenzen, die ich bey dieſem Werke mir abgeſteckt habe, ſind jedoch zu enge, als daß ich mich hier in Unterſuchung ihrer Wahrhaftigkeit einlaſſen könnte. Auch ſcheint es weiſer, in einem ſo ſpäten Zeitalter die Zeugniſſe der gleichzeitigen Geſchichtſchreiber auf Glauben anzunehmen, als mit Anmaßung eines ſeltenen Scharfblicks Zeugniſſe bezweifeln zu wollen, denen man Jahrtauſende hindurch Glauben beygemeſſen hat. So viel dürfte zu bemerken nicht überflüſſig ſeyn, daß die Geſetze, welche von dieſen Männern promulgirt worden, allgemeinen Beyfall erhalten, und daß ſie nicht nur in den folgenden Zeitaltern Roms, ſondern auch überall in Europa bis auf den heutigen Tag unter den Rechtsgelehrten ihr Anſehn behauptet haben.

Dreyzehntes Kapitel.

Von Abſchaffung des Decemvirats, bis zu Roms Verbrennung durch die Gallier.

J. d. St. 304. Befreyt von einem Joche, das es ſich ſelbſt aufgebürdet hatte, wählte das Volk den **Valerius** und **Horatius** zu Conſuln des noch übrigen Theils des Jahres, und **Virginius** und **Icilius** zu Tribunen. Die Beſtrafung der Decemvirn war das erſte Augenmerk dieſer ganz plebejiſch geſinnten Obrigkeiten. Appius ward ein Tag angeſetzt, an dem er wegen Hochverraths und Mords ſich verantworten ſollte. Auch Oppius,

pius, nächſt ihm der ſtrafbarſte, ward vorgeladen. Aber beyde wußten zu gut, wie wenig Gnade ſie ſowohl von ihren Richtern, die ihre erklärten Feinde waren, als auch vom Volk, deſſen Unwillen ſie auf ſo vielfältige Weiſe gereitzt hatten, erwarten durften, und kamen einer Wuth, der zu widerſtehen ſie nicht hoffen konnten, durch einen freywilligen Tod zuvor. Die acht andern wanderten in ein freywilliges Elend. Claudius, Virginiens vorgeblicher Gebieter ward verbannt. So verfolgte die Wuth der Tribunen dieſe Unglücklichen, und ſchien ſelbſt durch deren Untergang noch nicht beſänftigt. Schon beeiferten ſie ſich, diejenigen, die ſie um ihrer Grauſamkeit willen zerſchmettert hatten, in gewaltthätigen Handlungen zu übertreffen, ſchon zitterte der Senat, der ſo viele ſeiner Mitbürger zum Verderben ausgezeichnet ſahe; als glücklicher Weiſe **Duillius**, ebenfalls ein Tribun, aber von mildern Sitten als ſeine Gehülfen, ihre Furcht durch die Erklärung beſchwichtigte: daß kein Blut mehr bey dieſer Gelegenheit vergoſſen werden ſollte, daß Virginiens Tod ſattſam gerochen ſey, und daß er alle weitere Unterſuchungen in dieſer Hinſicht unterſage.

Dies beruhigte den Senat gewiſſermaßen für diesmal; aber er fand bald Urſache zu neuen Beſorgniſſen. Die beyden Conſuln ſchienen das Intereſſe der Patricier aufgegeben zu haben, und mit den Tribunen in die Wette, nur auf Befriedigung der Volkswünſche zu ſinnen. Sie bewirkten ein Geſetz, Kraft deſſen jeder noch ſo niedriger und unbedeutender Plebejer für ſeine eigene Perſon in allen Wahlen und Berathſchlagungen mit dem angeſehenſten Patricier völlig gleichen Einfluß haben ſollte: der letzte Streich, durch welchen das Bischen noch übrigen Unterſchiedes zwiſchen Adel und Unadel aufgehoben wurde. Ein dem Anſehn

des erſtern ſo tödtliches Geſetz mußte natürlicher Weiſe in dieſem das Verlangen hervorrufen, ſich an Männern zu rächen, die bloß ihren eigenen Einfluß auf Koſten des ganzen Körpers zu vergrößern ſuchten; die Gelegenheit dazu fand ſich gar bald. Auf einem Feldzuge wider die Aequier und Sabiner gewannen die Conſuln einen vollkommenen Sieg, und forderten nach ihrer Heimkunft einen Triumph, dieſer ward ihnen vom Senat hartnäckig abgeſchlagen. Unwillig appellirten die Conſuln ans Volk, beklagten vor deſſen Richterſtuhl ſich bitterlich über die Ungerechtigkeiten des Senats, und erzwangen ein Geſetz, nach welchem die Befugniß Triumphe zuzuerkennen, in der Folge auf dem Volk allein beruhen ſolle. So fuhren die beyden Stände des Staats unaufhörlich fort, mit einander zu kämpfen. Die Patricier wurden nicht müde den Schatten von Vorrang, den man ihnen noch übrig gelaſſen hatte, zu vertheidigen; und das Volk machte unaufhörlich neue Forderungen, gerade als ob ſein Heißhunger durch jedes Nahrungsmittel, womit man ihn zu ſtopfen ſuchte, nur neue Kräfte gewönne.

Es konnte nicht fehlen, daß ſo ununterbrochene innere Zerrüttungen die Kräfte des Staats aufzehren, und ſeinen auswärtigen Feinden neuen Muth machen mußten. Noch immer dauerte der Krieg mit den Aequiern und Volſcern; verſchiedene Jahre hinter einander wurden den Römern allerley unbedeutende Vortheile abgewonnen, zuletzt aber ward der Feind ſo dreuſt, daß er bis an die Mauern Roms ſtreifte. Jedoch nicht blos der Muth der Römer, auch ihre andern Tugenden, hauptſächlich ihre Gerechtigkeit ſchien durch ihre innere Streitigkeiten gelitten zu haben. **Ardea** und **Dericia**, zwo benachbarte Städte, verunwilligten ſich um einige Ländereyen,

auf

auf welche beyde Anſprüche machten. Unfähig ſich zu vergleichen, bezogen ſie ſich auf Roms Senat und Volk. Jener, in dem noch einige Funken des altväterlichen Edelmuthes glommen, weigerte ſich den Zwiſt zu entſcheiden. Dieſes ergriff ihn mit Eifer; ein alter Mann, Nahmens Scaptius, behauptete, daß gerade dieſe Ländereyen den Römern zugehörten; ſogleich erklärten dieſe ſich für die rechtmäßigen Beſitzer, und ſchickten die ſtreitenden Partheyen voll knirſchenden Gefühls ihrer Thorheit und Ohnmacht, und der römiſchen Ungerechtigkeit zu Hauſe.

Immer weiter griffen die Tribunen um ſich. Sie, die ſich einmal in einige Zweige der Staatsverwaltung gedrängt hatten, waren nicht zufrieden zu ſtellen, bis ſie an allen Theil gewonnen hatten. In dieſer Hinſicht brachten ſie zwey neue Geſetze in Vorſchlag; eines, kraft deſſen es den Plebejern erlaubt ſeyn ſollte, ſich mit den Patriciern zu verſchwägern; das andere, kraft deſſen auch das Conſulat ihnen offen ſtehen ſollte. Die Senatoren beantworteten dieſe Vorſchläge mit ihrem gewöhnlichen Unwillen. Eher beſchloſſen ſie, das äußerſte über ſich ergehen zu laſſen, als ſo ſchmachvollen Zumuthungen ſich zu unterwerfen. Da ſie aber nur zu bald inne wurden, daß all ihr Widerſtand bloß diente, die Unruhen im Senat zu vergrößern und zu verewigen; ſo gaben ſie zu dem Geſetz über die Ehen ihre Einwilligung, in Hoffnung, daß dieſe Einräumung das Volk zufrieden ſtellen würde. Er befriedigte ſie wirklich, aber nur auf eine ſehr kurze Zeit; die Herannäherung eines Feindes gab ihnen Gelegenheit, ihren gewöhnlichen Kunſtgriff, die Verweigerung aller Kriegsdienſte wieder in Uebung zu bringen, und die Conſuln waren gezwungen, über die Lage der Zeiten mit den vornehmſten Senatoren eine Privatzuſammenkunft zu halten. Hier ſchlug Claudius

dius nach langen Rathſchlägen einen Ausweg vor, der ihm bey gegenwärtigen Umſtänden am fähigſten ſchien, das Volk zu befriedigen. Dieſer Ausweg beſtand darin, daß man das Conſulat durch Wegwerfung deſſelben an die Plebejer zwar nicht beſudeln, dagegen aber ſechs oder acht neue obrigkeitliche Perſonen mit Conſulariſcher Gewalt erwählen ſollte, unter denen die Hälfte Plebejer wären. Im Grunde war dieſer Vorſchlag ein ſehr armſeliger Behelf, und gewährte dem Volk wirklich alles was es verlangte; dennoch fand er allgemeinen Beyfall. Damit es jedoch nicht ſcheinen möchte, als ob irgend etwas vorläufig von ihnen verabredet worden wäre, ſo wurden ſie eins, daß die Conſuln bey der nächſten Senatſitzung zuerſt die jüngern Senatoren um ihre Meinung fragen ſollten, ſtatt daß es ſonſt gewöhnlich war, zuerſt die älteren zu fragen. Dies geſchah'. Der Senat verſammlete ſich; die Tribunen beſchuldigten die Conſuln heimlicher Zuſammenkünfte und Anzettelungen wider das Beſte des Volks. Die Conſuln betheuerten ihre Unſchuld, und riefen zum Beweiſe ihrer Aufrichtigkeit die jungen Mitglieder des Hauſes zuerſt auf, ihre Meinung vorzutragen. Da dieſe aber ſtille ſchwiegen, fiengen einige der älteren Senatoren, die als Volksfreunde bekannt waren, an, zu äußern, daß man dem Volk willfahren müſſe; daß niemand ein geziemenderes Recht auf Macht und Anſehen habe, als diejenigen, die die Werkzeuge wären, ſie zu gewinnen und zu behaupten; und daß der Staat nicht eher frey genannt werden könne, bis allgemeine Gleichheit in ihm herrſche.

Der getroffenen Abrede zufolge redete itzt Claudius. Wiewohl im Herzen ſehr geneigt, die Aeußerung ſeiner Vorgänger zu unterſtützen, ergoß er ſich

den=

dennoch in bittere Schmachreden wider das Volk, und ſtimmte an Ende wider das Geſetz. — Schon ſtürmten und tobten die Plebejer, als **Genutius** auftrat, Volk und Senat einen Mittelweg einzuſchlagen rieth, und verabredeter Maßen den Vorſchlag that, für das nächſte Jahr ſechs obrigkeitliche Perſonen mit Conſulariſcher Gewalt zur Hälfte aus dem Senat und zur Hälfte aus dem Volk zu wählen, da man denn nach Ablauf ihrer Regierungsfriſt ſehen würde, ob die neue Einrichtung beybehalten oder das Conſulat wiederhergeſtellt werden ſolle. — Dieſer Vorſchlag ward von der neuerungsluſtigen Menge mit Beyfall angenommen. Jedem Plebejer ward erlaubt, ſich um die neue Würde zu bewerben. Allein ſo wenig einſtimmig iſt die Menge mit ſich ſelbſt, daß, wiewohl ihrer viele ſich zu dem Amte meldeten, dennoch keiner deſſelben würdig geachtet wurde, ſondern die Wahl lediglich die Patricier getroffen hatte, die ſich als Mitbewerber dem Volke darſtellten.

Auf dieſe Weiſe erhielt das Volk, dem Veränderung immer Verbeſſerung däucht, gewiſſermaßen ſeinen Willen. Die neuen Gewalthaber erhielten den Nahmen der **Kriegstribunen**; anfangs waren ihrer nur drey, in der Folge aber ward ihre Zahl bis zu vieren und zuletzt bis zu ſechſen vermehrt. Sie hatten die Macht und führten die Inſignien der Conſuln; in ſo fern ihre Gewalt aber zwiſchen mehrere vertheilt war, war das Anſehen jedes Einzelnen geringer. Die erſten, ſo gewählt wurden, behielten ihre Würden nicht länger als drey Wochen, indem die Augurn an den Ceremonien ihrer Wahl etwas auszuſetzen fanden.

Nach Entſetzung der Kriegstribunen wurden wieder Conſuln gewählt. Um jedoch dieſen die Laſt der Geſchäfte, die auf ihren Schultern ruhete, einigermaßen zu erleichtern, ward eine neue Würde errich-

tet; die Cenſur nehmlich, die alle fünf Jahr erneuert wurde. Das Geſchäfte des Cenſors war, die Zahl und das Vermögen der Einwohner zu ſchätzen, das Leben und die Sitten der Bürger zu beobachten, Senatoren übler Aufführung halber zu entſetzen, Rittern ihre Roſſe zu nehmen, und Plebejer aus ihren Triben in niedere herabzuſetzen, wenn ſie eine ſchlechte Lebensart führten. Die beyden erſten Cenſorn waren **Papirius** und **Sempronius**, beyde Patricier, wie denn auch die Cenſur die erſten hundert Jahre lediglich in dieſem Orden blieb.

Die Stiftung dieſer Würde diente, dem Staat auf eine Zeitlang ſeinen Frieden wieder zu geben; und ein Triumph, den der Conſul **Geganius** um dieſe Zeit über die Volſcer erfocht, gewährte der allgemeinen Zufriedenheit, die dermalen im Volke herrſchte, einen neuen Zuwachs. So wie die Griechen einen Sieg in den olympiſchen Spielen als den höchſten Gipfel des Glanzes betrachteten, den ein Sterblicher erklimmen könne, ſo war ein Triumpf die allerhöchſte Ehre, wovon ein Römer einen Begriff hatte. Für ihn fochten ihre Feldherrn nicht weniger, als für das Beſte des Staats, und auch das Volk verlohr, während eines ſolchen Schauſpiels das Gefühl alles Elends, im Mitgenuß der Herrlichkeit ſeines Vaterlandes.

Jedoch auch dieſe Stille war nicht von Dauer. Eine Hungersnoth folgte, deren Schuld die Armen, wie gewöhnlich, den ſchwelgenden Reichen beymaßen, und als ihr Murren unwirkſam blieb, neue Tumulte begannen. Den Conſuln ward zur Laſt gelegt, daß ſie die Stadt nicht beyzeiten mit hinlänglichem Vorrathe verſorgt hatten. Im Bewußtſeyn ihrer Unſchuld verachteten ſie jedoch die Verleumdung des Pöbels, und bemüheten ſich der dringenden Noth aufs

Beſte abzuhelfen. Allein, wiewohl ſie alles thaten, was von thätigen Obrigkeiten zu erwarten ſteht, ſo wurden ſie in ihrem wohlthätigen Geſchäfte doch vom **Spurius Mälius**, einem reichen Ritter, der alles Korn Toskaniens aufgekauft hatte, bey weitem übertroffen. Dieſer Demagoge, der den Erſchütterungen des Staats bisher ruhig zugeſehn hatte, nährte ein geheimes Verlangen, ſich vermittelſt der Spaltungen deſſelben emporzuſchwingen. Zu dem Ende vertheilte er Tag für Tag ſo viel Korn unter die dürſtigen Volksklaſſen, daß ſein Haus endlich der Sammelplatz aller Taugenichts, Faullenzer und ſolcher Menſchen ward, die gegen ein müßiges Sklavenleben gerne die Arbeitſamkeit der Freyheit umgetauſcht hätten. Nachdem er ſich einer hinlänglichen Parthey verſichert zu haben glaubte, ließ er eine große Menge Waffen kaufen, und Nachts in ſeine Wohnung bringen; ſodann zettelte er eine Verſchwörung an, vermittelſt welcher er das Haupt des Staats werden, und verſchiedene Tribunen, die er zu gewinnen Mittel gefunden hatte, nächſt ihm auf den Trümmern der Freyheit emporſteigen ſollten. **Minutius**, dem gerade die Verſorgung des Volks oblag, entdeckte den Anſchlag bald, der wider die Freyheit entworfen war, und eilte den Senat davon zu benachrichtigen. Auf der Stelle beſchloß man einen Dictator zu wählen, der, ohne das Volk befragen zu dürfen, die Verſchwörung unterdrücken könnte. Cincinnatus, damals ſchon achtzig Jahr alt, ward noch einmal aufgefordert, um ſein Vaterland von der drohenden Gefahr zu befreyen. Er ließ den Verräther ſogleich vor ſeinen Richterſtuhl fordern. Dieſer, auf den Beyſtand der Menge trotzend, weigerte ſich zu erſcheinen. Cincinnatus ſchickte den **Ahala**, ſeinen Magiſter Equitum zu ihm, um ihn mit Gewalt zu

holen, als aber Målius auch dieſem zu folgen ſich hartnåkkig weigerte, tödtete ihn Ahala auf der Stelle. Der Dictator billigte die raſche That ſeines Abgeordneten, und befahl die Güter des Verbrechers zu verkaufen, ſein Haus nieder zu reißen, und ſeinen Kornvorrath unter das Volk zu vertheilen.

Die Volkstribunen waren über Målius Tod nicht wenig aufgebracht. Um den Senat einigermaßen dafür zu züchtigen, drangen ſie darauf, daß bey der nåchſten Wahl nicht Conſuln, ſondern Kriegstribunen erwåhlt würden. Der Senat mußte ſich dies gefallen laſſen. Allein wiewohl auch den Plebejern der Zugang zu dieſer Würde offen ſtand, ſo wurden dennoch, wie das vorigemal, drey Patricier gewåhlt. Im folgenden Jahr ſtellte man die alte Verfaſſung wieder her, und wåhlte wieder Conſuln.

Während dieſen Zwiſtigkeiten ermangelten die Vejer und Volſcer nicht ihre alten Streifereyen zu wiederholen, und ſelbſt die Bundsgenoſſen Roms begannen in ihrer Treue zu wanken. **Fidenå**, eine alte Pflanzſtadt der Römer fiel ab, und verband ſich mit Tolumnius, dem Könige der Vejer. Noch ſtrafbarer aber ermordeten ſie die Geſandten, die von Rom abgeordnet wurden, um ihnen über ihre Untreue Vorſtellungen zu machen. Um ſo unerhörter Bosheit mit auszeichnender Rache zu vergelten, ward ein Dictator ernannt, und die Wahl fiel auf **Mamertius Aemilius**. Die Vejer wurden geſchlagen, ihr König blieb und Aemilius kehrte mit aller Pracht des Triumphs, die diesmal durch die **fette Beute** eines erſchlagenen Königs erhöht wurde, nach Rom zurück.

Man ſollte glauben, daß der Senat und die Conſuln mit ihrem eigenen Anſehn izt nicht das mindeſte mehr håtten durchſetzen können; denn ſchon im folgen-

folgenden Jahr finden wir wieder einen Dictator, um ſich einem angedrohten Bündniß aller Vejiſchen Nationen zu widerſetzen. **Servius Priscus** war es, der diesmal die hohe Würde bediente. — Auch das nächſte Jahr ward ein Dictator gewählt, Aemilius Priscus nehmlich, der dieſe Würde nur jüngſt bekleidet hatte. Da dieſer außerhalb Hauſes nichts zu thun fand, machte er ſich ein Geſchäft daheim, und verkürzte die Dauer der Cenſur, die vorhin auf acht Jahr beſtimmt war, bis zu einem und einem halben. Dafür ward er nach Niederlegung ſeines Amtes von den Cenſoren gebüßt und herabgeſetzt. Auch dem Volk ſchien dieſe Maasregel zu mißfallen, und das nächſtemal wurden ſtatt der Conſuln Kriegstribunen gewählt. Vier Jahr nachher wählte man wieder Conſuln, und da die Aequier mit einem Einfall droheten, einen Dictator, **Poſthumius Tubero**, der ſein Regiment mit einem Triumph endigte. Nach abermal vier Jahren wählte die wankelmüthige Menge wieder Kriegstribunen, und da dieſe unglücklich fochten, ward Aemilius zum drittenmal zum Dictator erkohren, und gewann einen zweyten Triumph. Zwey Jahr nach einander regierten wieder Kriegstribunen, dann Conſuln, dann wieder Tribunen, ſo daß der Staat funfzehn Jahr lang zwiſchen den verſchiednen Ständen hin und her ſchwankte. Wenig wichtiges geſchah' während dieſer Zeit, weder auswärts noch daheime. Der Senat ſchien all ſein Anſehn verloren zu haben, und das Volk alle ſeine kriegeriſche Tugend. Jener, der den Reichthum des Staats beſaß, ſchien geneigt alle ſeine Vorrechte aufzugeben, um nur ſein Eigenthum vor dem Ackergeſetz zu ſichern. Dieſes verſchwendete ſo viele Zeit mit dem Anhören ſeiner redſeligen Tribunen, daß es arm, grämlich und aufſätzig ward. So oft ein Feind ſich näherte,

näherte, ward die Gefahr entweder durch die Furcht oder wirkliche Schwäche des Staats dergeſtalt vergrößert, daß nur das verzweifelte Mittel der Dictatorwahl für hinreichend gehalten ward, ihr zu widerſtehen. Zehnmal finden wir in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, daß das Volk Freyheit, Leben und Eigenthum einem einzelnen Bürger anvertrauet habe, und ſeine Sicherheit nur deſſen Tugenden verdankte. So ward nach Aemilius Abgang Servilius Priscus zum viertenmal gewählt, und nach ihm **Cornelius Coſſus.** Solche unbeſchränkte Gewalthaber leiſteten freylich ihr Gutes. Sie ſtellten Kriegszucht in der Armee und Ruhe im Staat wieder her, aber mit Gefahr alles deſſen, was das Leben Köſtliches hat, war beydes doch zu theuer erkauft. Itzt zwar ward man der ſchädlichen Folgen eines ſo ungebundenen Machtbeſitzes noch nicht inne; vielmehr freuete ſich der Senat aus ſeinem Mittel eine Obrigkeit wählen zu ſehn, die das Volk in Ehrfurcht erhielt; und die Menge ihrerſeits wetteiferte einem Feldherrn zu folgen und zu gehorchen, der ſie zur Eroberung und Plünderung führte; denn die Dictatoren pflegten, um ſich beym Volk beliebt zu machen, den Raub der Ueberwundenen gänzlich unter die Sieger auszutheilen. So ſchien die Plünderung von **Anxur**, einer den Volſcern abgenommenen Stadt, neues Leben unter die Menge zu verbreiten, was jedoch nicht länger dauerte, als die vorübergehende Befriedigung ihrer Bedürfniſſe.

In dieſem Zuſtande der Verwirrung beharrte Rom eine geraume Weile; die Partheyſucht ward täglich ſtärker, die Regierung ſchwächer. Immer weiter öffneten die Tribunen den Riß zwiſchen den verſchiedenen Ständen des Staats, und immer weiter trieben ſie jene Ausgelaſſenheit, die ſie Freyheit nannten.

ten. Zuletzt verfiel der Senat jedoch auf einen Ausweg, der ſeine Macht nicht wenig mehrte, und dem Volke höchlich gefiel, zugleich aber einen Beweis abgab, wie ſehr die Römer von ihrer urſprünglichen Tugend ausgeartet waren. Bis itzt hatten die Bürger, die zu Felde zogen, die Schlachten ihres Vaterlandes ohne Belohnung geſchlagen; ſie waren Ackersleute und Krieger. Die nehmlichen Hände, die in einer Jahreszeit das Schwert führten, führten in der andern den Pflug, und nicht nur mit Waffen mußten ſie ſich auf ihre eigene Koſten verſorgen, ſondern auch mit Vorrath während des Feldzuges. Sie ertrugen dieſe Beſchwerlichkeiten jedoch ohne Murren, indem die Hoffnung der Beute, und die Ehre im Triumph zurück zu kommen, von ihnen als reichlicher Erſatz betrachtet wurde. Dennoch geſchah' es nicht ſelten, daß wenn der Feldzug einmal von längerer Dauer war, ihre kleinen Ländereyen unbeſtellt blieben, und ſie ſelbſt den Reſt des Jahres in der äußerſten Dürftigkeit ſchmachten mußten. Daher eben wurden ſie genöthigt Schulden zu machen, und daher entſprangen jene mannigfaltige Erpreſſungen, jener übertriebene Wucher, jene grauſamen Plackereyen, mit welchen die Schuldner das Volk unterdrückten. Um ſo vielen Uebeln vorzubeugen, beſchloß der Senat einmüthig, das Heer aus dem öffentlichen Schatz zu beſolden: und eine Steuer ward zu dem Ende eingeführt, von welcher kein Bürger ausgenommen war. Dieſe Einrichtung gab der römiſchen Sitte Krieg zu führen gewiſſermaßen einen ganz neuen Schwung. Was bisher nur den Nahmen von Streifereyen verdiente, ward itzt regelmäßiger ausdaurender Feldzug. Der Senat durfte von den Tribunen nicht erſt Erlaubniß erbitten, ein Heer anwerben zu dürfen, indem das Volk ſeiner Belohnung gewiß, ſich wettei-

fernd

fernd zu den Fahnen drängte. Unbeſchreiblich war daher ihre Freude bey dieſer Gelegenheit. Sie umringten das Senathaus, ſie erboten ſich den Vätern des Vaterlandes zu folgen, wohin ſie ſie führen würden, und verſprachen nie wieder zu murren.

So mit dem Volke ausgeſöhnt, und eines Heeres Herr geworden, das er ſo lang es ihm gut däuchte, im Felde behalten konnte, beſchloß der Senat, an den Vejern blutige Rache zu nehmen, und ſelbſt ihre Hauptſtadt zu belagern, ſollte auch Rom über dem dreuſten Unternehmen in Gefahr gerathen. Die Stadt Veji war lang ein blühender ſtarker und furchtbarer Ort geweſen. Sie lag auf einem Felſen und war mit entſchloſſenen und zahlreichen Vertheidigern verſehn. Die Regierungsform, die ſonſt republikaniſch geweſen, hatte ſich neuerdings in eine monarchiſche umgewandelt, und dieſe Veränderung, die den Bundsgenoſſen nicht gelegen war, trug ohne Zweifel dazu bey, daß dieſe die Hauptſtadt von dem römiſchen Heer ſo geduldig einſchließen ſahen. Die Römer ihrerſeits hatten Urſach genug über Veji zu zürnen. Lang' war dieſer Ort Roms Mitbuhlerin geweſen, immer hatten die Vejer während der innern Zwiſtigkeiten die Stadt mit ihren Einfällen beunruhigt, und die Geſandten, die ſich darüber beſchweren ſollten, gewöhnlich mit Mißhandlungen zurückgeſchickt. Itzt alſo ſchien es beſchloſſen, daß Veji, es koſte was es wolle, fallen ſollte, und die Römer, einen langen und muthigen Widerſtand erwartend, ſchlugen ein regelmäßiges Lager vor der Stadt auf. Die Stärke der Stadt iſt aus der Länge der Belagerung abzunehmen, die nicht weniger denn zehn Jahre dauerte, während welcher das Heer ununterbrochen um die Stadt gelagert blieb, des Winters unter Gezelten von Thierfellen lag, und des Sommers die Belagerungsopera-

rationen fortſetzte. Abwechſelnd war der Erfolg, und viele waren der Befehlshaber, die die Belagerung leiteten. Bisweilen wurden alle Werke der Belagerer zerſtört, und ganze Schaaren durch Ausfälle der Belagerten niedergehauen, bisweilen wurden ſie von Vejiſchen Hülfsvölkern angegriffen, die dem Orte von außen beyzuſtehen verſuchten. Eine ſo hartnäckige Belagerung ſchien durch das unaufhörliche Bedürfniß friſcher Verſtärkungen Rom ſelbſt allmälig zu entvölkern, ſo daß ein Geſetz gemacht werden mußte, daß ledige Mannsperſonen die Weiber der Gebliebenen heyrathen ſollten. Auch die Volkstribunen ermangelten nicht, dieſe große Unternehmung durch unaufhörliches Murren und ſchlaue Erregung innerer Unruhen zu erſchweren. Sie tadelten die Befehlshaber, unterſagten die Eintreibung der Steuern, mit welchen das Heer bezahlt werden ſollte, und um die Verlegenheit des Senats zu vermehren, brachten ſie ſogar das beynah' vergeſſene Ackergeſetz wieder zur Sprache.

So viel Uneinigkeit auf Seiten der Römer, und ſo viel Hartnäckigkeit auf Seiten Veji's, ermangelten nicht die feurigen Erwartungen des Senats darnieder zu ſchlagen. Sie zitterten vor den Folgen ſo vieles verſchwendeten Blutes und verſchleuderter Schätze, im Fall die Belagerung fehl ſchlüge. Entſchloſſen jedoch vor Aufgebung ihres Lieblingsplanes noch einen Hauptverſuch zu wagen, ernannten ſie den **Furius Camillus** zum Dictator und übertrugen ihm die unbeſchränkte Führung dieſes ſo lang ausgeſponnenen Krieges. Camillus war ein Mann, der ohne Kabalen oder Zudringlichkeit ſich zu den höchſten Würden emporgeſchwungen hatte. Er war Cenſor geweſen, und war von jedermann als die Hauptperſon in dieſem Kollegio betrachtet worden. Dann war er

er Kriegstribun geworden, und hatte in dieſer Würde manche wichtige Vortheile über den Feind erfochten. Der Tapferkeit und den Fähigkeiten, die er in dieſen beyden Poſten gezeiget hatte, verdankte ers, daß man ihn bey dieſer dringenden Gelegenheit hervorzog, um die Ehre ſeines Vaterlandes zu retten. Seine Wahl war kaum bekannt geworden, als das Volk ſchaarenweiſe herbeyſtrömte; überzeugt, daß es ihm unter einem ſo erfahrnen Anführer an Sieg und Beute nicht fehlen würde. Camillus rückte ſogleich ins Feld, ſchlug die Fidenater, eine der kleinen Völkerſchaften, die ſich wider Rom verſchworen hatten, mit großem Blutvergießen, zwang die Capenater um Frieden zu bitten, und nachdem er ſolchergeſtalt des Feldes ſich bemeiſtert hatte, zog er alle ſeine Macht zuſammen und rückte vor Veji. Mit Nachdruck fieng er ſogleich die Belagerungsoperationen wieder an. Da er aber bald einſah', daß die Stadt mit Sturm nicht einzunehmen ſey, ließ er mit ungeheurer Arbeit heimlich Minen graben, die ſich mitten in der Feſtung öffneten. Jtzt des Erfolges ſicher, und überzeugt, daß die Stadt nicht zu retten ſey, ſchickte er Boten nach Rom, und ließ alle, die an Veji's Beute Theil nehmen wollten, auffordern, unverzüglich ins Lager zu kommen. Jtzt öffnete ſich die Mine. Von außen drang Camillus heran, und zum Erſtaunen der Belagerten, die den Augenblick vorher noch in ſtolzer Sicherheit geſchlafen hatten, war die Stadt in einem Nu voll Feinde. So ward Veji einem zweyten Troja ähnlich, nach zehnjähriger Belagerung erobert, und bereicherte ſeine Sieger mit Beute — Während Camillus, trunken von dem Ruhme, die Nebenbuhlerin ſeiner Vaterſtadt unterjocht zu haben, ſeinen ſiegprangenden Einzug zu Rom in einem Triumphwagen hielt, der von vier milchweißen Roſſen gezogen wurde, eine

Aus=

Auszeichnung, die der größte Theil der Zuſchauer ihm nicht wenig übel nahm, da weiße Roſſe als etwas heiliges betrachtet wurden, und ſich mehr für Götter als für Feldherrn zu ſchicken ſchienen.

Allein nicht lange nachher glaubte das Volk ſich zu noch größerem Mißvergnügen berechtigt. Die Tribunen hatten vorgeſchlagen, daß Senat und Volk in zwey Theile getheilt werden möchten, deren einer in Rom bleiben, der andere aber nach Veji verpflanzt werden ſollte. Dieſem mißlichen Plane widerſetzte Camillus ſich; und die Menge gab ihm nach, wiewohl ſie ihn deshalb anfeindete. Noch unzufriedener ward ſie bald nachher mit ihm, als ſie ſich gezwungen ſah, den zehnten Theil der Beute wieder heraus zu geben, die Camillus vor dem Sturm dem Apoll geweiht hatte. Die meiſten hatten ihren Antheil jedoch längſt verſchwendet, und das Gelübde wäre unbezahlt geblieben, wenn die römiſchen Frauen nicht mit Hergebung ihres Geſchmeides, das acht Talente an Golde betrug, den Abgang erſetzt hätten. Dieſe patriotiſche That ward ihnen mit dem Vorrechte vergolten, über ihre Leichname Gedächtnißreden halten zu laſſen, eine Ehre, die vorhin keinem Frauenzimmer gewähret werden durfte. Camillus aber machte ſich durch dieſe Geſchichte dem Volke verhaßter als jemalen.

Ohngeachtet des allgemeinen Mißvergnügens ward Camillus dennoch einige Zeit nachher zum Kriegstribunen erwählt, und wider die **Falisker** geſandt, die ihre gewöhnlichen Einfälle ins römiſche Gebiet gemacht hatten. Sein bisheriges gutes Glück begleitete ihn auch in dieſem Feldzuge, er ſchlug ihr Heer und belagerte ihre Hauptſtadt **Faleria**, die einen langen und muthigen Widerſtand drohete. Die Bezwingung dieſes kleinen Platzes würde kaum der Er-

Ern ähnung werth ſeyn, wäre ſie nicht durch eine That des römiſchen Feldherrn berühmt geworden, die ihn der Nachwelt ehrwürdiger gemacht hat, als alle ſeine Triumphe zuſammen genommen. Ein Pädagog, dem die Kinder der vornehmſten Einwohner der Stadt anvertrauet waren, fand Mittel, ſeine Zöglinge ins römiſche Lager zu locken, wo er ſie dem Camillus als das ſicherſte Mittel übergab, die Bürger zu einer ſchleunigen Uebergabe der Stadt zu treiben. Erſtaunt über die Verrätherey eines Elenden, deſſen Pflicht es war, die Unſchuld zu beſchützen, ſah' der edle Krieger den Treuloſen eine Weile mit ſchweigendem Unwillen an. Niederträchtiger, ſprach er dann zu ihm, Seelen, die der deinigen gleichen, müſſeſt du deine ſchändlichen Vorſchläge thun, nicht mir; es iſt wahr, wir ſind Feinde deiner Stadt, allein es giebt natürliche Bande, die alle Menſchen aneinander binden, es giebt Pflichten für den Krieg ſo wohl, als für den Frieden, und wir fechten nicht gegen das Alter der Unſchuld, ſondern gegen Männer, Männer, die uns freylich feindſelig behandelt haben, deren Verbrechen jedoch, mit dem deinigen verglichen, Tugenden ſind. Gegen ſo niedrige Künſte, geziemt es uns, nichts zu gebrauchen als die Künſte des Römers, die Künſte der Waffen und der Tapferkeit. Dies geſprochen, ließ er den Verräther entkleiden, ihm die Hände auf den Rücken binden, und in dieſer ſchmachvollen Stellung von ſeinen eigenen Schülern zur Stadt zurückpeitſchen. Dieſe edle That des Camillus leiſtete mehr, als ſeine Waffen hätten leiſten können. Die Gewalthaber der belagerten Stadt unterwarfen ſich dem Senat, und überließen die Bedingungen der Milde des Camillus, welcher ſie bloß zur Befriedigung ſeines Heeres um eine Summe Geldes büſte, und ſodann unter Roms Schutz- und Bundsgenoſſen aufnahm.

Jene Ehrerbietung, die die Tugenden des Camillus ihm auswärts erworben hatten, vermochten ſie nicht ihm daheim bey den unruhigen Tribunen zu erwerben, die beynahe täglich mit einer neuen Klage wider ihn hervortraten. Außer jenem Verbrechen, deſſen er ihrem Vorgeben nach ſich durch das Hintertreiben der Verpflanzung des halben Roms nach Veji ſchuldig gemacht hatte, legten ſie ihm itzt auch dies zur Laſt, daß er einen Theil der Beute dieſer Stadt, nahmentlich zwey eherne Thore zu ſeinem eigenen Gebrauch zurück behalten habe, und ſetzten ihm einen Tag, an dem er ſich deshalb vor dem Volke rechtfertigen ſollte. Camillus, der Erbitterung der Menge wohl kundig, und tief gekränkt über ihre ſchwarze Undankbarkeit, beſchloß, die Schmach des Verhörs nicht abzuwarten, umarmte ſein Weib und ſeine Kinder, und bereitete ſich Rom zu verlaſſen. Schon war er einſam, unbegleitet und unbeklagt aus einem ſeiner Thore herausgewandert, als er ſeinen gährenden Unwillen nicht länger zu erdrücken vermochte; er wandte ſich gegen das Capitol, hob Hände und Augen gen Himmel und flehete die Götter allzumal, daß ſie ſeinem Vaterlande eines Tages ſeinen Undank und ſeine Ungerechtigkeit möchten fühlbar machen, ſetzte dann ſeine traurige Wanderſchaft fort, und flüchtete nach Ardea, einer benachbarten Stadt, wo er bald vernahm, daß die Volkstribunen ihn um funfzehnhundert Aß gebüſt hatten.

Groß war das Frohlocken der Tribunen um den Sturz dieſes Edlen, aber nur zu bald bekamen ſie Urſache, ihre Ungerechtigkeiten zu bereuen und den Beyſtand des einzigen Mannes zurück zu wünſchen, der allein im Stande war, das Vaterland vom Untergange zu retten; denn itzt trat ein ungleich furcht-

barerer und ſchrecklicherer Feind wider die Römer auf, als alle die ſich bisher mit ihnen gemeſſen hatten. Die Gallier, ein barbariſches Volk, waren vor ohngefähr zwey Jahrhunderten über die Alpen hereingefallen und hatten ſich in Vorderitalien niedergelaſſen. Die Köſtlichkeit der Landesweine, und die Milde des Klimas hatten ſie den Wüſten ihres Vaterlandes entlocket. Wohin ſie kamen verdrängten ſie die urſprünglichen Einwohner, als Männer von überlegenem Muth, außerordentlicher Leibesgeſtalt, trotzigem Blick und rohen plünderungsgierigen Sitten. Nicht zufrieden, die meiſten italieniſchen Provinzen unterjocht und bevölkert zu haben, luden ſie immer neue Schwärme ihrer Landsleute jenſeit der Alpen ein, herüber zu kommen und in den fruchtbaren Provinzen des neuentdeckten Landes Schrecken und Verwüſtung zu verbreiten. Ein Schwarm dieſer Barbaren, der ſo eben aus ſeinen urſprünglichen Wohnungen hervorgebrochen war, belagerte itzt **Cluſium**, eine etruriſche Stadt, unter Anführung ſeines Königs **Brennus**. Erſchrocken über ihre Menge und mehr noch über ihr wildes Anſehn, fleheten die Cluſier die Römer um Beyſtand oder Vermittelung an. Von jeher hatte der Senat ſich es zum Geſetz gemacht, den Bedrängten nie ſeine Hülfe zu verweigern; auch diesmal war er unverzüglich bereit, vorläufig Geſandten an die Gallier zu ſchicken, die ihnen ihre Unternehmung widerrathen, und gegen die Ungerechtigkeiten ihres Einfalls Vorſtellungen machen ſollten. Drey junge Senatoren wurden zu dieſem Geſchäfte ausgewählt, drey **Fabier**, die ſich mehr fürs Feld als für Unterhandlungen ſchickten. Brennus empfieng die fremden Botſchafter mit einer Höflichkeit, die nichts von Barbarey ahnden ließ. Er erkundigte ſich nach dem Zwecke ihrer Sendung, und

bekam

bekam zur Antwort, daß es in Italien nicht Sitte ſey, ungereitzt und ungerechter Weiſe die Völker zu bekriegen, und daß ſie zu wiſſen begehrten, womit die Einwohner von Cluſium dieſe feindſelige Handlung von ihm verdienten. Mit finſterer Miene äußerte Brennus, die Rechte des Tapferen ruheten in ſeinem Schwert; die Römer hätten kein anderes Recht zu den vielen Städten, die ſie erobert hätten; er aber habe noch beſondere Urſach mit den Cluſiern zu zürnen, als die ſich geweigert hätten, Ländereyen fahren zu laſſen, die ſie doch nicht Hände genug anzubauen, noch Einwohner genug zu bevölkern hätten. Die römiſchen Geſandten, wenig gewohnt, die Sprache des Eroberers zu hören, verſtellten ihren Unwillen über eine ſo übermüthige Antwort eine Weile, warfen ſich aber in die Stadt, und ſtatt hier als Mittelsperſonen zu handeln, führten ſie, ihres geweiheten Characters vergeſſend, die Bürger zu einem Ausfall wider die Belagerer an. In dieſem Gefecht tödtete **Fabius Ambuſtus** einen Gallier mit eigener Hand, ward aber entdeckt, während er ihn ſeiner Rüſtung entkleidete. Ein ſo ungerechtes und ſo ungeziemendes Betragen reitzte die Rache des Brennus; durch einen Herold beklagte er ſich beym Senat, und als keine Genugthuung erfolgte, hob er auf der Stelle die Belagerung auf und zog mit ſeinem ſiegreichen Heer gerade auf Rom los.

Die Gegenden, die die Gallier auf ihrem reiſſenden Zuge durchzogen, entſagten bey ihrer Annäherung allen Gedanken des Widerſtandes, ſo heftig ſchreckten ſie dieſe zahlloſen Schaaren, dieſe ungeheuren Leiber, und ihre kriegeriſche Miene. Der ganze Grimm des wilden Volks galt indeſſen Rom allein. Gegen Rom allein Rache ſchnaubend, zogen ſie vorwärts, ohne

rechts oder links die geringſte Feindſeligkeit auszuüben.

Sechs Kriegstribunen befehligten damals das römiſche Heer; die Zahl deſſelben belief ſich auf vierzigtauſend Mann; ohngefähr eben ſo hoch als das Heer des Brennus ſich belief; aber die Krieger waren minder gehorſam, und die Tribunen traueten einander zu wenig, um mit vereinigter Kraft für die Rettung des Vaterlandes zu wirken. Am Fluſſe **Allia**, wenige Meilen von der Stadt, trafen die Heere auf einander, beyde voll Zuverſicht des Sieges, beyde gleich unwillig eine Niederlage zu überleben. Die Anführer beyder Partheyen ſtellten ihre Macht in Schlachtordnung; die Römer, um nicht umzingelt zu werden, dehnten ihre Linien aus und ſtellten die beſten Legionen auf beyde Flügel. Grade umgekehrt ſtellten ſich die Gallier, ſchoben den Kern des Heers in die Mitte und thaten aus dieſer den allerverzweifeltſten Angriff. Unfähig, dem jählingen Sturme zu widerſtehen, räumte das Centrum der Römer ihnen augenblicklich das Feld; die beyden Flügel ſahen ſich von einander geriſſen und den Feind in ihrer Mitte. Sie machten einige ſchwache Verſuche ſich wieder an einander zu ſchließen, da ſie es aber unthulich fanden, erfolgte eine Flucht, in welcher die Römer alle Kraft, ſowohl ſich zu wehren als zu fliehen, ſchienen verloren zu haben. Nichts als Schrecken und Verwirrung herrſchte in dieſen von einander geſprengten Schaaren. Die elenden Ueberbleibſel des Heeres erſoffen theils in dem Verſuche über die Tiber zu ſchwimmen, theils flüchteten ſie nach Veji, von wannen einige wenige mit der traurigen Zeitung in Rom anlangten. Hier gab man augenblicklich alles verloren. Die noch übrigen Einwohner, welche die Waffen zu tragen fähig waren, warfen ſich ins Capitol,

tol, welches ſie, um eine Belagerung darin auszuhal-
ten, befeſtigten. Der Reſt des Volks, ein armer hülfloſer Haufe von Greiſen, Weibern und Kindern, eilte, ſich in den benachbarten Flecken zu verbergen, oder beſchloß die Wuth des Ueberwinders abzuwarten, und mit den Trümmern des Vaterlandes unterzugehn. Vorzüglich fühlten die bejahrten Prieſter und Senatoren ſich bey dieſer Gelegenheit von einem heiligen Enthuſiasmus beſeelt. Entſchloſſen, mit ihrem Leben für die Sünden ihres Volks zu büßen, zogen ſie ihre feyerlichſten Kleider an, und ſetzten ſich auf ihren elfenbeinernen Stühlen mitten aufs Forum. Mittlerweile beſchäftigten ſich die Gallier mit Plünderung des feindlichen Lagers und Theilung des Raubes. Wären ſie unmittelbar nach der Schlacht auf Rom losgegangen, ſo würden ſie das Capitol ſelbſt erobert haben; ſtatt deſſen verweilten ſie zween Tage auf dem Schlachtfelde, ſchwelgten und jubelten mit barbariſchem Frohlocken mitten unter ihren erſchlagenen Feinden. Am dritten Tage nach jenem Siege, deſſen Leichtigkeit ſelbſt die Barbaren befremdete, erſchien Brennus mit aller ſeiner Macht vor der Stadt. Erſtaunt, die Thore offen und die Mauern unbewahrt zu ſehen, beſorgte er anfangs einen Hinterhalt und rückte mit aller möglichen Vorſicht in die Stadt ein. Er erreichte bald das Forum, wo er die Väter des Vaterlandes in langer ſchimmernder Reihe, ſchweigend, unerſchüttert und unerſchütterlich ſitzen ſahe. Die feyerliche Tracht, der majeſtätiſche Ernſt und die Ehrfurcht gebietenden Blicke dieſer alten Männer flößten den Barbaren ſelber einen Schauer ein; in dem Wahn, die Schutzgötter der berühmten Stadt zu ſehen, waren ſie im Begriff vor ihnen nieder zu fallen, als Einer, roher denn ſeine Gefährten, ſichs einfallen ließ, den grauen **Papirius**, welchen wir ſchon als

Dictator geſehen haben, beym Barte zu zupfen. Eine ſolche Beſchimpfung konnte der edle Römer nicht dulden, er hob ſeinen elfenbeinernen Scepter auf und ſchlug den Barbaren damit zu Boden. Dies war die Loſung zum allgemeinen Blutbade. Papirius fiel zuerſt, dann die übrigen, alle ohne Erbarmen oder Unterſchied. Drey Tage dauerte das Blutvergießen, nicht Geſchlecht, nicht Alter ward geſchont, und da die Stadt eine lebloſe Wüſte geworden, ward ſie auf den Leichnamen ihrer ehemaligen Einwohner nieder geäſchert.

Alle Hoffnungen Roms beruheten itzt einzig auf dem Capitol. Außerhalb dieſer Feſtung war alles ein unabſehbarer Schauplatz von Elend, Verheerung und Verzweiflung. Jene prächtigen Gebäude der Stadt, der Stolz Roms, waren itzt ein Haufe geſtaltloſer Trümmern geworden. Auch war die Stadt es nicht allein, die den Grimm der Barbaren erfuhr, alle benachbarte Flecken, ſo weit ſie ſie nur in ihren Streifereyen abreichen konnten, wurden auf eben die Art geplündert und verbrannt. Nur die Feſtung hielt ſich noch immer. Dieſe zu bezwingen verſuchte Brennus jedes Mittel. Drohend forderte er zuerſt die Beſatzung zur Uebergabe auf, und als dies nichts half, beſchloß er ſie förmlich zu belagern, und ſchloß ſie rings mit ſeinem Heere ein. Alle ſeine Stürme wurden jedoch von den Römern mit großer Tapferkeit abgeſchlagen; die Verzweiflung ſchien ihnen jene Beharrlichkeit und jenen Heldenmuth wieder einzuflößen, deſſen ſie im Glücke zu ermangeln geſchienen hatten.

Ueber ſechs Monden hatte die Belagerung ſchon gedauert, der Vorrath der Beſatzung gieng zu Ende, ihre Zahl minderte ſich durch die unaufhörlichen Beſchwerden, und nichts ſchien ihnen übrig zu ſeyn, als zu ſterben, oder was ſchlimmer als ſterben war,

ſich der Barmherzigkeit der Sieger zu übergeben. Schon waren ſie zum rühmlichen Tode entſchloſſen, als ihre geſunkene Hoffnung durch die Erſcheinung eines Mannes belebt wurde, der den Felſen heraufklomm, und bey ſeiner Ankunft für einen Boten ihrer auswärtigen Freunde erkannt wurde. Der Nahme dieſes kühnen Mannes war Pontius Comminus; bey Nachtzeit war er über die Tiber geſchwommen, hatte ſich durch die feindlichen Wachen geſchlichen und war mit unſäglicher Mühe den capitoliniſchen Hayn heraufgeklettert, um den Belagerten die Zeitung zu bringen, daß Camillus, ihr ehemaliger Dictator, ein Heer zu ihrem Beyſtand aufbrächte, daß er ſchon ein Corps Gallier auf einer ihrer Streifereyen überfallen und niedergehauen habe, daß die Bürger von Ardea und Veji für ſie die Waffen ergriffen und ihn zum Feldherrn gemacht hätten, und daß er nur die Beſtätigung ſeiner Wahl von ihnen erwarte um ins Feld zu rücken und den Belagerern eine Schlacht zu lieſern. Eine Miſchung von Entzückung und Beſchämung bemeiſterte ſich der Römer, als ſie den Mann, den ſie vorhin aus ihrer Stadt ausgeſtoßen hatten, itzt zu ihrer Rettung auftreten ſahen. Sie ernannten ihn augenblicklich zu ihrem Dictator, und rüſteten ſich die Belagerung mit verjüngtem Eifer auszuhalten. Der Bote hatte kaum ſeine Antwort und die nöthigen Unterweiſungen entgegen genommen, als er ſeinen alten Weg wieder antrat, und ihn glücklich, wiewohl nicht ohne die äußerſte Gefahr zurück legte.

Brennus ſetzte mittlerweile die Belagerung mit großem Eifer fort. Anfangs hofte er die Belagerten durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, da dieſe aber ſeine Abſicht merkten, warfen ſie, wiewohl ſie wirklich Mangel hatten, verſchiedene Brode ins Lager

herab, um ihn von der Eitelkeit ſeiner Erwartungen zu überzeugen. — Brennus ließ hierauf dieſe Hoffnung wirklich fahren, ſchöpfte aber neuen Muth, als bald nachher einige Soldaten zu ihm kamen und ihn benachrichtigten, daß ſie den Felſen hinauf einen Fußſteig entdeckt hätten, vermittelſt deſſen das Capitol vermuthlich erſtiegen werden könne. Sogleich ward eine erleſene Schaar Männer bey Nachtzeit zu dieſem gefährlichen Dienſt befehligt, den ſie mit großer Mühe und Schwierigkeiten beynahe bewerkſtelligten. Schon hatten ſie die Mauern ſelbſt erſtiegen, die römiſche Schildwache lag im tiefen Schlafe, kein Hund regte ſich, und der Sieg ſchien in ihren Händen, als das Geſchnatter einiger Gänſe, die im Tempel der Juno gehalten wurden, die Belagerten weckte. Augenblicklich die drohende Gefahr gewahrend, ergriff ein jeder das nächſte beſte Gewehr und eilte den Stürmenden entgegen. **Manlius**, ein Patricier von geprüfter Tapferkeit, war der erſte, der die Mauern erreichte und mit ſeinem Beyſpiel alle übrigen entflammte. Kühnlich erſtieg er die Mauer, und mit einem einzigen Stoß ſeiner gewaltigen Hand ſandt' er zwey Gallier über Kopf und Hals den Abgrund hinunter. Bald kamen ſeine andern Gefährten ihm zu Hülfe, und ſchneller als ſich es ſagen läßt, waren die Mauern rein vom Feinde.

Von der Zeit an fiengen die Hofnungen der Barbaren an zu ſinken, und Brennus wartete nur auf einen Vorwand ſeine Belagerung mit Ehren aufzuheben. Seine Vorpoſten hatten mit den römiſchen Soldaten allerley Unterredungen, und unter den Gemeinen war der Vergleich ſchon abgeſchloſſen, ehe die Oberhäupter an ihn dachten. Endlich vereinigten ſich die beyderſeitigen Befehlshaber dahin, daß die

Gallier

Gallier unverzüglich die Stadt und das Gebiet räumen, und von den Römern dafür eintauſend Pfund Goldes empfangen ſollten. Mit einem Eide wurde der Vergleich von beyden Theilen beſtätigt, das Gold ward herbey gebracht, beym Wägen aber bedienten ſich die Gallier allerley betrüglicher Künſte, wowider die Römer Vorſtellungen thaten. Hohnlachend warf Brennus ſein Schwert und Schwertgehenk in die Schale, und rief, den Ueberwundenen gebühre ſchweigend zu dulden. Itzt ſahen die Römer, daß ſie in des Siegers Händen waren. Sie fühlten, daß ſie ſich vergeblich gegen jede Bedingung ſträuben würden, die es ihm belieben würde, ihnen aufzulegen. Aber gerade in dieſem entſcheidenden Augenblick, und während ſie noch wegen der Bezahlung wortwechſelten, erſcholl die Nachricht, daß Camillus an der Spitze eines zahlreichen Heeres ihnen zum Entſatz eile und ſchon in die Thore Roms einziehe. In der That erſchien der Held in wenig Augenblicken, eilte in Perſon auf den Ort des Streites, erkundigte ſich mit der Miene eines Mannes, der nicht entſchloſſen iſt, ſich erſchrecken zu laſſen, nach der Urſache des Zanks, und da er ſie vernahm, ließ er das Gold zuſammenpacken und wieder aufs Capitol tragen. Mit Eiſen und nicht mit Golde, rief er, geziemt es den Römern ihr Vaterland zu löſen. Hier iſt niemand, der Friede machen darf, als ich, ich, der Dictator Roms, und mein Schwert allein ſoll ihn erkaufen. — Unverzüglich erfolgte eine Schlacht, in welcher die Gallier aufs Haupt geſchlagen wurden, und mit ſo viel Blutvergießen, daß das römiſche Gebiet binnen Kurzen von dieſem fürchterlichen Feinde durchaus gereinigt ward.

Der Feind war itzt überwunden, aber Rom lag noch in der Aſche. Kein Theil ſeiner alten Herrlichkeit

keit war übrig, das einzige Capitol ausgenommen; auch hatte der größte Theil ſeiner ehemaligen Bewohner es verlaſſen, und war nach Veji geflüchtet. Sogleich erneuerten die Tribunen, dieſe allezeit fertigen Redner, die freylich in Zeiten der Gefahr nichts von ſich hören ließen, ihren alten Vorſchlag, die Einwohner Roms nach Veji zu verpflanzen. Aber Camillus, ſeinem alten Grundſatze getreu, widerſetzte dieſem Vorſchlage ſich mit großer Standhaftigkeit. Alle Künſte der Ueberredung bot er auf, um das Volk zu beſänftigen; er ſtellte ihnen vor, wie unwürdig es ihrer als Römer und römiſcher Bürger wäre, die ehemaligen Wohnſitze ihrer Voreltern zu verlaſſen, eine Stadt, wo ſie ſo wiederholte Merkmale des göttlichen Beyfalls genoſſen hätten, und hin zu gehn, um eine Stadt zu bewohnen, die ſie erobert hätten, und die nicht einmal ſo glücklich geweſen wäre, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Durch dieſe und ähnliche Vorſtellungen bewog er das Volk, hurtig ans Werk zu gehen, und bald ſtieg Rom, wiewohl mit minderer Pracht, wieder aus ſeinen Trümmern hervor.

Camillus thatenreiche Laufbahn war hiemit keinesweges zu Ende. Das nächſte Jahr ward er bey Gelegenheit eines Einfalls benachbarter Völker zum Dictator ernannt, und gewann einen neuen Triumph. Drey Jahre nachher überwand er die Latier, die nach einer mehr denn hundertjährigen Unterwerfung von Rom abgefallen waren. So ungewöhnliches Glück machte dieſen großen Mann in ſeinem Vaterlande beynah unumſchränkt; aber ſeine Mäßigung und Vaterlandsliebe hinderte ihn ſein Anſehen zu mißbrauchen, es ſey denn, daß wir ſein Betragen gegen Manlius Capitolinus als eine Handlung übertriebener Strenge betrachten wollten.

Mit welcher Tapferkeit Manlius das Capitol vertheidigte und die Trümmern Roms gerettet habe, haben wir geſehen. Das Volk war dafür nicht undankbar geweſen, es hatte ihm an dem Ort, wo ſich ſeine Tapferkeit ſo rühmlich ausgezeichnet hatte, ein Haus gebaut, und aus dem öffentlichen Schatze eine jährliche Rente ausgeworfen. Allein mit ſo geringfügigen Belohnungen war ſein Ehrgeitz nicht zufrieden, er trachtete nicht nur dem Camillus gleich, ſondern der erſte in Rom zu werden. In dieſer Hinſicht ſuchte er ſich beym Pöbel beliebt zu machen, bezahlte ſeine Schulden und ſpottete über die Patricier, die er Unterdrücker ſchalt. Der Senat, ſeiner Ränke und Abſichten nicht unkundig, wählte den **Cornelius Coſſus** zum Dictator, unter dem Vorwand, ihn wider die Volſcer, die einige glückliche Einfälle ins römiſche Gebiet gemacht hatten, zu brauchen, in der That aber um Manlius Ehrgeitz zu zügeln. Der Dictator endigte ſeinen Feldzug wider die Volſcer mit einem baldigen Siege; bey ſeiner Rückkunft forderte er den Manlius zur Rechenſchaft, und ließ wegen ſeines verdächtigen Betragens ihn ins Gefängniß werfen. Allein Manlius war zu ſehr der Liebling der Menge, als daß die Macht des Coſſus ihn hätte zerquetſchen können; ſeine Anhänger, erhoben ein zu lautes Geſchrey, als daß mans hätte wagen dürfen, ihrem Günſtling etwas zu Leide zu thun. Coſſus war genöthigt, ſein Amt niederzulegen, und Manlius ward aus ſeinem Gefängniſſe im Triumph durch die Stadt geführt. Dieſer glückliche Anfang entflammte ſeinen Ehrgeitz noch ſtärker. Er fieng an, von einer Theilung der Ländereyen zu reden, behauptete, daß kein Unterſchied der Stände im Staat ſeyn müßte, und um ſeinen Reden Gewicht zu geben, erſchien er nie anders als von einer zahlreichen Schaar

Anhänger aus den Hefen des Volks umringt, das er ſich durch ſeine Freygebigkeit gewogen gemacht hatte. Ein ſo aufrühriſches und ſtürmiſches Betragen nöthigte den Senat zu einer andern Maasregel zu flüchten, und die Macht des Camillus dem Anſehn des Demagogen entgegen zu ſtellen. Camillus, dem zufolge zu einem Kriegstribun erwählt, ſetzte dem Manlius einen Tag, wo er für ſein Leben ſprechen ſollte. Der Ort des Verhörs war in der Nähe des Capitols. Dorthin wandt' er ſein Auge, als er des Aufruhrs und des Hochverraths verklagt wurde, ſtreckte ſeine Hand gegen jene Mauern aus, die er mit ſeinem Arm verfochten hatte, und erinnerte die Verſammlung an ſeine Verdienſte um das Vaterland. Die Menge in ihrem Mitleid eben ſo wenig von vernünftigen Triebfedern geleitet, als in ihrer Gerechtigkeit, konnte ſich nicht entſchließen, ihn im Geſicht des Capitols zu verdammen. Als er aber in den **Petelinischen** Hayn gebracht ward, wo man das Capitol nicht ſehen konnte, verdammten ſie ihn vom Tarpejiſchen Felſen herunter geſtürzt zu werden. So ward der nehmliche Platz, der der Schauplatz ſeines Ruhmes geweſen, itzt derjenige ſeiner Schande und ſeiner Strafe. Sein Haus, in dem die geheimen Verſchwörungen angezettelt worden waren, ward dem Erdboden gleich gemacht, und ſeiner Familie ward unterſagt, den Nahmen **Manlius** hinfort zu führen.

Der wohlverdiente Tod dieſes Hochverräthers ermangelte dennoch nicht, das Murren der Tribunen und des Volkes wider den Camillus, den es als das Hauptwerkzeug ſeiner Verfolgung betrachtete, zu erneuern. Nie gerecht genug um ſich ſelbſt einer Strenge ſchuldig zu wähnen, zu der ſie jedoch ihre Einwilligung gegeben hatten, fiengen ſie ſchon an, mit neuer

Nie=

Niederträchtigkeit ſich wider den würdigſten Mann im Staat zu verſchwören. Jedoch es ſchien, als wenn es dem Camillus nie an Gelegenheit fehlen ſollte, ſie zur Ehrfurcht gegen ſich zurück zu bringen. Zum ſechſtenmal, wiewohl ſehr wider ſeine Neigung, zum Kriegstribun erwählt, rückte er mit ſeinem Gehülfen **Lucius** wider die Volſcer ins Feld, letzterer ganz Ungeduld mit den Feinden zu ſchlagen, jener des andern Ungeſtüm mit weiſer Kaltblütigkeit mäßigend. Dieſe Saumſeligkeit anzugreifen, ſchrieb Lucius der Furchtſamkeit des Alters, oder wohl gar dem Neide eines Mannes zu, der keinen Jüngern ſeinen Ruhm wollte theilen laſſen; er ergriff daher, da Camillus krank zu Bette lag, die Gelegenheit, ſein Heer zum Angriffe zu führen. Aber nur zu bald fühlte er die Verwegenheit ſeines Schritts. Sein Heer begann zu weichen, und ſchon ließ alles ſich zur allgemeinen Flucht an, als Camillus, von ſeinem Bette ſich aufraffend, ſich auf ein Pferd helfen ließ, an die Spitze einer kleinen Schaar Krieger ins Schlachtfeld ſprengte, den Flüchtigen Einhalt that, und ſie mit erneuertem Grimme zurück wider ihre Verfolger führte. Die Unverzagtheit Eines Mannes verbreitete ſich durch das ganze Heer. Die Kämpfer ſammleten ſich wieder, entſchloſſen einen Feldherrn nicht zu verlaſſen, unter dem ſie ſo manchen Sieg erfochten hatten. So wurden die Feinde für diesmal zurückgeſchlagen. Am folgenden Tage erneuerte Camillus die Schlacht, ſchlug ſie aufs Haupt, und kehrte nocheinmal mit der Beute der Ueberwundenen nach Rom zurück. Aber jede auswärtige Eroberung ſchien daheim nur neuen Saamen der Zwietracht auszuſtreuen. Denn ſchon wieder begonnen die Schuldner über unerträglichen Druck zu klagen. Auch wagten die Präneſtiner, Latier von Herkunft, verſchiedene Einfälle ins römiſche Gebiet.

biet. Beydes, jene innern und dieſe äußern Unruhen zu beſchwichtigen ward **Quintius Cincinnatus** zum Dictator ernannt, der Präneſte durch Uebergabe einnahm und mit der Bildſäule des **Jupiter Triumphator** triumphirend nach Rom zurückkehrte. Die Bildſäule ſtellte er ins Capitol, ein Umſtand, der, wiewohl dem Anſchein nach von geringer Inhaltigkeit, dennoch zuerſt das Verlangen ausgebreiteter Eroberung unter den Römern weckte.

Zwey Jahr nachher brachen die Zwiſtigkeiten zwiſchen Volk und Senat mit mehr denn gewöhnlicher Heftigkeit aus. Verſchiedene Plebejer waren während der Drangſale des Vaterlandes theils durch Zufall, theils durch Fleiß und Muth zu beträchtlichen Glücksumſtänden gelanget, welche das Verlangen in ihnen weckten, nicht nur die Regierung, ſondern auch die Ehren Roms zu theilen. Schon vorhin, wie wir bereits geſehen haben, hatte das Volk nach dem Conſulat getrachtet, und der Senat hatte vermittelſt einer armſeligen Ausflucht ihm Kriegstribunen zugeſtanden, welche mit conſulariſcher Gewalt bekleidet waren. Aber dies ſchien ihren Ehrgeitz nicht mehr zu befriedigen, und die Volkstribunen erneuerten ihre Anſprüche, während der ärmere Theil der Bürger, mit Erwerbung der Lebensmittel hinlänglich beſchäftigt und von den Ehren deſſelben wenig gerührt, den Streitern ruhig zuſah. Um dieſe Zeit lebte **Fabius Ambuſtus**, ein Kriegstribun, welcher vier Töchter hatte, deren eine er an einen Patricier, die andere an einen Plebejer verheyrathete. Die Gattin des Plebejers beſuchte eines Tages ihre Schweſter, und der Anblick der Ehrenbezeugungen, die ihrer Schweſter vermöge ihres Standes wiederfuhren, erregten einen Neid in ihr, der in finſtere Schwermuth übergieng. Lange

Zeit beſchworen ihr Vater und Gemahl ſie umſonſt, ihnen die Urſache ihrer ſo ganz umgewandten Gemüthsſtimmungen zu entdecken. Endlich that ſie es, obgleich ungern. Sie zu tröſten, gab der Vater, wiewohl ſelbſt Patricier, ihr ſein Wort, daß er alles, was in ſeinen Kräften ſtünde, thun wolle, um ihr an den Würden des Staats gleichen Antheil mit ihrer Schweſter zu verſchaffen, und von der Zeit an rathſchlagte er mit ſeinem Eidam eifrigſt über die Durchtreibung des Geſetzes, daß Einer der Conſuln aus dem Volk gewählt werden ſolle. Der erſte Schritt, den ſie zur Erreichung ihrer Abſichten thaten, war der, daß der Gemahl zum Volkstribun erwählt wurde; ſodann brachten ſie ihr Geſetz in Vorſchlag, nicht allein jedoch, ſondern um den Pöbel zu gewinnen, mit ihm auch jenes alte Ackergeſetz über die gleiche Vertheilung der Ländereyen, eine Maasregel, welche wie ſie wußten, ihrem Ehrgeitz den Anſtrich der Volksliebe geben mußte. Die Streitigkeiten über dieſe beyden Gegenſtände wurden ſo heftig, daß fünf Jahre lang überall keine höchſte Obrigkeiten erwählt wurden; blos Aedilen und Tribunen regierten während dieſer Zeit, wofern das Regierung heißen kann, was eigentlich Anarchie und Verwirrung war. Dann wurden zwey Jahre hintereinander Kriegstribunen gewählt: dann erkohr der Senat einen Dictator. Camillus ward es, legte ſeine Würde aber nieder, da er das Volk bey ſeinen Anſprüchen auf das Conſulat eigenſinnig beharren ſahe. Der Senat erſetzte ſeinen Abgang zwar durch einen neuen Dictator, allein dieſe hohe Würde war nun ſo oft ohne dringende Noth beſetzt worden, daß ihr Anſehen zu ſinken begann, während die Macht der Tribunen auf ihren Trümmern immer höher emporſtieg. Des neuen Dictators Nahme war Publius Manlius; er ſcheint wenig merk-

merkwürdiges gethan zu haben, wenn wir die Wahl ſeines Magiſter Equitum des **Licinius Stolo** ausnehmen, der der erſte Plebejer war, welcher dieſe Würde bekleidete. Dieſer Stolo war es, der das Geſetz gab, daß niemand mehr denn fünfhundert Morgen Acker beſitzen ſollte, ein Geſetz, das den Patriciern und in der Folge ſelbſt dem Stolo ſchädlich ward, indem ſichs fand, daß auch er mehr Ländereyen, als ihm zukämen, beſitze, daher er denn ſeinem eigenen Geſetze zufolge geſtraft wurde.

So fuhr die Flamme innerlicher Zwietracht zwiſchen beyden Ständen unabläſſig fort zu lodern, während auswärtige Feinde ſie zwar wohl zu dämpfen, aber nie ganz auszulöſchen vermochten. Dieſe Wirkung hatte unter andern auch ein neuer Einfall der Gallier, welchen zu wehren Camillus zum fünftenmal zum Dictator erwählt ward. Die Furcht vor dieſem wilden Volke war unter den Römern damalen ſo groß, daß das Geſetz, welches die Prieſter vom Kriegsdienſte befreyete, ausdrücklich galliſche Einfälle ausnahm. Jedoch Camillus lehrte ſeine Landsleute die Mittel, ſie zu überwinden. Da er inne geworden war, daß das Schwert die fürchterlichſte Waffe dieſes rohen Volks ſey, ſo verſah er ſeine Soldaten mit eiſernen Helmen und mit Tartſchen, die mit Erz überzogen waren, und lehrte ſie zu gleicher Zeit ihrer eigenen Waffen ſich möglichſt vortheilhaft bedienen. Mittelſt dieſen machte er die Schwerter der Gallier ſo gänzlich dienſtlos, daß er in einer Schlacht neben dem Fluſſe Anio einen ſehr leichten Sieg über ſie erhielt, die Römer aber von nun an die Gallier zu verachten und über ihre vormalige Kleinmuth ſich zu wundern begannen.

Ein Sieg, wie dieſer, ſollte man glauben, müſſe den Camillus zu Rom unumſchränkt gemacht haben. Aber gerade das Gegentheil! es ſey nun Folge ſeines zunehmenden Alters oder der alles verſchlingenden Gewalt der Tribunen geweſen, auch er ſchien nachgerade jenes Anſehen zu verlieren, das er ehedem beſeſſen hatte. Mit neuer Erbitterung drang das Volk auf Theilnehmung am Conſulat; der Senat widerſtand ihm mit ſeinem gewöhnlichen Steifſinn. Da er unter Camillus Einfluß ſeine Ehre gegen die Anmaßungen des Volks am beſten behaupten zu können glaubte, ſo verbot er dieſem die Dictatur niederzulegen. Camillus gehorchte und fuhr fort die Geſchäfte zu verwalten. Mit einemmal befahlen die Tribunen, die Stimmen des Volks über ihr Lieblingsgeſetz zu ſammeln. Camillus widerſetzte ſich dem, und nun ſchickten die Verwegenen ihre Lictoren ab, um den Dictator zu greifen und ins Gefängniß zu ſchleppen. Eine ſolche Unwürdigkeit, der unverletzlichſten Perſon des Staates zugemuthet, erregte einen unerhörten Lärmen. Die Patricier, die um den Dictator ſtanden, trieben muthig die Lictoren zurück, während das untenſtehende Volk mit gleichem Grimm ſchrie: Nieder mit ihm! nieder mit ihm!

Mitten in dem allgemeinen Aufruhr blieb Camillus allein unerſchüttert. Er erſuchte die Tribunen, mit ihrem Verfahren eine kleine Weile inne zu halten, rief dann die Senatoren um ſich her und führte ſie in einen nahen Tempel, wo er ſie bat, durch zeitiges Nachgeben dem Vaterlande den Frieden wieder zu ſchenken. Dann wandte er ſich, als wenn er itzt alle weitere Bemühungen ſeinem Vaterlande zu dienen auf immer entſagen wollte, zum Capitol, und gelobte der **Eintracht** einen Tempel zu bauen, wenn es ihm

gelänge, den Staat noch einmal beruhigt zu ſehen. Der Senat gehorchte ihm und das lang beſtrittene Geſetz gieng durch, daß in Zukunft einer der beyden Conſuln ein Plebejer ſeyn ſollte. Sextus, ſeit langer Zeit ein ſehr unruhiger Volkstribun, war der erſte plebejiſche Conſul. Ihm folgte **Licinius**, der Gatte jenes Weibes, deren Neid und Ehrſucht ſo viele Unruhen veranlaßt hatte. Auch wurden um dieſe Zeit zween neue obrigkeitliche Perſonen aus den Patriciern erwählet, die **Prätoren** nehmlich, die die Stelle der Conſuln während ihrer Abweſenheit vertreten und ſowohl in bürgerlichen als Kriminalfällen der Gerechtigkeit pflegen mußten, eine Würde, die man dem Staate ſo zuträglich fand, daß die Zahl der Prätoren in der Folge bis zu ſechzehn vermehret wurde. Ferner wurden zwey **curuliſche Aedilen** geſtiftet, Staatsbediente, die von den Volksädilen ſich dadurch unterſchieden, daß jene ſich des obrigkeitlichen Stuhles und der übrigen Inſignien bedienen durften, welches dieſen nicht erlaubt war. Ihr Hauptgeſchäft beſtand in der Aufſicht über die öffentlichen Spiele und über alles Korn und allen Lebensvorrath, der in Kriegen erbeutet wurde. Nachdem Camillus ſolchergeſtalt dem Staat die Ruhe wieder gegeben hatte, hielt ers Zeit ſein achtzigjähriges Leben, welches ganz dem Dienſte ſeines Vaterlandes geweiht geweſen, und während deſſen langen Laufes er einen Heldenmuth geäußert hatte, welchen keine Gefahr erſchüttern, und einen Patriotismus, welchen auch die Undankbarkeit ſeines Volkes nicht ſchwächen konnte, in Ruhe zu endigen. Er legte ſeine Dictatur daher nieder, bauete der Eintracht den gelobten Tempel und ſtarb wenig Jahre nachher mit Hinterlaſſung des Ruhmes, ſeines Vaterlandes zweyter Stifter geweſen zu ſeyn.

Umſonſt waren inzwiſchen alle Maasregeln, die man zu Befeſtigung eines dauerhaften Friedens zwiſchen Volk und Patricier genommen hatte; ihre Zänkereyen erneuerten ſich bey jeder Gelegenheit: ſo oft neue Obrigkeiten gewählt werden ſollten, ſo bediente ſich jede Parthey alles ihres Einfluſſes, um die Wahl zu ihrem Vortheil zu lenken, und weder Ränke noch Gewalt wurden geſparet, um ihre Abſichten durchzuſetzen. So ſetzte der Senat alle auswärtige Angelegenheiten bey Seite, damit nur der plebejiſche Conſul den Ruhm nicht theilen möge. So erzwang das Volk es bald nachher durch ſeine Klagen, daß die kuruliſchen Aedilen jedes zweyte Jahr aus ihrem Mittel gewählt werden ſollten. Ja am Ende ſchwang ein Plebejer, Nahmens **Marcus Rutilius** ſich ſogar zum Dictator empor. Zum Erſatz nahmen die Patricier im folgenden Jahr dem Volk das Conſulat, nachdem es deſſen zehn Jahre genoſſen hatte, mußten es ihm aber nach vier Jähren wieder geben. Die Wahl eines Cenſors verurſachte ähnliche Feindſeligkeiten, und nach manchem Zanke ward der nehmliche Plebejer, der vorhin Dictator geweſen war, alles Widerſpruchs der Patricier ohnerachtet, zu dieſem Amt ernannt.

Wir müſſen uns jedoch nicht einbilden, als wenn die Römer während ſo vieler innerlichen Unruhen in auswärtigen Kriegen durchaus nachläſſig oder unglücklich geweſen ſeyen. Sie erhielten einen Sieg über die Hernicer, welcher dem Dictator **Claudius Craſſus**, der ihn erfochten hatte, eine Ovation verſchaffte. Einen andern gewannen ſie über die Gallier und **Quintus Pennus**; der Diktator kehrte mit Triumph nach Rom zurück. Zwey nächſtfolgende Siege wurden über das nehmliche Volk ebenfalls von zweyen Dicta-

 toren

toren erfochten, nehmlich von **Servilius Ahala** und **Sulpitius Peticus**, die beyde nach der Reihe triumphirten. Hierauf leſen wir von zweyen Diktatoren, Nahmens **Manlius Torquatus** und **Cajus Silius**, die, ohne dringende Noth gewählt, wenig thaten, und folglich das Anſehen der Dictatur nothwendig herabſetzen mußten. Dann leſen wir von einem vierten Einfall der Gallier, und von einem Triumph, welchen **Furius Camillus** als Dictator über ſie erfocht. Auch die Arunker, ein Volk, das jenſeits der volſciſchen Gränzen wohnete, wagten einige Einfälle, wurden aber vom Camillus zurück getrieben, der zu dem Ende zum zweytenmal mit der Dictatur bekleidet worden war.

Nicht bloß zur Abwehrung plötzlicher feindlicher Einfälle, ſondern auch zu weit unbedeutenderen Abſichten wurden itzt Dictatoren gewählt. So finden wir, daß während einer Peſt ein gewiſſer **Manlius Capitolinus** dieſe Würde erhalten habe, bloß um zur Hemmung der Seuche einen Nagel einzuſchlagen, ein Geſchäft, das er mit großer Feyerlichkeit vollzog, und den Nagel an der rechten Seite des Tempels des Jupiters auf dem Capitolio einſchlug. Zwey Dictatoren wurden nach einander gewählt, bloß um die **Comitien**, oder die Volksverſammlung zur Wahl eines Conſuls zu halten. Furius Camillus und Manlius Torquatus waren es, die zu dieſem wichtigen Geſchäfte erkohren wurden.

Solches waren die ſtufenweiſen Fortſchritte der Römer zwiſchen Unruhen und Aberglauben daheim, und erfolgereichen Unternehmungen auswärts. Ihre einheimiſchen Gezänke mußten ihre Kriege ihnen natürlicher Weiſe weniger läſtig machen, und ihnen ei-

nen Hang zu kriegeriſchem Ruhme einflößen. Selbſt ihr Aberglaube beförderte ihre Fortſchritte. Denn wenn die Bande der bürgerlichen Autorität ſie nicht länger halten konnten, ſo waren die Prieſter immer ſicher, ſie durch die Bande der Religion zu halten. Mit welchem unbedingten Gehorſam ſie ihren Prieſtern gehorchten, haben wir ſchon bey manchen Gelegenheiten geſehn. Wie bereitwillig ſie auf ihren Wink ſogar dem Tode trotzten, lehrt das Beyſpiel des Curtius, der um dieſe Zeit, da auf dem Markte ſich ein Schrund geöffnet hatte, von dem die Augurn behaupteten, daß er ſich nicht ſchließen würde bis die Römer ihr Köſtlichſtes hereingeworfen hätten, zu Pferde und in voller Rüſtung in den Abgrund hinab ſprang, überzeugt, daß nichts köſtlicher ſey als ächter Heldenmuth und wahrer Patriotismus. — Der Schrund, ſagen die Geſchichtſchreiber, ſchloß ſich augenblicklich, und Curtius ward nicht mehr geſehen. Dieſer Geiſt des Heldenmuths und der Religioſität hatte itzt Roms Herrſchaften ſchon um zweymal ſo weit ausgedehnt, als ſie zu den Zeiten der Könige ſich erſtreckt hatten. Dennoch hatten ſie bis itzt hauptſächlich nur mit ihren nächſten Nachbaren zu thun gehabt, ihre Kriege waren faſt einzig Vertheidigungskriege geweſen, bald aber wird ſich uns ein Schauplatz öffnen, wo wir ihren Ehrgeitz Feuer fangen und nicht eher werden erlöſchen ſehn, als bis die Gränzen des Erdbodens ſeinem Brande ein Ziel zu ſetzen ſchienen.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Kriegen mit den Samnitern und dem Pyrrhus, bis zum Anfang des erſten Puniſchen Krieges.

In dem Zeitraum, den wir itzt erreicht haben, war es dahin gekommen, daß alle Vorrechte der Patricier nur noch ein leerer Nahme waren, und Reichthum allein die Individuen auszeichnete. Rom war bis hieher ein dunkler, wenig bekannter Staat geweſen, furchtbar bloß den winzigen Völkerſtämmen um ihn her, kämpfend weniger um Eroberung als um ſeine Erhaltung. Itzt aber, da die Römer die Sabiner, Etrurier, Latier, Aequier und Volſcer überwunden hatten, begannen ſie, ſich nach größeren Eroberungen umzuſehen. Zu dem Ende richteten ſie ihre Waffen wider die **Samniter**, ein Volk, das ohngefähr hundert Meilen von Rom wohnete.

Die Samniter waren ein muthiges Volk, das von den Sabinern abſtammte und einen großen Strich des ſüdlichen Italiens bewohnte, welcher itzt den beträchtlichſten Theil des Königreichs Neapel ausmacht. Sie waren an Zahl und Kriegszucht den Römern gleich, und ſtanden wie dieſe mit einer Menge benachbarter Staaten im Bunde. Zwey ſo anmaßende Nationen, beyde gleich kriegsluſtig und gleich beutebegierig, konnten nicht lange eines Vorwandes zum Bruche ermangeln. Den Anfang machten nach der Römer Vorgeben die Samniter; dieſe bedrängten die **Sidiciner**, welche zu ſchwach, ihnen allein Widerſtand zu leiſten, die Campanier zu Hülfe riefen; aber auch die Campanier fühlten ſich ihnen nicht gewachſen und fleheten die Römer um Beyſtand an. Der Senat,

nat, um ſeinem Ehrgeitz die Farbe der Gerechtigkeit anzuſtreichen, ſchien anfangs Bedenken zu tragen, ſich wider die Samniter, ſeine Freunde und Bundesgenoſſen, zu erklären; aber das ungeſtüme Anliegen der Campaniſchen Geſandten, das Anerbieten der reichen Landſchaften, die ſie bewohneten, und mehr noch die Weigerung der Samniter, auf der Römer Vorſtellung von Verwüſtung eines Landes abzulaſſen, welches dieſe für ihr Eigenthum erklärten, beſtimmten ſie, den Krieg zu übernehmen. **Valerius Corvus** und **Cornelius** waren die beyden Conſuln, denen der erſte Feldzug in dem fürchterlichen Kampfe zwiſchen zween nebenbuhlenden Nationen anheimfiel, welcher Italien ſechzig Jahre nach einander mit Blut überſchwemmte. Valerius war einer der größten Feldherrn ſeiner Zeit. Er bekam den Zunahmen **Corvus** von dem ſeltſamen Umſtande, daß ein Rabe ihm in einem Zweykampf beygeſtanden hatte, in welchem er mit einem Gallier von rieſenmäßiger Größe focht, und ihn zu Boden ſtreckte. Sein Gehülfe ward angewieſen ein Heer nach **Samnium**, der Hauptſtadt des Landes, zu führen, während Corvus **Capuen**, der Hauptſtadt Campaniens, zum Entſatz geſchickt wurde. Nie gab es einen Feldherrn, der fähiger geweſen wäre zu befehlen. Mit seltener natürlicher Stärke und Athletiſcher Leibesgeſtalt verband er die einſchmeichelndeſten Sitten; er war der trotzigſte und zugleich gutherzigſte im Heer; er gieng mit dem gemeinſten Soldaten um wie Freund mit Freunde, und wußte ſie zugleich aufs pünktlichſte zu ihrer Pflicht anzuhalten. Unter einem ſolchen Feldherrn mußten ſolche Krieger, durch ihr neuliches Unglück abgehärtet, unüberwindlich ſeyn. Die Samniter waren das tapferſte Volk, mit dem ſie ſich bis itzt gemeſſen hatten, und der Streit dieſer beyden Nationen zeichnete ſich durch die hart-

näckigſte Entſchloſſenheit aus. Aber Roms Glück ſiegte. Die Samniter flohen, und geſtanden, daß ſie der Römer grimmigen Blick und feuerſchleudernde Augen nicht ertragen könnten. Weniger glücklich war anfangs der andere Conſul; denn da er unbeſonnener Weiſe ſein Heer in Engen geführt hatte, lief er Gefahr abgeſchnitten zu werden, wenn nicht Decius, ein Tribun des Heeres, ſich in Beſitz eines Hügels geſetzt hätte, der den Feind beherrſchte. So auf beyden Seiten angegriffen, mußten die Samniter die Flucht nehmen, nachdem ihrer dreyßig Tauſend auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

Bald nachher erſuchten die Einwohner von Capua die Römer um eine Beſatzung, die ſie für den Winter vor ihren Feinden ſchützen könnte. Ihr Verlangen ward zugeſtanden, wiewohl Capua ſchon damalen in dem üblen Rufe ſtand, daß es der Kriegszucht gefährlich ſey und ſeine Beſchützer entmanne. — Auch die römiſche Beſatzung machte dieſe Erfahrung. Die Wollüſte des Ortes, und die Befriedigung aller ihrer Leidenſchaften lähmte nicht nur ihren Muth, ſondern ermordete ſelbſt ihre Tugend. Sie faßten den Entſchluß, die Einwohner zu vertilgen, und die Stadt für ſich zu behalten. Dies ſchwarze Vorhaben theilten ſie ihren in andern Theilen des Landes zerſtreuten Kameraden mit, die begierig an demſelben Theil nahmen. Glücklicher Weiſe erfuhren die Anführer die Verſchwörung. Voll Abſcheu vor einer ſolchen Niederträchtigkeit, führten dieſe die Legionen ſogleich ins Feld, und erhielten ſie in beſtändiger Bewegung, um ſie ihres treuloſen Plans vergeſſen zu machen. Aber itzt fürchteten dieſe ausgearteten Krieger die verdiente Strafe, empörten ſich, vereinigten ihre zerſtreuten Geſchwader und zogen geradesweges auf Rom los.

Eine Zeitlang blieben ſie ohne Führer, da niemand kühn oder niederträchtig genug war, ein Heer führen zu wollen, deſſen Zuſammenrottung Verrätherey war. Endlich zwangen ſie den **Quintus**, einen alten und erfahrnen Krieger, der itzt auf dem Lande wohnte, ihr Oberhaupt zu ſeyn; und fortgeriſſen, mehr von ihrer Wuth als von ihrem Anführer, rückten ſie der Stadt bis auf zwey Meilen nahe. So ein fürchterlicher Feind vor den Thoren beunruhigte den Senat nicht wenig. **Valerius Corvus** ward unverzüglich zum Dictator erwählt, und mit einem ſchleunig aufgebrachten Heer den Aufrührern entgegen geſchickt. Schon ſtanden beyde Heere gegen einander über, Vater und Sohn und die theuerſten Freunde ſahen ſich in grauſamer Nothwendigkeit, einander angreifen und wechſelſeitig morden zu ſollen.

Jeder anderer Feldherr, als Corvus, würde dem Bürgerkriege freyen Spielraum gelaſſen haben; allein Corvus, der ſeinen Einfluß auf die Soldaten kannte, legte jede Miene und jedes Zeichen von Feindſeligkeit bey Seite, und gieng zutraulich zu den Aufrührern, als verlange es ihm, ſeine alten Bekannten noch einmal wieder zu umarmen. Meine Tapferkeit zu zeigen, rief er, hab ich Gelegenheit genug gehabt. Nichts mangelt mir, als der Ruhm, auch Frieden ſtiften zu können. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen ſetzen, meine Freunde. Ihr könnt gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus ſtrenge ſeyn werde, er, der nie etwas dem Senat vorgeſchlagen hat, was eurem Vortheil entgegen war. Ihr könnt nicht glauben, daß derjenige ſtrenge ſeyn wird, der immer am ſtrengſten gegen ſich ſelbſt war. Was ihr aber auch thun möget, ſo bin ich entſchloſſen, zu handeln, wie mir ziemet; zieh' ich mein Schwert, ſo ſoll es nicht eher geſchehen, als bis ihr das eurige gezogen habt; muß Blut fließen

ßen, ſo ſollt ihr das Blutvergießen beginnen. — Aber wen denkt ihr zu vertilgen? Eure Feinde? Die Samniter? Die Volſcer? Nein eure Väter, Brüder, Kinder und Mitbürger. — Doch das ſey fern von euch! Du Quintus, wenn du wirklich Rädelsführer bey einer ſo verabſcheuungswürdigen Unternehmung biſt, ſo trag dein Begehren mit Vernunft vor, und wir werden zu ſchonen und zu erhören wiſſen." Das ganze Heer ſchien durch dieſe Vorſtellungen erſchüttert; Quintus, ihr Wortführer, verlangte bloß uneingeſchränkte Verzeihung ihres Aufſtandes; für ſich ſelbſt hatte er, der unſchuldig an ihrer Verſchwörung war, keine Urſache, Vergebung zu erflehen. So ward eine Empörung, die Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und die Mäßigung eines Feldherrn geſtillt, der ſeinen Stolz darinnen ſetzte, leutſelig gegen ſeine Freunde und fürchterlich nur ſeinen Feinden zu ſeyn. Die Aufrührer wurden begnadigt, und der Dictator, der grade auswärts nichts zu thun fand, legte ſeine Würde nieder.

Nachdem hierauf der Krieg wider die Samniter eine Zeitlang mit abwechſelndem Glücke geführt worden war, ward ein Friede geſchloſſen, der den Latiern und Campaniern ſo unbillig ſchien, daß ſie die Fahne des Aufruhrs erhoben. Die Latier inſonderheit trieben den Uebermuth ſo weit, daß ſie unter keinen Bedingungen Friede machen wollten, es ſey denn, daß die Hälfte des Senats und einer der Conſuln aus ihrer Mitte gewählt würde. Anfangs ſuchten die Römer ſie durch gelinde Mittel von ihrem Vorſatze abzulenken; da ſie aber, dieſe Gelindigkeit für Feigheit nehmend, auf ihrem Trotz beharrten, mußten jene zu ernſteren Maasregeln ſchreiten, und die Conſuln **Manlius Torquatus** und **Decius Mus** wurden abgeſchickt,

ſchickt, um in ihrem eigenen Lande ſie zu züchtigen. Die Latier ſäumten nicht die beſten Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Von gleicher Erbitterung beſeelt, trafen beyde Heere bald auf einander, und lieferten ſich eine blutige und hartnäckige Schlacht. Bey dieſer Gelegenheit entfaltete die römiſche Mannszucht und der erſtaunliche Patriotismus dieſes ſeltenen Volkes ſich auf eine Weiſe, die mehr das Erſtaunen als die Bewunderung der Nachwelt erregt. Da die Latier und Römer, als benachbarte Nationen, an Kleidung, Waffen und Sprache einander gleich waren, ſo bedurft es der ſtrengſten Mannszucht, um Unordnungen im Gefecht zu verhüten. In dieſer Hinſicht ließ der Conſul den Befehl ergehen, daß kein Krieger unter keinerley Vorwand ſich unterſtehen ſollte, aus ſeinen Gliedern zu rücken, und daß der, der dieſen Befehl überſchritte, auf der Stelle mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Die beyden Heere ſtanden in Schlachtordnung einander gegenüber. Mit jedem Augenblick erwarteten ſie die Loſung zum Angriff, als **Metius**, der Feldherr der Feinde, aus ſeinen Linien trat und irgend einen römiſchen Ritter zum Zweykampf herausforderte. Eingedenk des Verbotes ihres Feldherrn, und ſich ſcheuend es zu übertreten, regte ſich eine Weile kein Menſch. Allgemeine Verzagtheit ſchien des römiſchen Heeres ſich bemächtigt zu haben, bis endlich der feurige **Titus Manlius**, des Conſuls Sohn, unfähig den Hohn des Herausfordernden zu dulden, kühnlich wider ihn hervortrat. Die Krieger beyder Heere verſchoben das Handgemenge eine Weile, um Zeugen des merkwürdigen Kampfes zu ſeyn. Mit verhängtem Zügel rannten die Kämpfer auf einander ein; Metius verwundete ſeines Gegners Streitroß im Nacken; Manlius aber ſtreckte mit beſſerem Glück das ſeinige todt zu Boden; der gefallene Latier ſuchte,

auf

auf ſeinen Schild ſich ſtützend, ſich wieder aufzuhelfen, aber Manlius hieb ſo gewaltig auf ihn ein, daß er bald entſeelt auf dem Kampfplatze niederſank. Dann beraubt' er ihn ſeiner Rüſtung und kehrte triumphirend zu dem Conſul ſeinem Vater zurück, der ſich mit Vorbereitung und Anordnungen zur bevorſtehenden Schlacht beſchäftigte.

So lauten Beyfall dem jungen Helden auch ſeine Mitſoldaten zugejauchzt hatten, ſo ahndete ſeinem Herzen von dem Empfange ſeines Vaters dennoch wenig Gutes. Halb hoffend, halb fürchtend nahte er ſich zu ihm, legte den Raub des beſiegten Feindes zu ſeinen Füßen, und äußerte mit beſcheidener Miene, daß was er gethan, bloß Wirkung angeerbter Tugend wäre. Aber ach wie ſchrecklich ward er ſeines Irrthums inne, als der ſtrenge Vater ſeinen Blick von ihm weg wand, ihn vor die Stirne des Heeres zu führen befahl. Hier ſprach er mit finſterm Ernſt, und zwiſchendurch hervorbrechenden Thränen zu ſeinem unglücklichen Sohne: Titus Manlius, da du weder die Würde des Conſulats, noch die Gebote deines Vaters geehret haſt, da du die Schranken des kriegeriſchen Gehorſams gebrochen und dem ganzen Heer ein böſes Beyſpiel gegeben haſt, ſo ſetzeſt du mich in die fürchterliche Nothwendigkeit, entweder meinen Sohn oder mein Vaterland aufzuopfern. Laß jedoch in dieſer ſchrecklichen Enge uns nicht lange ſchwanken. Schön aufgeopfert ſind tauſend Leben für eine ſolche Sache. Ich weiß, du weigerſt dich nicht zu ſterben, wenn dein Vaterland die Früchte deines Todes erndten ſoll. Geh' Lictor binde ihn, und ſein Tod ſey euch allen Warnung. — Ein Schauder ergriff das Heer bey dieſem fürchterlichen Befehl; das Entſetzen feſſelte eine Weile ihren Geiſt und ihre Zunge. Als

ſie das Haupt des jungen Helden abgeſchlagen, und ſein Blut auf den Boden ſtrömen ſahen, ſtieg das Getöſe ihrer Verwünſchungen und ihres Jammers himmelan. Der Leichnam ward zum Thore hinausgeführt, und, mit dem Raube des bezwungenen Feldherrn geſchmückt, mit aller Pracht kriegeriſchen Leidtragens beſtattet.

Mittlerweile hatte die Schlacht begonnen; die beyden Heere, die ſonſt unter einerley Fahnen geſtritten hatten, fochten mit aller Erbitterung des Bürgerkrieges. Die Latier verließen ſich hauptſächlich auf ihre körperliche Stärke, die Römer auf ihren unüberwindlichen Muth. Schaaren, die einander ſo ganz gewachſen waren, ſchienen, um der Schaale des Sieges den Ausſchlag zu geben, nur des Beyſtandes der Götter zu bedürfen, und in der That hatten die Augurn vorhergeſagt, daß, was immer für ein Theil des römiſchen Heeres ins Gedränge käme, der Befehlshaber dieſes Theils ſich den Göttern weihen, und für ſein Vaterland ſterben ſolle. Lang' blieb die Schlacht unentſchieden, dann ſchien es als wenn der linke Flügel der Römer werde weichen müſſen. Hier ſtritt **Decius**. Unverzüglich beſchloß er fürs Vaterland ſich aufzuopfern und ſein Leben hinzugeben, ein Sühnopfer zu Rettung ſeines Heeres. Mit lauter Stimme rief er dem Manlius ſeinen Entſchluß zu, und verlangte von ihm, der zugleich Hoherprieſter war, Anweiſung, mit welcher Feyerlichkeit und welchen Formeln er ſich weihen müſſe. Manlius unterwies ihn, und nun legt' er ein langes Gewand an, verhüllte ſein Haupt, ſtellte ſich mit ausgeſtreckten Händen auf einen Wurfſpies und weihte ſein Haupt den Göttern des Himmels und der Unterwelt für die Rettung Roms. Dann rüſtete er ſich wieder, ſtieg zu Pferde, und

ſprengte,

ſprengte ins Dickigt der Feinde, wo er Tod und Verderben rings um ſich her verbreitete, bis er mit Wunden bedeckt todt zu Boden fiel. Dieſe heldenmüthige Aufopferung betrachteten die Römer, als Unterpfand ihres Sieges. Den nicht minder abergläubigen Latiern lähmte ſie allen Muth; ſie wankten, wichen, flohen; die Römer folgten ihnen auf den Ferſen, und das Blutbad war ſo groß, daß kaum ein vierter Theil des Heeres die Niederlage überlebte. Dies war die letzte Schlacht von Erheblichkeit, welche die Latier mit den Römern hatten. Sie wurden gezwungen um Friede zu bitten, und erhielten ihn auf ſehr harte Bedingungen. Zwey Jahre nachher ward ihre ſtärkſte Stadt Pädum eingenommen und ſie wurden der römiſchen Macht gänzlich unterworfen.

Noch waren die Samniter unbezwungen. Es hatten zwar die Römer vor einiger Zeit einen Frieden mit ihnen geſchloſſen, aber keiner beyder Theile ſchien ſonderlich geneigt zu ſeyn, ihn zu halten. Der Beyſtand, welchen die Samniter den Campaniern leiſteten, dieſem wankelmüthigen Volk, welches erſt die Römer um Schutz wider die Samniter angeſprochen hatte, und nun dieſe um Schutz wider die Römer bat, erneuerte einen Krieg, der zwar durch häufige Verträge und Waffenſtillſtände unterbrochen ward, jedoch nicht eher als mit dem Untergange einer oder der andern der beyden kriegenden Völkerſchaften enden zu wollen ſchien. Welche von beyden das Schickſal treffen würde, blieb eine Zeitlang unentſchieden. Denn wiewohl die Samniter im Durchſchnitt gewöhnlich den kürzern zogen, ſo traf die Römer doch um dieſe Zeit ein Unfall, vor dem ihr gewöhnliches gutes Glück ſie bisher noch immer geſichert hatte, und der die Schaale deſſelben auf eine Zeitlang auf die

Seite des Feindes lenkte. Da der Senat den Samnitern den Frieden abgeſchlagen hatte, ſo beſchloß ihr Feldherr **Pontus**, durch Kriegsliſt zu gewinnen, was er im ofnen Felde ſo oft verloren hatte. Er führte ſein Heer in einen engen Paß, Nahmens **Caudinum**, beſetzte alle Außenlinien deſſelben, und ſchickte dann zehn ſeiner Soldaten, wie Schäfer verkleidet, mit der Anweiſung fort, ſich den Römern wie von ohngefähr in den Weg zu werfen. Alles gieng wie ers wünſchte. Die vermeintlichen Hirten wurden aufgefangen, der Conſul fragte ſie, welches Weges die Samniter gezogen ſeyen, und ſie antworteten mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit: nach **Luceria**, einer Stadt in **Apulien**, die ſie zu belagern Willens ſeyen. Der römiſche Feldherr beſchloß ſogleich, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Ohne die Schlinge zu ahnden, die ihm gelegt wurde, wählte er den kürzeſten Weg, der gerade durch jene Engen führte, und ward ſeines Irrthums nicht eher inne, als bis er das Heer umringt und auf allen Seiten eingeſchloſſen fand. Kaum war Pontus ſeines Streichs gewiß, als er zu ſeinem Vater **Herennius** ſchickte und ihn fragen ließ, wie er in dieſer Lage ſich zu verhalten habe. Der alte ſchlaue Samniter, der wohl wußte, wie hohen Sinnes die Römer ſeyen, und daß man einen trotzigen Feind entweder durchaus zermalmen oder durchaus gewinnen müſſe, rieth ſeinem Sohne, entweder alle ohne Unterſchied nieder zu machen, oder alle ohne Beſchimpfung und Beleidigung los zu geben. Eine dieſer beyden Maasregeln, fügte er hinzu, ſey durchaus nothwendig, die erſtere möchte ſie außer Stand ſetzen, fernere Feindſeligkeiten zu üben, die leztre würde ihnen eine Verpflichtung auflegen, der ſie ſich nie entbürden könnten. Dieſer Rath, wiewohl der klügſte, der ſich erdenken ließ, ward verworfen und ein Mittelweg gewählt, der wohl dienen

konnte, die Römer zu erbittern, nicht aber ſie zu bezwingen. Pontus zwang das ganze Heer, nach Ablegung ſeiner Oberkleider unterm Joche hindurch zu gehen, ließ ſie ſchwören, daß ſie unverzüglich das Gebiet der Samniter verlaſſen und hinfort mit ihnen Friede halten wollten, und ſchickte ſie ſodann ſicher und wohlbehalten nach Hauſe.

Beſchimpft, entwaffnet, entkleidet und brennend vor Begierde, den unerträglichen Schimpf wieder auszulöſchen, rückten die Römer in Capua ein. Als ſie zu Rom anlangten, gerieth die Stadt über eine ſo ſchimpfliche Heimkunft in die tödtlichſte Beſtürzung. Wuth und Rache ſpiegelten ſich auf allen Geſichtern, während die unglücklichen Urheber der ſchmachvollen Geſchichte ſich in ihren Häuſern verſteckten und die nothwendigen Pflichten ihres Amtes zu verwalten ſich weigerten. Ein Dictator ward gewählt, der, nichts zweckmäßiges zu thun findend, ſein Amt niederlegte, und ſo blieb die Stadt eine Zeitlang ohne Oberhaupt, verſunken in Schmerz und Unwillen, und in aller Unthätigkeit des tiefſten Grams.

Jedoch das Uebel war nicht unheilbar. Der Ruhm des Staats hatte gelitten, keinesweges aber ſeine Macht. Man erwartete nur einen Vorwand, um einen Vertrag zu brechen, zu dem das Heer lediglich gezwungen war. Die beyden Conſuln, die ihn bewilligt hatten, beſchloſſen ſich deshalb zu beſtrafen und überlieferten ſich dem Feinde. Aber Pontus bemerkte mit Recht, daß das Leben zweyer Männer kein Erſatz für das Leben eines ganzen Heeres ſey, verwarf ihre Genugthuung und ſchickte ſie mit großen Ausrufungen über Roms Treuloſigkeit zurück. Der Krieg ward demnach erneuert, und da die Samniter in verſchiedenen Schlachten geſchlagen wurden, ſo begegneten ihnen die Römer auf eben die Art, wie jene ihnen

begegnet

begegnet hatten. Ein Waffenſtillſtand folgte und nach deſſen Ablauf wieder ein Krieg, der mehrere Jahre hindurch dauerte und die Macht der Samniter ſichtbarlich ſchwächte, während die Römer mit jedem Siege neues Zutrauen gewannen. Unter Papirius Curſor, der zu verſchiedenen Zeiten Conſul und Dictator geweſen war, wurden wiederholte Triumphe gewonnen. Auch **Fabius Maximus** that in dieſem Kriege ſich hervor, und **Decius** der Sohn **des Decius**, der ſich ohngefähr vierzig Jahr vorher für ſein Vaterland aufgeopfert hatte, folgte ſeines Vaters Beyſpiel, und rettete, ins Gedränge der Feinde ſich ſtürzend, die Leben ſeiner Mitbürger auf Koſten ſeines eigenen. Unbegreiflich wäre es, wie die Samniter der römiſchen Macht ſo lange hätten widerſtehen können, wenn wir nicht wüßten, daß ſie von allen Staaten umher wären unterſtützt worden, die theils durch die Bande des Eigennutzes, theils durch die Eiferſucht über Roms wachſende Größe mit ihnen verbunden waren. Die **Tarenter**, die **Lucaner**, die **Thurier** und alle ſüdlichen Völker Italiens nach der Reihe, ſchickten ihnen Hülfstruppen, die die Fortſchritte der Eroberer ein wenig hemmten. Doch dieſe Hemmung war von kurzer Dauer. Beyde, ſie und die Samniter, ſahen ſich nach wiederholten Niederlagen ihrer Städte und des größten Theils ihrer Länder beraubt, ſie fanden ihre Kräfte erſchöpft, zweymalhunderttauſend ihrer beſten Krieger in Schlachten aufgerieben und die noch übrigen durchaus unfähig, den Eroberern die Spitze zu bieten. Gänzlich außer Stande ſich ſelbſt länger zu vertheidigen, ſahen ſie ſich alſo, wollten ſie ihr Vaterland anders vom bevorſtehenden Unglücke retten, genöthigt, eine fremde Macht um Beyſtand anzuſprechen, und **Pyrrhus**, König von Epirus, war derjenige, an den ſie ſich wandten.

Pyrrhus, ein König von großer Tapferkeit, Macht und Ehrbegierde, hatte ſich ganz nach **Alexandern**, ſeinem großen Vorgänger, gebildet. Er ward für den erfahrenſten Feldherrn ſeiner Zeit gehalten, ſo wie ſein Heer für das beſtgeübteſte und diſciplinirteſte des Erdbodens. Jtzt alſo ſollten die Römer nicht länger mit unordentlichen und rohen Schwärmen kämpfen, die, zur Zeit der Noth zuſammen gerafft, kein Hülfsmittel des Sieges kannten, als ihre eigene Tapferkeit. Sie ſollten mit einem Heer ſich meſſen, das unter den verfeinertſten Völkern der damaligen Welt angeworben, unter dem größten Feldherrn gebildet und von einem Befehlshaber von geprüften Verdienſten angeführet wurde. Die Tarenter waren es eigentlich, die ſich zuerſt an den Pyrrhus gewandt hatten; im Nahmen der untergehenden Staaten Jtaliens beſchworen ſie ihn, ſie von dem drohenden Verderben zu retten, und er verſprach zu kommen. Vorläufig ſandte er ihnen einen Haufen von dreytauſend Mann unter Anführung des **Cineas**, eines erfahrnen Kriegers und Schülers des großen **Demoſthenes**. Er ſelbſt ſäumte nicht ihm zu folgen. Mit einem Heer von dreytauſend Reutern, zwanzigtauſend Mann Fußvölker und zwanzig Elephanten, in welche Thiere die Feldherrn jener Zeit anfiengen großes Zutrauen zu ſetzen, gieng er zur See, brachte aber nur einen kleinen Theil dieſer Macht nach Jtalien, indem ein Sturm den größten Theil ſeiner Schiffe zerſtreute, viele auch durchaus zu Grunde richtete.

Nach ſeiner Ankunft in Tarent ließ er ſich vorzüglich angelegen ſeyn, das Volk, dem er zu Hülfe gekommen war, zu reformiren. Erſtaunt über die gänzliche Sittenverderbniß dieſer ſchwelgeriſchen Stadt, deren Einwohner mehr mit den Freuden

Badens, Schmauſens und Tanzens als mit kriegeriſchen Uebungen beſchäftiget waren, ließ er alle Orte der öffentlichen Beluſtigung verſchließen, und alle Zeitvertreibe, die den Krieger verweichlichen und entnerven, zugleich unterſagen. Dieſes Volk hatte die Gewohnheit, ſich an ſeinen Oberhäuptern durch witzige Einfälle zu rächen; es ſchonte ſeinen Reformator nicht. Pyrrhus erfuhr es und ließ einige der Spötter vor ſich fordern. Die ſinnreiche Art, mit der ſie ihre Vergehung eingeſtanden, hinderte ihn jedoch ſie zu ſtrafen: „Ja, ſagten ſie, wir haben das alles wider dich geſagt, und wir würden ungleich mehr geſagt haben, wenn unſer Wein nicht ausgegangen wäre.“ Wiewohl er nun dieſen Spasvögeln lachend vergab, ſo nahm er doch die behutſamſten Maasregeln, um ſich wider den wohlbekannten Wankelmuth dieſes Volks zu ſichern, ſchickte ſeinen Sohn zur Stadt hinaus und entfernte alle, die er am fähigſten hielt, Aufruhr anzurichten. Mittlerweile thaten die Römer alles, was die Klugheit erforderte, um dieſem furchtbaren Feinde Widerſtand zu leiſten. Mit einem zahlreichen Heer ward **Lävinus** abgeſchickt, um ſeine Fortſchritte zu hemmen. Pyrrhus, deſſen Heer noch nicht ganz herüber war, bereitete ſich ihm zu begegnen, ſchickte aber vorläufig einen Geſandten zu ihm, durch den er um Erlaubniß bat, zwiſchen den Römern und Tarentern vermitteln zu dürfen. Mit faſt zu vielem Selbſtgefühl ſagte Lävinus, er ſchätze ihn weder als Vermittler noch fürcht' er ihn als Feind, leitete ſeinen Geſandten durch das ganze Lager, und hieß ihn, was er ſähe ſorgfältig merken und ſeinem Herrn wieder berichten.

Da ſolcher Geſtalt der Krieg auf beyden Seiten erklärt war, rückten die Heere einander entgegen und

lagerten ſich jedes im Geſicht des andern an den beyden Ufern des Fluſſes Liris. Pyrrhus, der nicht nur in der Wahl ſeines eigenen Lagerplatzes äußerſt vorſichtig war, ſondern auch des Feindes ſeinen aufs genaueſte zu beobachten pflegte, ſah' mit Verwunderung die Lagerungsweiſe der Römer. Dieſe Barbaren, ſprach er zu einem ſeiner Vertrauten, ſehen mir ganz und gar nicht als Barbaren aus, und nur zu bald fürcht' ich, werden wir ihre Thaten ihrem Muthe zuſagend finden. Dann hieß er einen Theil ſeines Heeres ſich längſt dem Fluſſe lagern, bereit zu ſchlagen, im Fall der Feind verſuchen ſollte, vor Ankunft ſeines ganzen Heeres über die Furthen des Fluſſes zu ſetzen. Seine Erwartung trog ihn nicht. Mit allem Ungeſtüm der Unerfahrenheit gebot der Conſul über den Fluß zu ſetzen, und der epiriſche Gewalthaufen ward nach einigem vergeblichen Widerſtande gezwungen ſich zum Hauptheere zurück zu ziehen. Pyrrhus, der Römer raſches Vordringen gewahrend, hoffte anfangs ihre Reuterey abzuſchneiden, bevor ſie von dem Fußvolk, das noch nicht herüber war, unterſtützt werden könnte, und drang an der Spitze einer auserleſenen Schaar Reuter auf ſie ein. Ganz ſeines großen Rufes würdig zeigte er ſich bey dieſer Gelegenheit; immer an der Spitze ſeiner Krieger führte er ſie itzt mit Feuer zum Angriff, milderte dann ihre Hitze mit weiſer Kaltblütigkeit, focht itzt wie ein gemeiner Krieger, lenkte dann die Schlacht wie der erfahrenſte Feldherr, und vereinigte durchgehends die höchſte perſönliche Tapferkeit mit nie ermattender Gegenwart des Geiſtes. Ausgezeichnet durch den Adel ſeines Anſtandes und durch den Reichthum ſeiner Rüſtung, riß er überall den Strudel des Gefechts um ſich zuſammen. In der Mitte des Handgemenges fiel ſein Pferd. Eiligſt wechſelte er ſeine Rüſtung mit ſeinem

nem Gefährten und begab ſich in eine andere Gegend des Schlachtfeldes, die ſeine unmittelbare Gegenwart erforderte. Mittlerweile hieben die römiſchen Reuter unverdroſſen auf ſeinen Begleiter ein, den ſie für den König hielten, erſchlugen ihn endlich, und brachten ſeine Rüſtung zum Conſul. Sogleich verbreitete durch beyde Heere ſich das Gerücht, der König ſey erſchlagen; die Griechen wurden vom plötzlichen Schrecken ergriffen; die Römer frohlockten als des Sieges itzt ſicher. Allein mit einemmal erſchien Pyrrhus barhaupt unter den Vorderſtreitern ſeines Heeres, rief aus, er lebe noch, und flößte den Seinigen neues Leben ein. Itzt endlich waren die römiſchen Legionen über den Fluß gekommen und das Schlachtgedränge wuchs. Die Griechen fochten mit dem Bewußtſeyn ihres alten Ruhmes, die Römer mit heißem Eifer neuen zu gewinnen. Nie hatte man vormalen Völker von ſo ungleicher Kriegsweiſe mit einander kämpfen ſehen, und bis auf den heutigen Tag iſt es noch nicht entſchieden, ob der griechiſche **Phalanx** oder die römiſche **Legion** den Vorzug verdienten. Lang ſchwankte die Schlacht. Siebenmal hatten die Römer den Feind zurückgetrieben. Endlich hieß Pyrrhus mit den Elephanten vorrücken und dieſe entſchieden den Tag. Die Römer, die nie vorher Geſchöpfe von ſolcher Größe geſehen hatten, geriethen über die fürchterliche Geſtalt und über die Kaſteele voll gerüſteter Männer, die ſie auf dem Rücken trugen, in das alleräußerſte Erſtaunen. Nicht ſowohl Thiere ſchienen ſie ihnen zu ſeyn, die zum Kampfe abgerichtet wären, als vielmehr Ungeheuer, von denen ſie mit Haut und Haar würden aufgefreſſen werden. Dies war ihrem Muth zu arg, zudem theilten die Pferde ihre Beſtürzung; unfähig, weder den Anblick noch den Geruch der ſchrecklichen Thiere auszuhalten, wur-

den ſie wild, warfen ihre Reuter ab und füllten die Glieder mit Verwirrung; da ſahe Pyrrhus, daß der Tag ſein ſey, ließ die vortreffliche Theſſaliſche Reuterey den ſchon in Unordnung gebrachten Feind angreifen, und nun ward die Flucht allgemein. Fürchterlich war das Menſchengemetzel in dieſer Schlacht. Funfzehntauſend brave Römer blieben auf dem Wahlplatz, gefangen wurden nur achtzehnhundert. Auch waren die Sieger in keinem viel beſſern Zuſtande. Ihrer dreyzehntauſend deckten das Schlachtfeld und Pyrrhus ſelbſt war verwundet. Erſt die folgende Nacht machte dem Blutvergießen ein Ende, und Pyrrhus rief mitten in den Glückwünſchen ſeiner Freunde finſter ahndend aus: Noch einen ſolchen Sieg, und wir ſind verloren! Am folgenden Tage beſah er das Schlachtfeld und konnte nicht umhin den Leichnamen der gefallenen Römer die aufrichtigſte Bewunderung zu zollen. Alle ihre Wunden waren vorn. Noch im Tode trug jedes Antlitz die Züge des Trotzes und einer edeln Entſchloſſenheit, die Ehrfurcht einflößte. Krieger, wie dieſe, waren dieſem kriegeriſchen Abentheurer noch nicht vorgekommen. Ach, rief er aus, mit welcher Leichtigkeit würd' ich die Welt erobern, wenn ich die Römer zu Soldaten, oder die Römer mich zu ihrem König hätten. So viel Gerechtigkeit gegen Feinde gefiel den Römern höchlich; mehr aber noch die Höflichkeit und Menſchlichkeit, mit der er die Gefangenen behandelte. Leutſeligkeit gegen Gefangene war eine Stuffe der Verfeinerung, die die Römer noch von den Griechen zu lernen hatten, aber es bedurfte auch nur Eines verbeſſernden Winkes, es ſey in den Sitten oder im Kriege, um dieſes edle Volk augenblicklich zur Nacheiferung zu entflammen.

Geſchlagen waren nun die Römer zwar, aber nicht bezwungen. Vielmehr ergänzten ſie ihr Heer

in aller erdenklichen Eil, und rüſteten ſich dem Sieger Einhalt zu thun, der von den ſüdlichen Staaten Italiens itzt geradesweges auf Rom losrückte. Er war jedoch noch immer nicht Willens, die Republik aufs Aeußerſte zu treiben. Unterrichtet von den großen Zurüſtungen, die ſie träfen, erwog er, daß nach einer gewonnenen Schlacht mit dem Feinde ſich am beſten unterhandeln laſſe; und beſchloß ſeinen Freund Cineas, den Redner, an ſie abzuſchicken und dieſen alle ſeine Kunſt verſuchen zu laſſen, um ſie zum Frieden zu bewegen. Der verſchlagene Grieche übernahm den Auftrag mit Freuden. Er eilte nach Rom, und fieng ſeine Unterhandlungen mit Angriffen auf die römiſche Redlichkeit an, die er in der Perſon der angeſehenſten Senatoren und ſogar ihrer Frauen durch Geſchenke, ſo er ihnen im Nahmen ſeines Königs überreichte, zu erſchüttern hofte. Allein dies war das Zeitalter der römiſchen Tugend. Die Senatoren weigerten ſich, Verehrungen anzunehmen, durch die man ſie zu Verräthern des Vaterlandes ſchien erkaufen zu wollen, und die Frauen blieben hinter der edelmüthigen Uneigennützigkeit ihrer Eheherrn keinesweges zurück. Sie hießen ihn, ſeine Kleinodien ſeinem Herrn wieder mit nehmen, die ſie itzt als Beſtechung betrachten müßten, und erſt dann würden annehmen dürfen, wenn der Senat denſelben ſeiner Freundſchaft würde gewürdiget haben.

In der That hatte Rom keine Periode gehabt, in welcher ſeine bürgerlichen ſowohl als kriegeriſchen Tugenden einen helleren Glanz geworfen hätten als eben dieſe. Die Senatoren, deren Vermögen durch das letzte Geſetz ſehr zuſammen geſchmolzen und den Volksumſtänden näher gebracht worden war, fiengen an ihre Auszeichnung bloß in der Tugend zu ſuchen und jene Reichthümer zu verachten, die ſie doch nicht

in dem Grade aufzuthürmen hoffen durften, daß ſie durch ſie über den Pöbel hervorgeragt hätten. Solchergeſtalt fand Cineas die Römer gegen alle ſeine geheime Künſte unverwundbar; nichts blieb ihm übrig als ſein Gewerbe öffentlich vorzutragen. Er that es in voller Rathsverſammlung. Er begann mit Lobpreiſungen des Muthes und der Milde ſeines Herrn, ſeiner Vorliebe für tapfere Männer, und ſeiner beſondern Achtung für die Römer. Dann verbreitete er ſich über die Segnungen des Friedens und über die glückliche Gelegenheit, die ſich zu Wiederherſtellung deſſelben den Römern darböte. In ſeines Herrn Nahmen erbot er ſich, die in der letzten Schlacht gemachten Gefangenen ohne Löſegeld loszugeben, und den Römern bey jeder künftigen Ereigniß beyzuſtehen, wogegen er nichts anders verlangte als nur Bündniß und Freundſchaft der Römer, und Erlaubniß die Tarenter in den Vergleich mit einzuſchließen. Solche Anerbietungen mit ſolcher Beredſamkeit vorgetragen, machten ſichtbaren Eindruck auf die Verſammlung. Aller Herzen ſchienen für den Antrag des Königs gewonnen zu ſeyn, und in der Stadt redete man vom Frieden als von einer ausgemachten Sache. In dieſer Lage der Dinge ließ **Appius Claudius**, ein bejahrter und vom hohen Alter ſchon erblindeter Senator, der längſt den Staatsgeſchäften entſagt hatte, ſich in einer Sänfte in die Sitzung tragen. Erſtaunt, einen Mann noch einmal unter ſich zu ſehen, welchen von einem ihm ſo beſchwerlichen Schritte tauſend Schwächlichkeiten hätten abſchrecken ſollen, ſaßen die Senatorn ehrerbietig ſchweigend da. „Lange, rief er und raffte vom Polſter ſich mühſelig auf, lange hab' ich meine Blindheit und Kränklichkeiten als Elend betrachtet. Als Züchtigungen hab' ich ſie betrachtet, mit welchen die Götter die letzten Tage meines Lebens

für

für die Verirrungen meiner frühen Jahre ſtrafen und eine Jugend voll Thorheit mit einem Alter voll Jammer mir vergelten wollten. Aber itzt, ihr Väter des Vaterlandes! find' ich, daß dasjenige, was mir Elend däuchte, wahrhaftige Wohlthat iſt, indem das Dunkel dieſer meiner Augen mich hindert, die Schmach meines Vaterlandes zu ſehen. Ja, wenn mir itzt noch etwas zu wünſchen ziemte, ſo wär' es das, daß ich auch taub ſeyn möchte. Taub, um auch nicht hören zu dürfen, was die Bruſt jedes tugendhaften Römers mit bitterm Unwillen füllen muß. O wie gar andere Römer ſeyd ihr itzt, als die ihr noch vor wenig Jahren waret! Alexander, den die Welt den Großen nennt, ward damalen in Rom für nichts geachtet. Seinem Glücke ſchriebt ihr ſeine Eroberungen zu, nicht ſeiner Tapferkeit; daß die Fluth des Krieges ihn möchte nach Italien geſchwemmt haben, wünſchtet ihr, bloß um der Welt zu zeigen, ihr wärt ihm überlegen. Aber wie tief gefallen ſeyd ihr itzund! Ihr, die ihr mit dem Ueberwinder Griechenlands zu kämpfen wünſchtet, ſcheut euch itzt, euch mit den Völkern zu ſchlagen, die er in den Staub trat. Ihr, die ihr euch mit Alexandern zu meſſen dürſtetet, weigert euch itzt einem Abentheurer die Stirne zu bieten, der ſein Vaterland verlaſſen hat, mehr aus Furcht vor ſeinen alten Feinden, als aus Verlangen einen neuen zu ſuchen. Nur zweyerley iſt uns übrig: entweder dem Pyrrhus muthig die Stirne zu bieten, oder die Verachtung des ganzen Italiens zu übernehmen, und durch Vermeidung Eines Krieges uns in hundert andere zu verflechten. Wählet!“ — Dieſe Rede löſchte alle Eindrücke wieder aus, die Cineas glatte Worte auf die Verſammlung gemacht hatten. Appius ward mit Lobeserhebungen überhäuft, Cineas aber mit dem Beſcheide zurück geſchickt, daß der Senat geneigt ſey,

mit ſeinem Herrn um den Frieden zu unterhandeln, wenn derſelbe zuvor ſeine Völker aus Italien zurückgezogen hätte.

So in ſeinen Erwartungen getäuſcht, kehrte Cineas zu ſeinem Herrn zurück, gegen welchen er nicht müde werden konnte, die Größe ſowohl als die Tugenden der Römer zu preiſen. Der Senat, ſagte er, habe ihm eine Verſammlung von Halbgöttern geſchienen, und die Stadt der Tempel, darin ſie wohnen. Von der Wahrheit dieſer hochgeſpannten Beſchreibungen konnte Pyrrhus bald nachher mit ſeinen eignen Augen urtheilen, indem die Römer Geſandte an ihn ſchickten, um über das Löſegeld und die Auswechſelung der Gefangenen mit ihm zu handeln. An der Spitze der Geſandſchaft war **Fabricius**, ein alter Senator, der ſeine Mitbürger ſeit langer Zeit durch ſein Beyſpiel gelehrt hatte, wie glücklich die alleräußerſte Armuth mit der heiterſten Zufriedenheit zu vereinigen ſey. Dieſer ausübende Weiſe, der vorhin Conſul geweſen, und itzt Botſchafter Roms war, beſaß nicht mehr Silbergeſchirr in ſeinem Hauſe als einen kleinen Becher, deſſen Boden noch dazu von Horn war. Seine Tochter, jedes eignen Vermögens ermangelnd, hatte der Senat aus dem öffentlichen Schatze ausgeſteuert. Als die Samniter ihm einſtens große Geſchenke boten, ſchlug er ſie mit der Erklärung aus, daß er ſchon reich genug ſey, indem er durch Einſchränkung ſeiner Gelüſte die Kunſt gelernet habe, ſeine Bedürfniſſe zu mindern.

Pyrrhus empfieng dieſen gefeyerten alten Mann mit vieler Güte. Um zu erfahren, ob der Ruf von ihm die Wahrheit ſage, bot er ihm reiche Geſchenke, die der Römer ohne anmaßenden Uebermuth ausſchlug.

Am folgenden Tage wollt' er ſeine Gleichmüthigkeit auf die Probe ſtellen, ließ einen Elephanten hinter die Teppiche bringen, dieſe auf ein gegebenes Zeichen in die Höhe ziehen und das Ungeheuer ſeinen furchtbaren Rüſſel über dem Kopf des Geſandten ſchütteln; aber Fabricius ſah ſich ruhig um, ſchauete das Thier mit unverwandtem Blicke an, und ſagte mit Lächeln zum König, daß die Schrecken von heute gerade ſo viel Eindruck auf ihn machten, als die geſtrigen Lokkungen. Erfreut, ſo viel Tugend bey einem Volk zu finden, das er unter dem allgemeinen Nahmen der Barbaren verloren hatte, eilte Pyrrhus, dem edlen Römer das einzige Geſchenk zu machen, das ihm ſchmeicheln könnte. Er überlieferte ihm alle römiſche Landsleute auf Treu und Glauben, und bedung ſich bloß aus, daß er, im Falle die Römer den Krieg fortzuſetzen entſchloſſen wären, ſie zurückfordern dürfe, wenn es ihm gut däuchte.

Um dieſe Zeit hatte das römiſche Heer ſich von ſeiner Niederlage erholt, und **Sulpicius** und **Decius**, Conſuln fürs folgende Jahr, ſtellten ſich an ſeine Spitze. Jener Schrecken, der die römiſchen Krieger beym erſten Anblick der Elephanten übermannt hatte, war verſchwunden, und die Feldherrn beeiferten ſich mit großer Emſigkeit des Pyrrhus Taktik und die griechiſche Art zu lagern, nachzuahmen. So pflegte dieſe Nation beſtändig das Beſſere von andern Völkern anzunehmen, und lernte ſelbſt durch ihre Niederlagen die Kunſt, ſich unüberwindlich zu machen. Die beyden Heere, jedes ohngefähr vierzigtauſend Mann ſtark, trafen einander bey der Stadt **Asculum**. Pyrrhus fand ſich in eine waldigte Gegend verwickelt, die ſeine Pferde ſowohl als ſeine Elephanten ſo frey, als in der Ebene zu agiren, hin-

derte. Er verhielt ſich alſo eine Zeitlang bloß vertheidigungsweiſe, bis ihm die Nacht Gelegenheit gewährte, eine vortheilhaftere Stellung anzunehmen. Am nächſten Morgen befahl er einem Theil ſeiner Reuterey, die Höhen in Beſitz zu nehmen und den Feind in die Ebenen zu drängen; und da dies gelang, ordnete er ſeine Elephanten an der Spitze ſeines Heeres, untermengte ſie mit Schleudrern und Bogenſchützen, und bildete ſolchergeſtalt einen Körper, dem die Römer kaum zu widerſtehen vermochten; da ſie heute überdies den Vortheil nicht hatten, nach Erforderniß der Umſtände vorrücken oder ſich zurückziehen zu können, ſo ward die Schlacht bald allgemein. Umſonſt ſuchten die Legionen den Phalanx niederzuwerfen; ſo erbittert ſie auch auf ihn einhieben, ſo fürchterliches Blutvergießen ſie auch mit Aufopferung unzähliger eigner Leben in ihm anrichteten, ſo waren ſie doch nicht fähig ihn zu durchbrechen. Lang und hartnäckig fochten ſie. Dann ſiegte die griechiſche Taktik noch einmal. Rings um und hauptſächlich durch die Elephanten bedrängt, wichen die Römer in ihr Lager zurück, und ließen ſechstauſend Todte auf dem Wahlplatze liegen. Doch hatte der Feind nicht Urſache ſich ſeines Triumphs zu erheben. Viertauſend ſeiner tapferſten Krieger lagen auf dem Wahlplatze, und Pyrrhus fühlte mehr denn jemalen, daß es Siege gäbe, die den Niederlagen glichen. Der Kern ſeines Heeres war vertilgt; ſeine beſten Feldherrn und ſeine liebſten Freunde waren dahin.

Der Feldzug endigte ſich mit dieſer Schlacht, begann aber im folgenden Frühjahr auf beyden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit. Pyrrhus hatte aus Griechenland neue Verſtärkungen erhalten, und die Römer, ungeſchreckt durch ihre bisherigen Niederlagen,

gen, wurden durch den grauen Fabricius, der ſammt Aemilius zum Conſul gewählt worden war, ins Feld geführt. Während die beyden Heere ſich einander näherten, und nur noch ein geringer Zwiſchenraum ſie trennte, ward dem Fabricius ein Brief von des Königs Arzt gebracht, des Inhalts, daß er ſeinen Herrn für eine ſchickliche Belohnung mit Gift aus dem Wege räumen, und ſo die Römer von einem furchtbaren Feind und gefährlichen Kriege befreyen wollte. Bey dieſem niederträchtigen Vorſchlage fühlte Fabricius augenblicklich, was er der Redlichkeit und ſeinem Rufe ſchuldig ſey. Er theilte den Inhalt des Briefes ſeinem Gehülfen mit, und beyde beſchloſſen einmüthig, dem Pyrrhus von der Verrätherey, die wider ihn angezettelt würde, Nachricht zu geben. Sogleich ward ein Brief an ihn geſchrieben, die ganze Sache ihm entdeckt, und zugleich bemerkt, wie unglücklich er in der Wahl ſowohl ſeiner Feinde als ſeiner Freunde ſey. Mördern vertraue er ſich, und rechtſchaffene und tapfere Männer bekriege er.

Itzt ward Pyrrhus inne, daß dieſe kühnen Barbaren der feinſten Empfindungen der Menſchlichkeit fähig ſeyen, und daß ſie verſchmäheten, ſelbſt im Edelmuth von ihm übertroffen zu werden. Mit eben ſo viel Erſtaunen über ihre Rechtſchaffenheit, als Unwillen über ſeines Arztes Verrätherey empfieng er die unerwartete Zeitung. „Edler Fabricius! rief er aus; eben ſo leicht ließe die Sonne ſich aus ihrer Bahn rükken, als du aus dem Pfade der Ehre„. Dann ſtellte er die genauſte Unterſuchung unter ſeinen Bedienten an, und da er die Verrätherey entdeckt hatte, ſchickte er auf der Stelle alle Gefangene ohne Löſegeld nach Rom zurück, und ließ noch einmal Friedensbedingungen vorſchlagen. Letztere lehnten die Römer ab, es

ſey

ſey denn, daß Pyrrhus das Land räumte; dagegen erledigten ſie eben ſo viele Samniter und Tarenter, als Pyrrhus von den ihrigen freygelaſſen hatte. Der König gerieth durch die Standhaftigkeit der Römer in keine geringe Verwirrung, er ſchwankte zwiſchen Scham und Nothwendigkeit; ſeine Umſtände nöthigten ihn gewiſſermaßen den Kampf abzubrechen, während ſeine Ehre litt, wenn er ihn unvollendet liegen ließ. Aus einer ſo großen Verlegenheit riß ihn eine Einladung der **Siculer**, die ihn um Beyſtand wider die Karthager erſuchten, deren eiſernes Joch und tyranniſche Behandlung ſie nicht länger dulden konnten. Dieſer Feldzug verſprach ihm größere Belohnungen und weniger Arbeit, das Einzige, was dieſer kriegeriſche Herumſchwärmer ſuchte. Ohne Zeitverluſt legte er daher ganz wider die Neigung der Tarenter eine Beſatzung in ihre Stadt, ſchickte ſeinen Freund Cineas vor ſich her, und folgte ihm baldigſt mit dem Reſte ſeiner Völker.

So der Gnade oder Ungnade der Römer Preis gegeben, hörten die Samniter und Tarenter nicht auf ihren flüchtigen Beſchützer aufs dringendeſte um ſeine baldige Zurückkunft anzuflehen. Zwey Jahre hindurch blieb Pyrrhus, durch ſeine Fortſchritte an Sicilien gefeſſelt, gegen alle ihre Bitten taub. Als er aber am Ende auch hier ſeine Erwartungen getäuſcht fand, als er ſpürte, daß ſeine Siege ihm mehr Ehre als Vortheil brächten, war er froh, das Land unter eben dem ſcheinbaren Vorwande zu verlaſſen, unter dem er vorhin Italien verlaſſen hatte. An der Spitze von zwanzigtauſend Fußvölkern, und dreytauſend Reutern, kehrte er, mit einiger Schwierigkeit, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, wiewohl von einem ſo furchtbaren Feinde bedrängt, hatten die alte

Erbitterung zwiſchen den beyden Ständen des Staats noch nicht vergeſſen; und als, um dem Pyrrhus widerſtehen zu können, ein Heer angeworben werden ſollte, weigerten ſich viele vom Volk zu dienen. Allein die Conſuln, die durch dieſe Widerſetzlichkeit das Reich an dem Rande des Unterganges taumeln ſahen, beſchloſſen muthig durchzugreifen, ließen die Nahmen der Bürger durchs Loos hervorziehen, und hießen den erſten, der ſich weigern würde ins Feld zu rücken, als Sclaven verkaufen. Dieſe wohlangebrachte Strenge leiſtete die gehofte Wirkung, und ſo oft in der Folge jemand aufgefordert ward und ſich zu dienen weigerte, ward er von den Conſuln augenblicklich auf die beſchriebene Art behandelt.

Itzt mit hinlänglichem Volke verſehen, theilten die Conſuln ihr Heer in zwey Theile und rückten mit beyden zugleich in Feindes Land ein, der eine in Lucanien, der andere ins Gebiet der Samniter. Dieſe Maasregel erfuhr Pyrrhus. Auch er hatte ſein Heer ergänzt und verſtärkt, und theilte es ebenfalls in zwey Haufen: deren einen er wider den **Lentulus** detaſchirte, mit dem andern aber den **Curius Dentatus** anzugreifen eilte, eh' ſein Gehülfe herankäme. Sein Hauptzweck war, den Feind bey Nachtzeit zu überraſchen; da er aber unglücklicher Weiſe durch Wälder ziehen mußte, in welchen ſeine Wegweiſer ſich verirrten, verfehlte er des Weges, und kam nicht eher als mit Tagesanbruch vor dem Lager der Römer an, die er in Schlachtordnung ſeiner harren fand. Der Vortrab der Heere gerieth ſogleich an einander, und die Römer gewannen einigen Vortheil. Bald nachher ward das Gefecht allgemein. Pyrrhus ſah', daß das Glück ihn verlaſſe und nahm noch einmal zu ſeinen Elephanten ſeine Zuflucht. Doch mit dieſen waren

die Römer ſchon zu bekannt, als daß ſie ſich noch eitlerweiſe hätten von ihnen ſchrecken laſſen. Sie hatten entdeckt, daß das Feuer das wirkſamſte Mittel wäre, ſie fortzutreiben, und daher eine Menge Kugeln aus Hanf und Harz verfertigen laſſen, die ihnen ſo wie ſie thürmend daher wandelten, brennend entgegengeſchleudert wurden. Unfähig den Flammen ſowohl, als dem Pfeilhagel der Feinde zu widerſtehen, wurden die Elephanten wüthend. Statt vorwärts zu rücken, ſtürzten ſie auf ihr eigenes Heer zurück, warfen die Glieder zu Boden und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte der Sieg ſich endlich für die Römer. Umſonſt ſuchte Pyrrhus der Flucht und dem Blutvergießen der Seinigen Einhalt zu thun; er verlor nicht nur drey und zwanzigtauſend ſeiner beſten Krieger, ſondern auch ſein Lager. Dies Lager, das die Römer eroberten, diente dieſem gelehrigen Volk zu einer Lection, die ſie zu nutzen nicht vergaßen. Bisher hatten ſie ihre Zelte ohne Ordnung neben einander hingeworfen; von Pyrrhus Lager aber lernten ſie den Boden gehörig ausmeſſen und das Ganze mit Wall und Gräben befeſtigen, ſo daß manche ihrer folgenden Siege ihrer verbeſſerten Art ſich zu lagern zugeſchrieben werden müſſen.

Während die Conſuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug Pyrrhus ſeine Niederlage mit ungebrochnem Muth; ſeine erſte Sorge war ſich den Rückweg zu ſichern; ſeine zweyte durch Vorſpiegelung beſſerer Zukunft, die Gemüther ſeiner Bundesgenoſſen aufrecht zu erhalten. In der That nutzte er alle Hülfsquellen, die ſeine fruchtbare Erfindungskraft, und ſein nicht geringerer Einfluß ihm gewährten, um ſich zu noch einem Feldzuge gehörig auszurüſten. Da er aber alle ſeine Hofnungen vereitelt ſahe, beſchloß

er

er ein Land zu verlaſſen, wo er nichts als verzweifelte Feinde und unzuverläſſige Bundsgenoſſen fand. In dieſer Rückſicht rief er die Tarenter zuſammen, eröfnete ihnen, daß er Verſicherungen ſchleunigen Beyſtandes aus Griechenland empfangen habe, erſuchte ſie, den Ausgang ruhig abzuwarten, und nachdem er zu Rettung des äußern Scheines eine Beſatzung in Tarent zurückgelaſſen, ſchiffte er ſich mit den Ueberbleibſeln ſeines Heeres ein, um in ſein angeerbtes Königreich zurück zu kehren.

So endigte ſich der Krieg mit dem Pyrrhus, nachdem er ſechs Jahre gedauert hatte; ein Krieg, in welchem wir die Römer griechiſche Verfeinerung mit der urſprünglichen Rohigkeit ihrer eigenen Sitten vereinigen, und eine edlere Rolle ſpielen ſehn, als in irgend einem vorigen Zeitraum. Ein Geiſt der Nüchternheit, der Verachtung alles Reichthums, und des Wetteifers in jeder Tugend hatten ſich in dem ganzen Staat verbreitet. Fabricius hatte durch ſein Beyſpiel nicht nur die Armuth ehrwürdig gemacht, ſondern ſtrafte auch, Kraft ſeines obrigkeitlichen Anſehens, allen Hang zur Verſchwendung. So ward, während ſeines Cenſorats, **Rufinus**, der zweymal Conſul und einmal Dictator geweſen war, aus dem Senat geſtoßen, und gewiſſermaßen ehrlos gemacht, bloß weil er zehn Pfund ſilbernes Tafelgeſchirr brauchte. Durch eine ſolche Liebe zur Mäßigkeit und ſolches Glück im Kriege ward das gemeine Weſen reich, wenn gleich die Individuen arm blieben; auch die Zahl der Bürger war bis zu zweymalhunderttauſend waffenfähigen Männern angewachſen, und der Ruf ihrer Thaten verbreitete ſich ſo fern, daß **Ptolemäus Philadelphus** König von Egypten ihnen durch eine friedliche Geſandſchaft Glück wünſchen und ſie zu einem Bündniß einladen ließ.

Was nun die armen Tarenter, die eigentlichen Urheber dieſes Krieges, anbetrift, ſo fanden ſie in der Beſatzung, die ihnen zum Schutze war hinterlaſſen worden, bald einen ärgeren Feind, als in den Römern, die ſie von außen ängſtigten. Ihr Haß gegen Milo, den Befehlshaber der Feſtung, gieng ſo weit, daß nur die Furcht vor ihren eingewurzelten Feinden, den Römern, ihm die Waage halten konnte. In dieſer Klemme wandten ſie ſich an die Carthager, die den Hafen von Tarent ſogleich mit einer großen Flotte einſchloſſen, ſo daß dies unglückliche, ſeiner Prachtliebe und Schwelgerey halber vor Zeiten in ganz Italien berühmte Volk, zu gleicher Zeit drey verſchiedne Heere um ſich kämpfen ſah, ohne die Freyheit, ſeinen Herrn ſich wählen zu dürfen. Endlich gelang es den Römern, die Beſatzung auf ihre Seite zu bringen, worauf es ihnen ein leichtes war, ſich auch der Stadt zu bemeiſtern, deren Mauern ſie niederriſſen, den Einwohnern aber Schutz und Freyheit angedeihen ließen.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Anfang des erſten puniſchen Krieges bis zum Anfang des zweyten, da Rom anfieng mächtig zur See zu werden.

Itzt hatten die Römer alle nebenbuhlende Mächte in Italien zerſtört; die Tarenter, die Samniter, die Lucanier waren entweder nicht mehr, oder hatten gehorchen gelernt. Ihr Sieg über den Pyrrhus gab ihnen nicht nur auswärts Ruf, ſondern entzündete auch die Begierde nach auswärtigen Eroberungen in ihnen.

ihnen. Von nun an waren die Verfeinerungen der Griechen und der Tarenter, die ſie beſiegt hatten, ihnen nicht länger unbekannt, und wiewohl ſie ſie nicht gleich nachahmten, ſo fieng doch die Zahl ihrer Ackerleute allmälig an abzunehmen, während, wie in allen mächtigwerdenden Staaten zu geſchehen pflegt, ihre Künſtler und ſo genannten feinen Leute ſich vermehrten. Die Umlage der Stadt war itzt nicht mehr im Stande ihre zunehmende Volksmenge mit Korn zu verſorgen, und man mußte zu den Ausländern ſeine Zuflucht nehmen. Von dieſen lieferte Sicilien bey weitem den größten Vorrath, ſo daß das Volk anfieng nach dem Beſitze eines Landes zu lüſtern, welches Rom ſeit geraumer Zeit zur Kornkammer gedient hatte. Leuten, die einmal zu Eroberungen entſchloſſen ſind, kann es nicht lange an einem Vorwande mangeln. Den größten Theil der Inſel beſaßen itzt die Carthager, welche ſo wie die Römer nur auf eine Gelegenheit lauerten, die verſchiedenen Völkerſtämme des Landes zu veruneinigen, und mittlerweile ſich des Ganzen zu bemeiſtern. Dieſe Gelegenheit fand ſich bald. **Hiero**, König von Syracus, einem der noch unerbeuteten Staaten, erſuchte ſie um ihre Hülfe wider die **Mamertiner**, ein kleines Volk des nehmlichen Landes, und ſie gewährten ſie ihm zu Waſſer und zu Lande. Die Mamertiner, um dem bevorſtehenden Untergange zuvor zu kommen, begaben ſich unter den Schutz der Römer. Dieſen ſchien ein Bündniß mit den Mamertinern etwas zu Verächtliches zu ſeyn. Ohne ſich daher laut zur Unterſtützung dieſes Volkes zu bekennen, erklärten ſie ohne Aufſchub den Carthagern ſelbſt den Krieg, als die in den neulichen Kriegen den ſüdlichen Völkern Italiens wider die Römer Beyſtand geleiſtet hätten. So entſtanden die Fehden zwiſchen dieſen zwey mächtigen Nationen, die zu groß

geworden waren, um eine der anderen ſteigenden Macht geduldig länger zuſehn zu können.

Carthago, eine Pflanzſtadt der Phönicier, lag an der Küſte von Africa, wo itzt **Tunis** liegt, und war ohngefähr hundert und dreyßig Jahr älter als Rom. Während ſeines Jahrhundertlangen Wachsthums hatt' es ſeine Herrſchaft nicht nur längſt den Küſten, ſondern auch über verſchiedene Inſeln des mittelländiſchen Meeres ausgebreitet. Seine Hauptſtärke lag jedoch in ſeiner Flotte und ſeinem Handel; durch dieſen gewann es unermeßliche Reichthümer, und nur durch Geld konnte es Heere aufbringen und ausſenden, um ſeine Nachbaren zu bezwingen oder in der Unterwürfigkeit zu halten. Der Ueberfluß, in dem es ſchwelgte, ermangelte aber doch nicht, alle Uebel in ſeiner Verfaſſung hervorzubringen, die die gewöhnliche Folge zu großer Reichthümer ſind. So wie in Rom öffentliche Bedienungen der Lohn der Tugend, und hohe Würden nur ein Vorrecht zu ausnehmenden Beſchwerden waren, ſo waren in Carthago alle Ehrenämter, die die Stadt zu vergeben hatte, feil; und die, welche ſie erſtanden, trachteten durch jede Art von Geldſchneiderey ihrem Aufwande wieder nachzukommen. So ungleich organiſirt, begonnen dieſe beyden großen Mächte den ſogenannten **erſten puniſchen Krieg**. Die Carthager beſaßen Gold, das erſchöpft werden kann: die ärmeren Römer Beharrlichkeit und Patriotismus, die mit jeder Niederlage zuzunehmen ſchienen.

In dem engen Bezirk, worin die Römer ſich bisher herumgetummelt hatten, war es ihnen nicht möglich geweſen, von der Kunſt, Heere zur See fortzubringen, einige Wiſſenſchaft zu erlangen. **Appius Claudius** war der erſte, der vermittelſt einer ſchwachen Flotte, oder, wie andere wollen, mittelſt eines zuſammengeſchlagenen

nen Flöſſes ein kleines Corps Truppen nach Sicilien überſetzte, wo, wie gewöhnlich, Sieg und Glück jeden Schritt der Römer begleitete. Ein Bündniß, das bald nach des Conſuls Ankunft mit Hiero, König von Syracus geſchloſſen ward, machte den Römern Hofnung, daß ſie die Carthager einſt aus der Inſel vertreiben, und ihrer Seits Herren von derſelben werden würden. Aber dieſen ehrgeitzigen Abſichten ſtellte ſich ein, wie es ſchien, unüberwindliches Hinderniß entgegen. Sie hatten keine Flotte, wenigſtens nichts, das dieſen Titel verdiente, während die Carthager, Meiſter einer ſehr mächtigen, dem Meere geboten, und alle Seeſtädte in Ehrfurcht erhielten. In ſolcher Lage würde jedes andere Volk als das römiſche ſeinem Plane entſagt und dem Verbote der Natur ſich geduldig unterworfen haben. Nur die Römer vermochte nichts zu beugen noch zu ſchrecken. Sie begannen, ſich mit Ernſt auf das Seeweſen zu legen, und wiewohl es ihnen an einem Modell ein Schiff zu bauen, und an Seeleuten ſie zu regieren fehlte, ſo beſchloſſen ſie dennoch mit unbiegſamer Beharrlichkeit, jedes Hinderniß zu überwältigen. Ein carthagiſches Fahrzeug, das von ohngefähr auf ihren Strand lief, war hinreichend, in ihnen die Idee einer Flotte zu erwecken, mit der ſie einſtens den Carthagern die verjährte Herrſchaft zur See ſtreitig machen könnten. Sie ſchritten ohne Zeitverluſt zum Werk und baueten nach dem Muſter dieſes Fahrzeugs, das wenig mehr denn Wrak war, eine Flotte von nicht weniger als hundert und zwanzig Segeln, die freylich ziemlich plump und zum Segeln wenig tauglich ſeyn mochten: aber itzt fehlte es ihnen noch an Seeleuten. Die Römer, im Ackerbaue erzogen, waren des Seeweſens durchaus unkundig, und die neueroberten Völker hatten entweder ſchlechte Luſt zur See zu dienen, oder

waren auch nicht zuverläßig genug. In dieſer Verlegenheit lehrten ſie ihre Leute zu Lande rudern, andere unterwieſen ſie in der Kunſt zur See zu fechten ſo gut ſie konnten, und überließen das übrige ihrem Glücke und ihrem Muthe.

Der Conſul **Duilius** war der erſte, der ſich mit dieſer rohen Flotte zur See wagte; er fand aber nur zu bald, daß der Feind in der Kunſt des Seekriegs ſowohl als in jener, die Fahrzeuge ins Gefecht zu bringen, ihm überlegen wäre. Den unermüdſamen Muth der Römer vermochte auch dies nicht zu brechen. Duilius erfand ein Hülfsmittel zur Erleichterung ſeiner Operationen, gewiſſe Haken nehmlich, mit denen er ein feindliches Schiff ſo feſt an das ſeinige klammern konnte, daß vor entſchiedenem Siege an kein Loslaſſen zu gedenken war. Mittelſt dieſer Erfindung gewann die Seeſchlacht mehr Aehnlichkeit mit dem den Römern wohlbekannten Landgefechte, und ſo geſchah' es, daß bey dem nächſten Zuſammentreffen der beyden Flotten die Römer ſiegten, die Carthager aber funfzig Segel, und was ihnen wichtiger war, die bisher unbeſtrittene Herrſchaft zur See verloren. Der Senat war über dies kaum erwartete Glück ſo erfreut, daß er dem Duilius nicht nur einen herrlichen Triumph, ſondern auch die ſonderbare Ehrenbezeugung zuerkannte, ſo oft er zum Schmauſe gienge, von einer Schaar Muſiker begleitet zu werden. Mittlerweile ward der Landkrieg in Sicilien mit abwechſelndem Glücke fortgeführt, indem bald die Carthager, bald die Römer den Kürzern zogen. Das Betragen der beyden Nationen während dieſes Krieges war jedoch auffallend verſchieden. Die Carthager ermangelten nie, ihre Feldherrn nach irgend einem unglücklichen Treffen zur Rechenſchaft zu ziehen, zu ſtrafen, ja wohl

gar zu tödten, während die Römer, immer zufrieden und gleichmüthig, nach einer Niederlage eben ſo munter als vergnügt nach einem Siege waren. Ihre Hauptfortſchritte während des letzten Theils des Krieges in Sicilien verdankten die Römer dem Muth und der Klugheit ihres Conſuls **Regulus**, der nicht nur die Inſeln **Lipari** und **Melita**, in ſpätern Zeiten als Sitze der Maltheſerritter ſo berühmt, eroberte, ſondern auch die Stadt Agrigent in Sicilien und Alberia in Corſica mit dem Gebiete der Römer vereinigte.

So viel bedeutende Vortheile waren jedoch nicht fähig die feurigen Erwartungen des Volks zu befriedigen. Die Carthager, wiewohl zur See geſchlagen, waren noch immer auf dieſem Element die mächtigſten, und konnten die Inſel nach Belieben mit Mannſchaft und mit Zufuhr verſehen. Siciliens Eroberung ſchien alſo nur durch Demüthigung Carthagos innerhalb ſeinen eigenen Gränzen bewerkſtelligt werden zu können. In dieſer Hinſicht beſchloß der Senat, den Krieg nach Africa zu ſpielen, und Regulus und Manlius wurden mit einer Flotte von dreyhundert Segeln abgeſandt, um in dieſem Welttheil eine Landung vorzunehmen. Regulus ward für den erfahrenſten Krieger gehalten, den Rom damalen beſaß. Er war ein Muſter ſtrenger Nüchternheit, wiewohl wenig ſtrenger gegen andere als gegen ſich ſelbſt. Er tadelte nur ſolche Fehler, die er ſelbſt um die Welt nicht möchte begangen haben. Allein ſein Patriotismus war noch größer als ſeine Mäßigkeit. Alle Privatleidenſchaften ſchienen in ihm erloſchen oder verſchlungen zu ſeyn von jener vorherrſchenden Leidenſchaft der Liebe ſeines Vaterlandes. Ab ſegelten die beyden Feldherrn mit ihrer Flotte, der größten, die je aus einem italiäniſchen Hafen hervorgegangen

gangen war, indem ſie hundert und vierzigtauſend Mann führte. Mit einer eben ſo wichtigen, aber des Seeweſens kundigern Flotte begegneten ihnen die Carthager. So lange das Gefecht in einer gewiſſen Entfernung mehr zwiſchen Schiff und Schiff als zwiſchen Mann und Mann dauerte, ſchienen die Carthager die ſtärkſten zu ſeyn; als die Römer aber erſt an zu entern fiengen, zeigte ſich der Unterſchied zwiſchen gedungenen Soldaten und einem Heer, das für die Ehre kämpfte, auf die auffallendſte Art. Die Entſchloſſenheit der Römer ward mit dem rühmlichſten Erfolge gekrönt. Die feindliche Flotte zerſtreuete ſich und vier und funfzig ihrer Schiffe wurden genommen. Die Folge dieſes Sieges war die unmittelbare Landung in Africa und die Eroberung der Stadt **Clypea**, in welcher zwanzigtauſend Mann zu Kriegsgefangenen gemacht wurden.

Unterrichtet von ſo glücklichen Ereigniſſen und um neue Verhaltungsbefehle angeſprochen, entbot der Senat den Manlius zur Fortſetzung des ſiciliſchen Krieges nach Italien zurück. Regulus erhielt Befehl in Africa zu bleiben, und da ſein Conſulat zu Ende gieng, unter dem Titel eines Proconſuls die dortigen Eroberungen weiter zu treiben. Glücklich im Beyfall ſeines Vaterlandes drang Regulus tiefer ins Land, und führte ſein Heer an die Ufer des Fluſſes **Bagrada**. Hier war es, wo, während er die Ankunft der Carthager erwartete, ſeine Leute beym Waſſerholen von einer ungeheuren Schlange angefallen wurden, die ſich längſt des Fluſſes, als wolle ſie den Zugang deſſelben verſperren, in ſchrecklicher Länge gelagert hatte. Sie war hundert und zwanzig Fuß lang und ihre Schuppen jedem Geſchoß undurchdringlich. Einige der kühnſten im Heer wagten es ſie an-

zu-

zugreifen; wurden aber bald die Opfer ihrer Unbeſonnenheit, indem ſie theils von den verſchlingenden Kinnbacken des Ungeheuers zermalmet, theils von ihrem umringelnden Schwanz erdrückt wurden. Die giftigſten Dünſte, die das Unthier aushauchte, machten es noch fürchterlicher, und dem Volke grauete ſo heftig vor ihm, daß es verſicherte, lieber dem ganzen carthagiſchen Heer die Spitze bieten zu wollen, als dieſem gräßlichen Gewürm. Eine Zeitlang blieb es unentſchieden, wer des Fluſſes Meiſter bleiben ſollte, ob das Ungeziefer oder das Kriegsheer. Die gewöhnlichen Waffen konnten wider die Schuppenpanzer der Schlange nichts ausrichten. Regulus ſahe ſich alſo gezwungen die Wurfmaſchinen, deren man ſich bey Belagerung zur Niederwerfung der Mauern bediente, wider ſie zu brauchen. Auch dieſen widerſtand ſie eine Weile, und erwürgte nicht wenig von ſeinen Leuten, bis endlich ein gewaltiger Stein aus einer der Maſchinen auf ſie herabgeſchleudert, ihr das Rückgrat zerbrach und ihre Bewegung lähmte, worauf die Soldaten ſie umringten und vollends umbrachten. Regulus erfreut als hätt' er eine Schlacht gewonnen, ſandte ihre Haut nach Rom, wo ſie noch zu Plinius Zeiten zu ſehen war.

Mittlerweile hatten die Carthager ein neues und beträchtliches Heer zuſammen gebracht, um dem Regulus, der geradesweges auf ihre Hauptſtadt loszog, Widerſtand zu leiſten. Eine Schlacht folgte, in welcher Carthago noch einmal geſchlagen ward und den Kern ſeiner Völker verlor. Dieſe Niederlage brachte ſie der Verzweiflung nahe. Achtzig ihrer Städte unterwarfen ſich den Römern. Die Numidier, ihre alten Bundsgenoſſen, empörten ſich wider ſie und halfen den Römern das Land verheeren. Von allen Gegenden flüch-

flüchtete der Landmann in die Stadt, den einzigen noch übrigen Zufluchtsort, in welche er nichts als Kummer und Hunger hereinbrachte. Aufs Aeußerſte getrieben, und eines Feldherrn, der dem Sieger Regulus gewachſen wäre, durchaus ermangelnd, ſah' dies ſtolze Volk ſich gezwungen nach Lacedämon zu ſchicken, und den Oberbefehl ihres Heers dem Xantippus anzutragen, einem Feldherrn von großer Erfahrung, der die Führung deſſelben auch übernahm. Zu gleicher Zeit ſchickten ſie einige ihrer vornehmſten Bürger an den Regulus, um den Frieden von ihm zu erbitten. Schon lange hatte der römiſche Feldherr den Krieg zu endigen und in ſein Vaterland zurück zu kehren gewünſcht. Schon vor einiger Zeit hatt' er den Senat erſucht, ihm einen Nachfolger zu geben und ihn nach Hauſe ziehn zu laſſen, indem er erfahren habe, daß ſein Statthalter, dem er die Bearbeitung ſeiner kleinen Länderey, die nicht mehr denn ſieben Morgen betrug, übertragen habe, todt ſey, und ſeine Knechte alle zum Ackerbau gehörige Geräthe entwandt hätten. Er meldete dem Senat, daß, während er die Heere des Staats führte, ſein Weib und ſeine Kinder des Brodes entbehrten, und daß ſein kleines Hausweſen ſeine Gegenwart unumgänglich erfordere. Auf dieſe Vorſtellung verſorgte der Senat ſeine Frau und Kinder mit zulänglichem Unterhalt, verſah' ſein Gehöft mit dem nöthigen Geräthe und hieß ihn an der Spitze ſeines Heeres bleiben. Als die Carthager ihm nun Friedensvorſchläge thaten, war er nicht abgeneigt ihnen Gehör zu geben; hielt ſich aber, indem er ſich gewiſſermaßen als Carthagos Herrn betrachtete, für befugt und berechtigt, die Bedingungen vorzuſchlagen. Dieſe waren, daß die Carthager die Städte abtreten ſollten, die ſie in Sicilien und Sardinien beſäßen, daß ſie alle Gefangne ohne Löſegeld

ausliefern, die ihrigen von den Römern löſen ſollten. Dieſe und andere ähnliche Bedingungen wurden vorgeſchlagen, ſchienen den Carthagern aber ſo hart, daß ſie die Unterhandlungen auf der Stelle abbrachen und beyde Theile ſich zur Fortſetzung des Krieges rüſteten.

Xantippus, der lacedämoniſche General, war itzt angelangt, und lehrte die Carthager tüchtige Völker ausheben; er verſicherte ſie, daß ihre Heere bis itzt nicht durch die Stärke des Feindes, ſondern durch die Unwiſſenheit der Anführer zerſtört worden wären; er verlangte nichts als bereitwilligen Gehorſam gegen ſeine Befehle von ihnen und verſprach ihnen unter dieſer Bedingung einen leichten Sieg. Das Zureden dieſes erlauchten Kriegers ſchien der Stadt neues Leben einzuhauchen. Noch einmal ward ihre Verzweifelung Hofnung, und die Hofnung wuchs bald zur Zuverſicht. Dies war der Geiſt, den der griechiſche Feldherr ihnen einzuflößen ſuchte. Kaum ſah' er ſie zum Kampf reif, als er ſie getroſt ins Feld führte. Die Macht war auf beyden Seiten nur geringe. Das carthagiſche Heer beſtand aus zwölftauſend Mann zu Fuß und viertauſend Reutern, und die Römer zählten eben ſo viel, oder doch nur wenig mehr. Der erſte Umſtand, der den Regulus beunruhigte, war die Bemerkung, daß der Feind nach einem ganz anderen Plan ſich lagere, und Gegend und Boden mit großer Sorgfalt wähle. Bis itzt hatten die Carthager immer waldigte und ungleiche Gegenden vorgezogen, in denen weder die Reuterey ſich frey entwickeln, noch die Elephanten von Nutzen ſeyn konnten. Itzt aber hielten ſie immer das offene Feld, und zwackten das römiſche Heer ſo unaufhörlich, daß Regulus genöthigt ward, ſich in die Ebene zu begeben,

ben und über den Fluß zu ſetzen, um ihnen eine Schlacht zu liefern. Der Lacedämonier ordnete ſein Heer mit entſchiedener Einſicht. Er ſtellte die Reuterey auf den Flügeln, vertheilte die Elephanten in ſchickliche Zwiſchenräume hinter der Linie des ſchwerbewafneten Fußvolks, hieß die leichten Truppen vor die Fronte rücken, ihr Geſchoß abſchießen, und dann durch die Linie des Fußvolkes ſich zurückziehen. Dies war die meiſterhafte Stellung, deren die Römer in manchen folgenden Gelegenheiten ſich mit dem beſten Erfolg bedienten, nachdem ſie ihre Bewährtheit diesmal mit ihrem Schaden erfahren hatten. Das Gefecht begann. Die Römer ſtritten ihrer alten Thaten würdig; aber nach dem langwierigſten und hartnäckigſten Gefecht wurden ſie mit fürchterlichem Gemetzel übern Haufen geworfen, der größte Theil ihres Heeres aufgerieben und Regulus ſelbſt gefangen. Dieſer große und unerwartete Sieg erfüllte die Straßen von Carthago mit unbändiger Freude. Man drängte ſich um den Sieger. Man konnte nicht ſatt werden, den Mann zu ſehen, der in einem kleinen Körper und unter einem unanſehnlichen Aeußerlichen eine ſolche Heldenſeele verberge. Allein dieſe Geſinnungen waren von kurzer Dauer. Nur zu bald verwandelte ſich ihre Bewunderung in Neid. Unerträglich war's ihnen, einem Fremden eine Rettung zu verdanken, die ſie nicht durch ihren eigenen Muth und ihre eigene Tugend hatten bewerkſtelligen können. Xantippus, der ihre Bosheit kannte, und um des Lobes der Barbaren willen ſich keinen Augenblick höher geſchätzt hatte, beſchloß durch freywillige Entfernung den Neid zu verſöhnen, und erſuchte ſie um ein Schiff, mit dem er nach Hauſe kehren könne. Eben hier aber zeigte, wie die Geſchichtſchreiber verſichern, der Undank dieſes Volks ſich in ſeiner größten Schwärze; ſie bewil-

ligten ſein Anſuchen mit großer ſcheinbarer Höflichkeit, gaben ihm eine ehrenvolle Bedeckung, befohlen aber insgeheim den Seeleuten, ihn und ſeine Gefährten über Bord zu werfen, damit die Ehre dieſes großen Sieges nicht einem Fremden zufallen möchte.

Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle, ſo ſchien die Lage der Carthager von der Zeit an ſich immer mehr zu verbeſſern, während der Römer ihre ſich ſichtbar verſchlimmerte. Die Ueberbleibſel des römiſchen Heeres wurden in Clypea, einer Stadt an der Küſte Africas, die Regulus erobert hatte, belagert; und obgleich ein Seeſieg, welchen **Aemilius Paulus** erfocht, ihnen einigermaßen Luft verſchafte, ſo wurden ſie doch endlich gezwungen den Ort zu räumen. Bald nachher verloren die Römer ihre ganze Flotte in einem Sturm, und **Agrigent** die vorzüglichſte Stadt, die ſie in Sicilien beſaßen, ward von Carthalo, dem carthagiſchen Feldherrn, erobert. Die Römer, nicht gewohnt durch dergleichen Unfälle ſich abſchrecken zu laſſen, erbaueten vielmehr eine andere Flotte, die das Schickſal der erſtern hatte. Die Seeleute, die der Küſten des Mittelmeers noch nicht ſattſam kundig waren, führten ſie auf Sandbänke, und nicht lange hernach blieb der größte Theil derſelben in einem Sturm. Nach ſo mancherley mißlungenen Verſuchen gaben die Römer auf eine Zeitlang die Hofnung auf, den Carthagern die See ſtreitig zu machen, und begnügten ſich mit ihren Fortſchritten in Sicilien, welches ſchöne Land ſie wirklich gröſtentheils eroberten.

Mittlerweile hoften die Carthager, die des Krieges ſatt hatten, nach den jüngſterhaltenen Vortheilen die Römer billiger denn vormalen zu finden, und beſchloſſen Geſandte nach Rom zu ſchicken, welche theils neue Friedensvorſchläge thun, theils über die Auswechſelung der Gefangenen unterhandeln ſollten.

Regu-

Regulus der itzt ſchon vier Jahre in Ketten und Banden unter ihnen geſchmachtet hatte, glaubten ſie, würde der brauchbarſte zu dieſem Geſchäfte ſeyn. Der langen Einſperrung müde, hoften ſie, würde er ſein Möglichſtes thun, um ſeine Landsleute zur Schließung eines Friedens zu bewegen, der ſeiner mühſeligen Gefangenſchaft ein Ende machen würde. In dieſer Erwartung ſchickten ſie ihn mit ihren Geſandten nach Rom, doch nicht ohne ihm vorläufig das Verſprechen abgenommen zu haben, daß er, im Fall er nichts ausrichte, in ſein Gefängniß zurückkehren wolle. Man gab ihm ſogar zu verſtehen, daß ſein Leben von dem Erfolg dieſer Unterhandlungen abhienge.

Als dieſer edle Feldherr mit den Geſandten von Carthago ſich ſeiner Vaterſtadt näherte, kamen Schaaren ſeiner Freunde heraus ihm entgegen, um zu ſeiner Rückkunſt ihm Glück zu wünſchen. Die Stadt erſcholl von Freudengeſchrey; aber Regulus weigerte ſich mit geſetztem Trübſinn in die Thore einzugehn. Umſonſt bat man ihn, doch noch einmal ſeine kleine Wohnung wieder zu beſuchen und jene Freude zu theilen, die ſeine Wiederkunſt in ihr verbreitet hätte. Beharrlich ſagte er, er ſey itzt nichts weiter als ein Sclave der Carthager, und unfähig unter ſeinen freyen Mitbürgern aufzutreten. Der Senat mußte ſich alſo, wie gewöhnlich, wenn er auswärtigen Geſandten Gehör geben wollte, außerhalb den Mauern verſammlen, da denn Regulus nach Anweiſung des carthagiſchen Senates ſeinen Auftrag eröfnete und von den Geſandten in ſeinen Vorſchlägen unterſtützt ward. Nun war der Senat eines Krieges, der ſchon über acht Jahr gedauert hatte, ziemlich müde, und von einem Friedensſchluſſe gar nicht abgeneigt. Allgemein glaubte man, daß die Feindſeligkeiten zwiſchen beyden

den Mächten ſchon zu lange gedauert hätten, und daß man keine Bedingungen ausſchlagen müſſe, die nicht nur den beyden Nationen die Ruhe, ſondern auch einem alten tapſern Feldherrn, den das Volk ehrte und liebte, die Freyheit wieder geben könnten. Regulus allein hatte noch ſeine Meinung nicht geſagt. Man fragte ihn darum, und er ſtimmte, zum Erſtaunen aller Anweſenden, wider den Frieden. Er verſicherte den Senat, daß die Hülfsquellen der Carthager erſchöpft, daß der Adel uneins, und das Volk der Beſchwerden des Krieges müde ſey; daß ihre beſten Feldherrn in der Gewalt der Römer wären, während Carthago nur den Auswurf des römiſchen Heers beſitze; daß Roms Vortheil nicht nur, ſondern auch ſo gar ſeine Ehre, die Fortſetzung des Krieges erfordere, indem ihre Altvordern nie anders, denn als Sieger, Frieden geſchloſſen hätten.

Ein ſo unerwarteter Vortrag verwirrte den Senat nicht wenig. Er ſah' die Richtigkeit deſſelben ein, allein er ſah' auch die Gefahren, denen der edelmüthige Greis ſich dadurch preis gäbe; er ſchien von der Nützlichkeit des ferneren Krieges überzeugt, die einzige Schwürigkeit war nur, denjenigen zu retten, der zur Fortſetzung deſſelben gerathen hatte; er bedauerte und bewunderte einen Mann, der wider ſein eigenes Privatintereſſe ſo viel Beredſamkeit verſchwendet hatte, und konnte ſich nicht zu einer Maasregel entſchließen, die mit deſſen Untergang enden müſſe. Aus dieſer Verlegenheit riß Regulus ihn heraus, indem er allen weitern Unterhandlungen ein Ende machte, aufſtand, und ſich rüſtete, zu ſeinem Kerker zurück zu kehren. Umſonſt fleheten der Senat und ſeine theuerſten Freunde ihn zu bleiben. Umſonſt füllten ſein Weib und ſeine kleinen Kinder die Stadt mit ihrem Klaggeſchrey, und baten nur um den einzigen Troſt, ihn ſehn zu dür-

ſen. Standhaft beharrte er auf Erfüllung ſeines Verſprechens, und, wiewohl der Martern ſattſam kundig, die bey ſeiner Rückkehr ſeiner harrten, ſchied er ohne die Seinigen zu umarmen, oder von ſeinen Freunden Abſchied zu nehmen, von dannen, und zog mit den Geſandten nach Carthago zurück.

Nichts glich der Wuth und Befremdung der Carthager, als ſie von ihren Geſandten erfuhren, daß Regulus, ſtatt den Frieden zu befördern, die Fortſetzung des Krieges bewirkt habe. Mit den erleſenſten Martern beſchloſſen ſie ſeine große That zu vergelten. Sie ſchnitten ihm die Augenlieder ab und ſtürzten ihn in ſeinen dunklen Kerker zurück. Dann mit einmal ſtellten ſie ſein entblößtes Angeſicht den ſtechenden Sonnenſtrahlen bloß. Dann verſpündeten ſie ihn in ein Faß, das nach innen mit ſpitzigen Nägeln ausgeſchlagen war, und in dieſer martervollen Lage ließen ſie ihn umkommen.

Erbitterter denn jemalen griffen beyde Theile itzt zu den Waffen. So manche Schiffbrüche, ſo vieler braver Krieger Verluſt, konnte die unerſchütterlichen Römer nicht abſchrecken, noch einmal eine Flotte auszurüſten und Carthago von neuem Trotz zu bieten. Es ſchien jedoch, als ob das Verhängniß beſchloſſen habe, ihnen dies unbeſtändige Element durchaus zu verleiden. Durch die ſchlechten Maasregeln ihres Conſuls **Claudius Pulcher** und durch andere Unfälle ward dieſe Flotte, wie alle vorigen zerſtört, und mit ihr ſchienen alle Quellen zu Ausrüſtung einer neuen verſiegt zu ſeyn. Sieben Jahre hindurch waren ſie genöthigt alle Seerüſtungen aufzugeben. Dann ermannten ſie ſich noch einmal, erbaueten eine furchtbarere Flotte denn jemalen, und vertraueten ſich dem trüglichen Elemente mit ungebrochenem Muth. Diesmal ward ihre Beharrlichkeit belohnt. Sieg folgte

auf Sieg. Fabius Bukeo war der erſte, der ein Geſchwader feindlicher Schiffe ſchlug, aber Lutatius Catulus zerſtörte die ganze Seemacht der Carthager durch einen glorreichen Sieg, in welchem er, der untrüglichſten Berechnung nach, hundert und zwanzig ihrer Schiffe eroberte. Dieſer unerſetzliche Verluſt zwang die Carthager um Frieden zu bitten, und Rom fand rathſam, ihn ihnen zuzugeſtehen, unter keinen andern Bedingungen jedoch, als jenen, die ihnen einſt Regulus an den Thoren ihrer Hauptſtadt auferlegt hatte. Dieſe waren, daß ſie tauſend Talente Silbers zur Erſtattung der Kriegskoſten auf der Stelle, zweytauſend zweyhundert aber binnen zehn Jahren bezahlen; Sicilien und alle umliegenden Inſeln räumen; mit den Bundsgenoſſen der Römer nie Krieg führen, noch mit Kriegsſchiffen ins römiſche Gebiet kommen, endlich auch alle Gefangenen und Ueberläufer ohne Löſegeld ausliefern ſollten. Dieſe harten Bedingungen unterſchrieben die erſchöpften Carthager mit vieler Bereitwilligkeit; und ſo endigte ſich der erſte puniſche Krieg, der vier und zwanzig Jahr dauerte, und vielleicht noch länger fortgedauert hätte, wenn nicht beyde Völker außer Stande geweſen wären, ihre Feindſeligkeiten länger fortzuſetzen.

Sechzehntes Kapitel.

Vom Ende des erſten puniſchen Krieges bis zum Ende des zweyten.

Auf dieſen blutigen Krieg folgte ein ſo tiefer Friede, daß ohngefähr ſechs Jahre nachher, zum zweytenmal nach Erbauung der Stadt, der Janustempel geſchloſſen ward. So mit allen Nationen in Freundſchaft hatten die Römer Muße, die Künſte des Friedens anzubauen. Sie gewannen Geſchmack an der Dichtkunſt, der erſten von allen, die in jeder geſitteten Nation emporkömmt und wieder verfällt. Bis dahin hatten die Römer ſich an den rohen Schwänken niedriger Pickelheringe ergötzt. Ihre **feſcenniniſchen** Spiele wurden von einigen ausgelaſſenen Schauſpielern geſpielt, deren Schmutz für Witz, und Poſſe für Humor galt. Dieſe wurden durch eine höhere Dichtungsgattung verdrängt, die ſogenannte **Satire**, eine Art von Dramen, die die Sitten der Großen ſchilderte, und dem Gelächter des Volks preis gab. Denen folgten die **Tragödie** und **Komödie**, die von den Griechen geborgt wurden, wie denn auch der erſte
J. d St. 514. dramatiſche Dichter Roms **Livius Andronicus** von Geburt ein Grieche war. Sobald das Volk dieſe geſchmackvollen Unterhaltungen gekoſtet hatte, ſo verwarf es den vorigen Unrath mit Abſcheu. Von nun an arbeitete man nur nach griechiſchen Muſtern, und wiewohl die Römer dieſe ihre Meiſter in der dramatiſchen Dichtkunſt nie erreicht haben, ſo übertrafen ſie ſie doch bald in den zartern Dichtungsgattungen. Die Elegie, die Ekloge, das Lehrgedicht, gewannen neue Schönheit im römiſchen Idiom, und die Satire, nicht jener rohe Dialogism deſſen wir ſchon gedacht

haben, ſondern eine edlere Art, die Lucilius erfand, war ganz ihr eigen.

Dieſe friedlichen Beſchäftigungen waren jedoch nicht fähig, dies kriegeriſche Volk in Unthätigkeit einzuwiegen. Jede Friſt des Ausruhens ſchien ihnen mehr zu neuen Unternehmungen friſche Kraft zu geben, als ihre alte Schnellkraft zu erſchlaffen. Die **Illyrier** waren die erſten, die es erfuhren. Dies Volk, das ganz ungeſtraft auf dem Mittelmeer Räuberey getrieben hatte, ſieng itzt an, auch an römiſchen Handelsleuten ſich zu vergreifen. Die Römer beklagten ſich darüber bey ihrer Königin **Teuta**. Dieſe aber ließ ſtatt der Genugthuung die Geſandten umbringen. Nun kam es zum Kriege, in welchem die Römer ſiegten. Eine Menge illyriſcher Städte ward erobert, und zuletzt ein Friede geſchloſſen, Kraft deſſen den Römern der größte Theil des Landes abgetreten, ein jährlicher Tribut zugeſtanden, und das Verſprechen geleiſtet werden mußte, daß die Illyrier niemalen mit mehr denn zwey, noch dazu unbewafneten Fahrzeugen ſich jenſeit des Fluſſes **Liſſus** wollten ſehen laſſen. J. d. St. 527.

Die Gallier waren das nächſte Volk, das ſich die Ungnade der Römer zuzog. Wähnend, daß eine Friſt des Friedens, wo die Heere beurlaubt waren, die bequemſte Zeit zu neuen Einfällen ſey, hatten ſie neue Schwärme der ihrigen über die Alpen gezogen, fielen in Etrurien ein, und verwüſteten alles mit Feuer und Schwert, bis ſie Rom ſelbſt bis auf drey Tagereiſen nahe kamen. Ein Prätor und ein Conſul wurden wider ſie abgeſchickt, welche, in den Künſten der verbeſſerten Taktik unterwieſen, die noch immer in urſprünglicher Barbarey beharrenden Gallier mit leichter Mühe umzingelten. Umſonſt formirten dieſe rohen Völker, die nichts als ihre Tapferkeit für ſich hatten, zwo Fronten, um ihren Gegnern die Spitze

zu bieten; ihre nackenden Leiber und ungeübten Kräfte waren nicht fähig dem Stoß eines überall geharniſchten und aller kriegeriſchen Evolutionen kundigen Feindes zu widerſtehen. Ein fürchterliches Blutbad folgte. Vierzigtauſend Gallier blieben auf dem Platz und zehntauſend wurden gefangen. Dieſem großen Siege folgte ein anderer, den **Marcellus** über ſie gewann, und durch Erlegung ihres Königes **Viridomar** verherrlichte, dem er die dritte fette **Beute** abnahm, deren Rom bis itzt ſich rühmen konnte. Dieſe fürchterliche Niederlage zwang die Gallier, einen Frieden zu erbitten, der das Gebiet des Reiches anſehnlich erweiterte. So glücklich focht Rom itzt. Von allem ſeinem vorigen Verluſt hatt' es ſich wieder erholt, und bedurfte nur eines Feindes, der ſeiner Waffen würdig ſey, um einen neuen Krieg zu beginnen.

Die Gelegenheit hiezu mangelte nicht lange. Die Carthager, die nur Friede geſchloſſen hatten, weil ſie den Krieg zu führen nicht länger im Stande waren, ergriffen die erſte beſte Gelegenheit, den Vergleich zu brechen. Sie belagerten **Sagunt**, eine Stadt in Spanien, und ließen die Vorſtellungen der Römer ſich nicht hindern ihre Operationen mit Nachdruck fortzuſetzen. Geſandte wurden von Rom nach Carthago geſchickt, die ſich über den Bruch der Friedensarticel beklagen und verlangen ſollten, daß **Hannibal**, der carthagiſche Feldherr, der zu dieſem Schritte gerathen, ihnen ausgeliefert würde. An dem Abſchlage dieſer Forderung merkten die Geſandten, daß die Carthager zu einem Bruche geneigt wären. Um nun ihrer wahren Geſinnungen gewiß zu ſeyn, hielt einer der Geſandten dem verſammelten Senat ſeinen zuſammengenommenen Rockſchoß hin, erklärte, daß er ihnen hier Krieg oder Frieden bringe und forderte ſie auf,

zu

zu wählen. Sie überließen die Wahl ſeinem Gutdünken. Wohlan, ſprach er, ſo ſey es denn Krieg, ſchüttelte den Rockſchoß aus einander, und verließ augenblicklich die Verſammlung, um nach Rom zurück zu kehren.

Als ſolchergeſtalt der Krieg zwiſchen den beyden Nebenbuhlerinnen erklärt war, übertrugen die Carthager den Oberbefehl ihres Heeres dem Hannibal, einem Sohn **Hamilkars**, ihres vormaligen Anführers. Schon mit der Milch ſeiner Mutter hatte Hannibal den Haß Roms eingeſogen. Als einen noch zarten Knaben hatte ſein Vater ihn vor den Altar geführt, und ihm einen förmlichen Eid abgenommen, daß er nie mit Rom in Freundſchaft leben noch jemalen aufhören wolle, ſeiner Macht zu ſteuern, bis er oder jene nicht mehr da wären. Früh gewöhnte Hannibal ſich zu den Waffen. In ſeinem erſten Feldzuge ſchon äußerte er das Talent zu befehlen und zu gehorchen in gleichem Grade. Dieſes gewann ihm die Liebe ſeiner Obern, jenes der Schaaren, die ſeiner Leitung anvertrauet waren. Galt es, irgend einer Gefahr zu trotzen, ſo zeigte er den unerſchütterlichſten Heldenmuth — ihr auszuweichen, die äußerſte Geiſtesgegenwart. Keine Beſchwerden waren fähig ſeinen Körper zu überwältigen, kein Unglück groß genug um ſeinen Geiſt zu knicken. Gleich abgehärtet gegen Hitze und Kälte, genoß er nur grade ſo viel, als die Natur, nie, was die Lüſternheit verlangte; arbeitete oder ruhte nie zu beſtimmten Zeiten, ſondern wie die Geſchäfte und die Sorge fürs Vaterland es erforderten; oft fand man ihn in der Mitte der Gemeinen mit einem ſchlechten Reutermantel zugedeckt, auf bloßer Erde ſchlafen. Seine Kleidung war von der gemeinſten Krieger ihrer in nichts unterſchieden, außer J. d. St. 536.

 daß

daß er in ſeinen Pferden und in ſeiner Rüſtung eine beſondere Eleganz liebte. Er war der beſte Reuter und der ſchnellſte Renner ſeiner Zeit. Immer im Angrif der erſte, der letzte auf dem Rückzug: immer weiſe in ſeinen weitgreifenden Planen, unerſchöpflich in Erfindungen, die den Feind verwirren oder ihn ſelber aus Verlegenheiten retten konnten; erfahren, ſchlau, ſcharfſichtig, vorſichtig und kühn. Dies waren die bewundernswürdigen Eigenſchaften dieſes unnachahmlichen Kriegers, der allgemein für den größten Feldherrn des Alterthums gehalten wird. Auf der andern Seite war er grauſam und treulos. Ohne Ehre und Religion, und dabey ſo ſehr Heuchler, daß er die Mine von beyden bis zur größten Wahrheit anzunehmen wußte; Mängel, die jene ſchöne Eigenſchaften freylich ſehr im Schatten ſetzen, dabey man aber nicht vergeſſen muß, daß es nur ſeine Feinde ſind, die ihn derſelbigen beſchuldigen. — Von einem ſolchen Krieger und Staatsmann unterhielt Carthago mit Recht die allerhöchſten Erwartungen, und dieſe Erwartungen wurden durch die Eroberung Sagunts nicht wenig beſtätigt und erhöhet. Allein Hannibal gab bald Proben eines vielumfaſſendern Genies, als ſeine Mitbürger ihm je zugetrauet hatten. So wie Rom ſeiner Vaterſtadt ehedem im Herzen ihres Gebietes getrotzet hatte, ſo beſchloß er es itzt hinwiederum in Italien ſelbſt anzugreifen, durchzog ganz Spanien, ſammelte ein Heer aus allerley Zungen und Nationen, ließ dann den **Hanno** mit hinlänglicher Macht zur Verwahrung der neuen Eroberungen in Spanien zurück, und drang an der Spitze eines Heeres von funfzigtauſend Mann zu Fuß und neuntauſend Reuter queer durch die Pyrenäen in Gallien ein. Dies weitläuftige und damals größtentheils wilde, wenigſtens mit feindlichen Völkerſchaften angefüllte

Land

Land durchzog er kühn und unerſchrocken. Nicht zu hemmen vermochten ſeinen Heldenzug die unermeßlichen Wälder und Ströme; nicht die Rhone mit ihrem reiſſenden Strome und mit ihren Feinden bedeckten Ufern; nicht die Dura mit den unzähligen Kanälen, darin man ſie zerſchnitten hatte. Mit Muth und Beharrlichkeit überſtand er alle Schwierigkeiten, und langte binnen zehn Tagen an dem Fuß der Alpen an, durch die er ſich itzt eine Bahn in Italien brechen wollte. Es war in der Mitte des Winters, da er dies erſtaunliche Abentheuer übernahm. Die Jahrszeit vermehrte die Schrecken einer Scene, die die Natur ſchon an ſich aufs Grauſende und Entſetzliche ſchien berechnet zu haben. Die ungeheuere Höhe und die ſchwindelnde Jähe der ſchneebedeckten Berge; die dürftigen Hütten, die an den Wänden von Abgründen zu kleben ſchienen; die verkümmerte Geſtalt halb verklommener Heerden, und von Hunger wüthend gemachte wilde Thiere; das ſchreckliche wilde Ausſehn der barbariſchen Bergbewohner, die in Felle gekleidet, und mit ſtruppigen Haaren bewachſen, ihren wilden Nachbarn Sitte und Lebensart ſchienen abgelernet zu haben — Alles vereinigte ſich zu einem Gemählde, das dem Zuſchauenden Staunen und Entſetzen einflößte. Nur Hannibals Muth zu brechen waren dieſe Schrecken zu ohnmächtig. Er hielt eine Rede an ſein Heer, verſicherte ſie, daß ſie itzt die Mauern Roms, nicht Italiens erklettern ſollten und führte ſie ohne Zeitverluſt zu dem kühnſten Wageſtück, das im ganzen Alterthum iſt beſtanden worden.

Allein nicht bloß mit eiteln Schreckbildern hatte das Heer auf dieſem Zuge zu kämpfen, ſondern mit zahlloſen unvorhergeſehenen Drangſalen. Die Kälte, die Schrunden, die Felszacken, das glatte Eis, vor allen

aber die unaufhörlichen Feindſeligkeiten der Eingebornen, die von unerſteiglichen Höhen herab ungeheuere Felſenſtücke auf die vorbeyziehenden Geſchwader herunterwälzten; alles vereinigte ſich, das Heer zu entmuthigen. Neun mühſelige Tage ſchleppte ſich Hannibal durch dieſe unbetretnen Pfade; dann gewann er die Gipfel des Gebirges, von deſſen Scheitel herab er mit ſeinen erſchöpften Völkern des erquickenden Anblicks der Fluren und Thäler Italiens genoß, die weit ausgebreitet in blühender Schöne zu ihren Füßen lagen. Zween Tage ruhete das Heer; dann begann es den Gebirgrücken hinabzuklimmen, eine noch gefahrvollere Arbeit als die vorige. Unermeßlicher Schnee war jüngſt gefallen, und verſchlang faſt allein ſo viele Menſchen, als vorhin der Feind zerſtört hatte. Jeder neue Schritt ſchien die Gefahren zu mehren, bis endlich eine dreyhundert Ruthen ſenkrecht hohe Felſenwand ihnen alles weitere Fortrücken durchaus verſperrte. Hier las man die Verzweifelung auf jedem Angeſicht, nur Hannibal blieb unerſchüttert. Zuerſt verſuchte er vermittelſt eines Umweges einen bequemeren Durchgang zu entdecken, da ihm dieſes aber mißglückte ſo entſchloß er den Fels zu ſprengen. Unzählige hohe Bäume wurden gefällt, ein mächtiger Scheiterhaufen an jener Felswand vor ihnen aufgethürmt, und dieſer in Brand geſteckt. Der Fels glühete durch und durch, und nun, ſagt Livius, ließ Hannibal ihn mit Weineſſig erweichen, und öfnete ſich auf dieſe Weiſe mit leichter Mühe einen Weg, durch welchen ſein ganzes Heer mit Sicherheit durchziehen konnte. Es ſchien dies das letzte Hinderniß zu ſeyn, das ſie auf dieſem beſchwerlichen Zuge antreffen ſollten, denn ſo wie ſie tiefer herunterſtiegen, wurden die Thäler zwiſchen den Gebirgen allmälig fruchtbarer; das Vieh fand Weide, das Volk einige Muße ſich zu erholen.

holen. Funfzehn Tage hatte der Zug durchs Gebirge gedauert, die Hälfte des Heeres hatten Kälte und die Eingebornen aufgerieben; mit der noch übrigen Hälfte befand ſich Hannibal itzt in den Ebenen Italiens.

Kaum war zu Rom die Zeitung erſchollen, daß Hannibal an der Spitze eines furchtbaren Heeres durch die Alpen ziehe, um ins Vaterland einzufallen, ſo ſchickte der Senat ihm den **Scipio** entgegen, einen Feldherrn, auf den man großes Zutrauen ſetzte. Entſchloſſen eine Hauptſchlacht zu liefern, ehe Hannibals Heer ſich von den ausgeſtandenen Beſchwerden erholen können, brachte Scipio eiligſt ſeine Völker zuſammen, und griff ihn bey **Ticinum** an. Eine Weile blieb das Gefecht unentſchieden, als eine Schaar numidiſcher Reuter aber plötzlich eine Schwenkung machte und den Römern in den Rücken fiel, wurden ſie genöthigt, ſich mit beträchtlichem Verluſt zurückzuziehn. Der Conſul ward gleich zu Anfang des Treffens verwundet, und würde dem Feind in die Hände gefallen ſeyn, wenn ſein Sohn Scipio, in der Folge der **Africaner** genannt, ſich nicht in das heißeſte Schlachtgedränge geworfen, und ſeines Vaters Leben mit Gefahr ſeines eignen gerettet hätte. Nach dieſem Siege traf Hannibal die vorſichtigſten Maasregeln zu Verſtärkung ſeines Heeres, indem er dem **Mago**, dem Anführer der Reuterey, Befehl gab, auf ſeinen Streifereien bloß die Beſitzungen der Römer zu plündern, der Gallier ihre aber ſorgfältigſt zu ſchonen. Dieſe Unterſcheidung gefiel dem argloſen Volk. Sie erklärten ſich dem größten Theile nach für ihn und ſchwärmten ſchaarenweiſe zu ſeinen Fahnen.

Mittlerweile beſchloß **Sempronius**, der andere Conſul, die Schlappe, die ſeinem Gehülfen war verſetzt worden, wieder gut zu machen, und da er durch den fort-

fortdauernden Abfall der Gallier Hannibals Stärke mit jedem Tage wachſen ſahe, ſo beſchloß er bey der erſten Gelegenheit zu ſchlagen. Hannibal ließ es an dieſer ihm nicht lange fehlen. An den Ufern des Trebia trafen die beyden Heere aufeinander. Hannibal, des römiſchen Ungeſtüms, den er in beynahe jedem Gefechte wohl zu nutzen wußte, ſattſam kundig, hieß etwa tauſend ſeiner Reuter, deren jeder einen Infanteriſten hinter ſich auf dem Pferde hatte, über den Fluß ſetzen, und Angeſichts der Römer das Land verwüſten. Die Römer ſäumten nicht dieſe Mordbrenner anzugreifen, die ſich mit verſtellter Flucht über den Fluß zurückzogen, und eben ſo eifrig von dem Conſul verfolgt wurden. Nicht eher, als bis das ganze Heer den Fluß im Rücken hatte, fühlte Sempronius ſich ſchon halb überwunden, indem ſeine Leute bis an die Achſeln in dem eiskalten Waſſer hatten waten müſſen, und mit den verklommenen Gliedern kaum die Waffen führen konnten. Aber itzt noch an einen Rückzug zu denken war zu ſpät; denn ſchon that Hannibal mit ſeinen friſchen Völkern einen ſo lebhaften Angriff, daß das Treffen ſogleich allgemein ward. Der römiſche Heldenmuth widerſtand allem Nachtheiligen ihrer Lage ungeachtet eine Zeitlang, und hielt den Sieg unentſchieden; als ſie ſich aber von einer Schaar Reuter, die der Carthager zu dem Ende in einen Hinterhalt gelegt hatte, im Rücken angegriffen ſahen, flohen ſie unaufhaltſam. Ihrer ſechs und zwanzigtauſend kamen um, theils durch das Schwert des Feindes, theils auf dem Verſuche, wieder über den Fluß zu ſetzen. Nur zehntauſend tapfere Männer öffneten mit verzweifelter Tapferkeit ſich einen Weg mitten durch den ſie umzingelnden Feind, und zogen ſich fechtend zurück, bis ſie in der Stadt Placentia Sicherheit fanden.

Der

Der Ausgang dieſer beyden Schlachten vermehrte Hannibals Vorſicht und Roms Wachſamkeit. Von beyden Seiten rüſtete man ſich mit größerer Lebhaftigkeit denn jemalen zu dem bevorſtehenden Feldzuge, und der Carthager, das Land itzt offen findend, beſchloß ſich der Hauptſtadt durch Etrurien zu nähern. Zwey Wege führten in das Land, ein langweiliger aber ſicherer, ein anderer kürzerer durch die Sümpfe des austretenden Arno. Hannibal wählte den letztern; aber alle Beſchwerden, die die Carthager bisher ausgeſtanden hatten, glichen denen nicht, womit ſie itzt zu kämpfen hatten. Drey Tage und Nächte hintereinander mußten ſie ohne Schlaf und Ruhe bis an die Knie im Waſſer waten; die Pferde verloren ihre Hufe, das Zugvieh ſank todt in dem Schlamm zu Boden. Hannibal, auf dem letzten noch übrigen Elephanten reitend, hatte außer dem tödtenden Anblick des vervielfachten Elendes ſo vieler tapferer Männer, noch mit eigenen Leiden zu kämpfen. Seine Geſundheit hatte ſchon im vorigen Frühling gelitten, und eine Augenentzündung, die ihn damalen befiel, verſchlimmerte ſich itzt ſo ſehr, daß er das eine Auge gänzlich verlor. Als er endlich wieder trocknen Boden gewann, erfuhr er, daß der Conſul **Flaminius** bey Aricia ſtehe, und den Zuzug des andern Conſuls mit Verſtärkungen erwarte. Nun war es eine von Hannibals Feldherrntugenden, daß er ſich allemal aufs ſorgfältigſte nach dem Charakter der Anführer erkundigte, mit denen er zu thun hatte, und ſo erfuhr er denn auch diesmal, daß Flaminius raſch, übermüthig, ſtolz auf ehemalige Thaten, und ganz unbeſorgt um die Zukunft ſey. Sogleich beſchloß er ihn zur Schlacht zu bringen ehe ſein Gehülfe käme. Flaminius lag mitten in der Straße nach Rom. Er aber, als bemerke er ihn nicht, oder verachte ihn zu

bemerken, ließ ihn ſeitwärts liegen, rückte unbekümmert vorwärts, als wenn er Rom belagern wollte, und verheerte das Land umher mit Feuer und Schwert auf ſchreckliche Weiſe. So viel Hohn war dem übermüthigen Flaminius zu ſtark. Unfähig ſich ins Angeſicht trotzen zu laſſen, dürſtete er zu ſchlagen, und nicht der Rath der Senatoren, nicht die Warnung der erfahrenſten Krieger, mit einem Feinde, dem er nicht gewachſen ſey, nicht einen ungleichen Streit zu wagen, vermochte ſeine Ungeduld zu dämpfen. Auf der Stelle befahl er dem Heere zu marſchiren. Mit Freuden gehorchte es, frohlockend in dem Muth ſeines Führers und in eiteln Hofnungen ſchwelgend, während die Weiſern und Verſtändigern den bevorſtehenden Unfall ahndeten. Hannibal ſtand mit ſeinem Heere damalen an dem See **Thraſimene**. Keine beſſere Stellung hätte er nehmen können. Eine Kette von Gebirgen ſtrich bis an den See, und zwiſchen See und Gebirgen führte ein ſchmaler Paß in ein rings mit Hügeln umſchloſſenes Thal. Auf jenen Hügeln ſtellte er ſeine beſten Völker, und in dieſes Thal leitete Flaminius die Seinigen um ihn anzugreifen. Eine den Carthagern in jeder Rückſicht ſo vortheilhafte Stellung ward durch den Zufall unterſtützt. Ein Nebel ſtieg aus dem See empor, und hinderte die Römer den Feind zu ſehen, während dieſer über die Region des Nebels erhaben, die ganze Schlachtordnung der Römer überſchauete. Es ließ ſich errathen, welchen Ausſchlag das Betragen zwey ſo ungleicher Feldherrn dem Tage geben mußte. Das römiſche Heer ward geſchlagen und niedergemetzelt ehe es den Feind noch wahrnahm, der es zu Grunde richtete. Ueber funfzehntauſend Römer fielen in dem Thale und mehr denn ſechstauſend wurden genöthigt ſich gefangen zu geben. Mitten in dem allgemeinen

Blutbade that Flaminius alles was in ſeiner Macht war, um das Heer zu retten. Ueberall, wo der Feind am ſchrecklichſten würgte, flog er mit einer Schaar auserleſener Begleiter hin, um ihm zu widerſtehen; endlich aber am Siege verzweifelnd, und unwillig, den Tod ſo vieler tapferer Tauſende zu überleben, ſtürzt' er ſich einſam ins dichtſte Gedränge der Feinde, und ward von einem galliſchen Reuter getödtet, der ihm ſeine Lanze in den Leib ſtieß. Hannibal bediente ſeines Sieges ſich mit ſeiner gewöhnlichen Klugheit; die Römer behielt er gefangen, die Latier ließ er mit vieler Höflichkeit frey; auch wollte er den Leichnam des Conſuls auf ehrenvolle Art begraben laſſen. Man konnte ihn aber unter den Haufen der Erſchlagnen nicht herausfinden.

Als die Zeitung dieſer dritten Niederlage nach Rom kam, und die erſte dumpfe Betäubung kühlerem Nachdenken Raum gegeben hatte, beſchloß man einen Befehlshaber von unumſchränkter Macht zu wählen, um ſeiner Weisheit die Rettung des Staates anzuvertrauen. Derjenige, den dieſe ehrenvolle Wahl traf, war **Fabius Maximus**, ein Feldherr von entſchiedener Tapferkeit, aber auch von unbeſtechlicher Klugheit, weniger geblendet von dem Glanz des Sieges, als gerührt von dem ſtilleren Ruhm, ihn zu verdienen. Dieſer alte Feldherr traf eiligſt ſo gute Zurüſtungen, als er vermochte, und rückte ſodann ins Feld, feſt entſchloſſen jedoch, mit einem Feinde nicht zu ſchlagen, deſſen Ueberlegenheit er kannte. Schon lange vorher hatt' er ſich einen Operationsplan entworfen, den er den ganzen Feldzug hindurch mit pünktlicher Strenge befolgte. Er war überzeugt, daß der einzige Weg den Carthager in dieſer weiten Entfernung von ſeiner Heymath aufzureiben, der ſey, daß man ihn ab-

abmüde, nicht aber mit ihm ſchlage. Zu dem Ende lagerte er ſich beſtändig auf Anhöhen, die der feindlichen Reuterey unzugänglich waren. So oft der Feind ſich rührte, rührt' auch er ſich, beobachtete alle ſeine Bewegungen, verengerte ſeine Quartiere, ſchnitt die Zufuhr ihm ab. Umſonſt erſchöpfte Hannibal alle ſeine Kriegsliſt, um ihn zur Schlacht zu bringen. Der vorſichtige Römer, von der Zeit an der **Zauderer** zugenahmſet, blieb unerſchütterlich auf ſeinen Bergen, zufrieden den Feind gewiſſermaßen durch ſein Zaudern geſchlagen zu ſehen. Hannibal ward itzt inne, daß er einen ganz andern Gegner, als die vorigen vor ſich habe, und da ſeine gewöhnlichen Künſte hier zu kurz reichten, ſo verſuchte er den Feldherrn ſeinem Heer verächtlich zu machen. Itzt trotzt' er ihm in ſeinem Lager; itzt verheerte er die Gegend rings umher, redete verächtlich von ſeinen Fähigkeiten, und ſchonte auf ſeinen Streifzügen ſorgfältig die Beſitzungen des Fabius, während er der andern Römer ihre ohne Gnade niederbrannte.

So viel Kunſtgriffe verfehlten nicht ganz ihrer Wirkung. Die Römer begannen allmälig, ihren Feldherrn der Feigheit oder der Verrätherey verdächtig zu halten, und ein geringfügiger Zufall, der bald nachher ſich zutrug, verſtärkte dieſen Verdacht. Hannibal, der Fouragirens halber in eine Gegend Nahmens **Caſſinum** marſchiren wollte, ward durch einen Irrthum ſeines Wegweiſers nach **Caſſilinum** geführt, wo er ſich mit einemmal in einer engen, mit Hügeln rings umſchloſſenen Gegend befand. Um jedoch von ſeiner mißlichen Lage allen möglichen Vortheil zu ziehn, befahl er der Reuterey, Angeſichts der Römer, die ihn von den benachbarten Höhen beobachteten, das Land aufs fürchterlichſte zu verheeren.

Er

Er wußte, daß dieſe Verwüſtungen die Rachgier der Römer reitzen würden, allein umſonſt lagen ſie ihren kaltblütigen Feldherrn an, ſie ins Treffen zu führen. Fabius behauptete ſeinen Poſten, ungerührt von dem Flehen ſeines Heers, unerſchüttert ſelbſt von den Vorwürfen ſeines Magiſter Equitum Minucius. Itzt ſah ſich Hannibal in ſeinen eignen Schlingen gefangen. Er lag in einer Gegend, in der er weder überwintern, noch ohne die augenſcheinlichſte Gefahr ſein Heer aus ihr herausziehn konnte. Aus dieſer Klemme konnte nur eine jener Kriegsliſten, deren nur große Männer fähig ſind, ihn retten. Er ließ zweytauſend Ochſen, die er im Lager hatte, kleine Reisbündel und brennende Fackeln zwiſchen die Hörner binden und bey Nacht zu den Höhen hinauftreiben, auf denen der Feind ſtand. Vom Eindruck des Feuers geſtachelt, liefen die Thiere wüthend und die Köpfe ſchüttelnd, den Berg hinan. Die ganze Gegend ſchien im Feuer zu ſtehen. Diejenigen, die die Zugänge des Berges bewachen ſollten, glaubten, da ſie eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung auf ſich andringen ſahen, daß das ganze feindliche Heer auf ſie anrücke, und flohen in beſtürzter Eil. Mittlerweile brach Hannibal mit ſeinem Heere auf und entrann durch die Engen, obgleich ſein Nachzug nicht wenig litt. Wiewohl nun Fabius in dieſer Ereigniß alle Klugheit und allen Muth des vollkommenſten Feldherrn gezeigt hatte, ſo konnt' er dem Murren ſeines Heers doch nicht entgehn, das ihn itzt eben ſo der Unwiſſenheit und Unerfahrenheit beſchuldigte, als es vorhin ſeine Tapferkeit und Treue bezweifelt hatte.

Fabius, um eine Unzufriedenheit, die er nicht zu verdienen überzeugt war, unbekümmert, begab ſich nach Rom, um Geld zu Auslöſung einiger Gefangnen,

nen, zu deren Losgebung ſich Hannibal erboten hatte, aufzubringen. Zuvor aber hatte er ſeinem Magiſter Equitum die gemeſſenſten Befehle ertheilt, ſich mit dem Feinde durchaus nicht einzulaſſen, die Reitzung möge ſo groß ſeyn wie ſie wolle. Allein Minucius, der itzt eben ſo geringſchätzig von ſeinem Dictator zu denken begann, als der Pöbel des Heeres von ihm dachte, vernachläſſigte ſeine Warnung, griff den Feind zu wiederholtenmalen an, und ſcharmützelte ſo glücklich mit ihm, daß ihm einmüthig mit dem Dictator gleiche Macht aufgetragen, und den beyden Feldherrn angewieſen wurde, jeder ſeinen Theil des Heers anzuführen. Kaum fand Minucius ſich mit gleicher Macht bekleidet, als er von Fabius weiſem Plan augenblicklich abwich. Statt auf den Höhen zu bleiben, zog er ſein Heer in die Ebenen hinab, und bot dem Feinde kühnlich ein Treffen an. Das war es grade, was Hannibal ſo lange gewünſcht hatte. Liſtiger Weiſe ſtellt' er ſich als ſey ihm gar ſehr daran gelegen, gewiſſe Höhen, die das Lager der Römer beſtrichen, in Beſitz zu nehmen, und lenkte aller Augen auf dieſe Gegend, während er in der entgegengeſetzten einen Hinterhalt legte, um in der Mitte des Gefechts hervorzubrechen. Alles gieng, wie ers angelegt hatte. Mit Ungeſtüm griffen die Römer die Höhen an, die der Carthager beſetzt hatte. Von beyden Heeren eilte Verſtärkung herbey. Endlich führte Minucius die Legionen heraus, und die Schlacht ward allgemein. Hier zeigte die Ueberlegenheit des carthagiſchen Feldherrn ſich unverzüglich. Der Hinterhalt brach hervor, hieb in den Nachzug ein, brachte das ganze Heer in Unordnung, und nichts als Tod und Untergang harrete des ganzen römiſchen Heers, als mit einmal Fabius erſchien. Von Rom, wo er die Auslöſung der Gefangenen betrieben, und da der Senat ihm die

Sache zu lau nahm, ſein ganzes Erbe verkauft hatte, um das Löſegeld ſelbſt zu bezahlen, kehrt' er grade in dem entſcheidenden Augenblick zurück; Ein Blick enthüllte ihm Minucius verzweifelte Lage. Keinen Augenblick bedachte er ſich, welchen Entſchluß zu ergreifen ihm gezieme. Wie ein Wirbelwind ſchoß er auf die Carthager herab, hemmete die Flucht der Römer, ſteuerte dem Nachdrang der Feinde. — Jtzt ward Hannibal inne, **daß die Wolke, die ſo lange um die Gipfel der Berge drohend herumgezogen war, mit einem Sturmwind auf ihn niederplatze.** Auf allen Seiten gedrängt ließ er zum Rückzuge blaſen, während Minucius die vorige Unbeſonnenheit bereuend, ſeinem Vater Fabius ſeinen Fehler eingeſtand, ihn um Verzeihung bat, der neuerhaltenen Macht entſagte, und ſich freywillig wieder unter den Oberfehl des Dictators ſtellte.

Allein nicht lange, ſo waren Fabius ſechs Monate verlaufen, und der kluge Feldherr mußte ſeine Würde niederlegen. Heftige Streitigkeiten erſchütterten Rom über die Wahl ſeiner Nachfolger. Noch immer waren Patricier und Plebejer wider einander in Fehde. Und, wie immer, ſo ſiegte auch diesmal die Menge, und **Terentius Varro** ward durch die Stimmenmehrheit in der Volksverſammlung gewählt. Dieſer Varro war aus den Hefen des Volks entſproſſen, und hatte nichts, das ihn empfehlen konnte, als Reichthum und Dreiſtigkeit. Eitel, unwiſſend, pralend, ſelbſt vermeſſen, gierig nach Volksgunſt, und durch jede Niederträchtigkeit um dieſelbe buhlend, hatt' er ſeit langer Zeit nach den höchſten Staatswürden getrachtet, die zu des Vaterlands Unglück ihm itzt ertheilt wurden. Jhm zugeſellet ward **Aemilius Paulus,** ein Mann von ganz entgegengeſetz-

tem Charakter; erfahren im Felde, vorſichtig im Handeln, und von Verachtung gegen ſeinen Gehülſen durchdrungen. Fabius, der ſo eben ſein Amt niedergelegt hatte, ſah mit gewöhnlichem Scharfſinn die Gefahr, die dem Staat von Seiten zweenſ ſo übel gepaarter Feldherrn drohete, und beſchwor den Aemilius bey allem was ihm theuer ſey, gegen die Liſten Hannibals und gegen Varros Unbeſonnenheit auf ſeiner Hut zu ſeyn. Aber hier war es nicht Zeit ängſtlichen Beſorgniſſen Raum zu geben. Der Feind war in der Nähe und die Römer, beynahe neunzigtauſend Mann ſtark, glaubten ſich jedem Feinde auf dem Erdboden gewachſen. Hannibal lag damalen bey dem Flecken **Cannä** im Lager, wo er einen Wind im Rücken hatte, der in dieſer Jahrszeit gewöhnlich weht, große Staubwolken von den verſengten Ebenen in die Luft jagt, und einem annähernden Feinde, wie er wußte, höchſt beſchwerlich werden mußte. In dieſer Stellung erwartete er mit einem Heere von vierzigtauſend Mann zu Fuß und halb ſo viel Reuterey die Ankunft der Conſuln. Den erſten Tag nach ihrer Ankunft war der Oberbefehl an Aemilius, und Aemilius ſchien nicht die geringſte Luſt zum Gefecht zu haben. Von des Feindes überlegner Stellung überzeugt, hielt er ſich ruhig, unbekümmert, ob Hannibal ihm in ſeinem Lager Trotz böte, oder ſein Gehülfe ihm Feigheit vorrückte. Ganz anders ergieng es am folgenden Tage. Ohne ſeinen Gehülfen zu fragen, gab Varro, der itzt den Oberbefehl führte, das Zeichen zur Schlacht, ſetzte über den Fluß Aufidus, der beyde Heere trennte, und ſtellte das ſeinige in Schlachtordnung. Die beyden Conſuln führten die Flügel, Varro den rechten, Aemilius den linken, ihm war die Leitung des Treffens anvertrauet. — Hannibal, der ſchon ſeit Tagesanbruch ſeine Völker geſtellt und geordnet,

ordnet, und mit ſeiner Stimme und ſeinem Beyſpiel ſie zum höchſten Heldenmuth entflammt hatte, nahm eine ſo kunſtreiche Stellung, das beydes Wind und Sonne ihm günſtig waren. Seine Reuterey ſtand der römiſchen gegenüber; die ſchwer bewaffneten afrikaniſchen Fußvölker befanden ſich auf den Flügeln, und hätten, wie der Geſchichtſchreiber ſagt, leicht für römiſche Schaaren angeſehen werden können, da ſie dem größten Theile nach in den Raub der bey **Trebia** und **Thraſymene** Erſchlagenen gekleidet waren. Itzt folgten die Gallier, ein rohes Volk, nackend von der Hüfte aufwärts, gerüſtet mit großen runden Schildern und ungeheuern Schlachtſchwertern mit ſtumpfer Spitze. Im Mittelpunkt des Heeres ſtritten die Spanier, ihre Waffe war ein kurzer ſpitziger Dolch, ihre Kleidung weißes Linnen mit ſchimmerndem Scharlach bebrämt. Den linken Flügel führte **Asdrubal**, **Maharbal** den Rechten, im Centro ſtritt **Hannibal**, und zwar zu Fuße. — Die leichte Infanterie eröffnete die Schlacht. Dann maßen ſich die Reuter, und da die Römer den Numidiern nicht widerſtehn konnten, ſo kamen ihnen die Legionen zu Hülfe. Nun ward das Treffen allgemein; umſonſt ſuchten die römiſchen Krieger eine Zeitlang das Centrum zu durchbrechen, in welchem Gallier und Spanier ſtritten; der alles beobachtende Hannibal hieß dieſen, als müßten ſie der Uebermacht weichen, Platz machen, und die Römer in die Mitte einer auserleſenen Schaar Africaner locken, die er zu dem Ende geſparet hatte. Dies gelang, die Römer wurden umzingelt, ſie waren erſchöpft, die Africaner noch friſch und muthig, und ſo erfolgte ein fürchterliches Blutvergießen. Alle Hoffnung Roms beruhete itzt auf der noch undurchbrochnen Reuterey der Bundsgenoſſen, aber auch dieſe letzte Hoffnung ward durch Hannibals

große Kunſt in die Luft geſprengt. Fünfhundert numidiſche Reuter, mit Dolchen, die ſie unter ihren Waffenröcken verſteckt hatten, mußten zum Feinde übergehen, und ſich ſtellen, als wollten ſie ſich zu Kriegsgefangenen ergeben. Die Römer argwohnten nichts, ließen ſie, um ihrer deſto ſicherer zu ſeyn, zu dem Nachtrabe ſtoßen, und während ſie mit dem Feind, der ihnen die Stirne bot, im heißeſten Gefecht begriffen waren, fielen mit einemmal dieſe Ausreiſſer ihnen mit entblößten Dolchen im Rücken und brachten ſie in unherſtellbare Unordnung.

Von nun an verbreiteten Flucht und Niederlage ſich durch jeden Theil des römiſchen Heers. Varros Pralereyen waren erſtummt. Nur Aemilius, der bald zu Anfange des Gefechts von einem Schleuderer gefährlich verwundet worden, hielt mit einem Geſchwader Reuter noch feſten Stand und that alles was in ſeinen Kräften war, um dem ſiegenden Feinde zu ſteuern. Unfähig es zu Pferde länger auszuhalten, ſaß er ab, und alle ſeine Gefährten thaten das nehmliche. Was konnte aber von einem Schritte erwartet werden, den die Verzweiflung eingegeben hatte. Trotz des unerſchrockenen Muthes, mit dem ſie fochten, wurden ſie bald gezwungen zu weichen; die es noch vermochten, ſetzten ſich wieder zu Pferde, und ſuchten ſich durch die Flucht zu retten. In dieſer bejammernswürdigen Lage der Dinge war es, daß **Lentulus**, einer der Kriegstribunen, der ebenfalls in der Schnelligkeit ſeines Roſſes vor dem verfolgenden Feinde Sicherheit ſuchte, den Conſul Aemilius auf einem Steine ſitzend antraf, bedeckt mit Staub und Blut, und der Ankunft der Nachſetzenden mit dem Muth der Verzweiflung entgegen harrend. „Aemilius, rief der edle Tribun, du wenigſtens biſt unſchuldig

an

an dem Blutvergießen dieſes Tages; nimm mein Roß, dieweil dir noch einige Kräfte übrig ſind, und ich gelobe dir, dich zu beſchirmen und mit meinem Leben dich zu vertheidigen. Blutes genug haben wir an dieſem unglücklichen Tage verloren, mache du ihn durch den Verluſt eines Feldherrn nicht noch unglücklicher.“ — „Ich danke dir Lentulus, rief der ſterbende Conſul, behaupte deine Tugend bis ans Ende, und mögen die Götter deine Menſchenliebe gegen mich vergelten. Allein für mich iſt alles dahin; mein Entſchluß iſt gefaßt, ſuche nicht einen dem Untergange geweihten Mann umzuſtimmen, und verſcherze dadurch die einzigen Mittel dich ſelbſt zu retten. Geh, ich befehl' es dir, und ſage dem Senat von meinetwegen, daß er Rom wider die Annäherung des Siegers befeſtige. Sag auch Fabius, daß ich lebend ſeines Rathes nie vergeſſen habe, und itzt, im Tode ihn noch billige.“ Während er ſo redete, nahte ſich der Feind. Lentulus floh, ſah aber den Conſul noch, eh' er ihn aus dem Geſichte verlor, in der Mitte von Hunderten ohnmächtig fechtend, den Geiſt aufgeben. Das Gemetzel hatte itzt verſchiedene Stunden gedauert. Die Sieger ſelbſt wurden ſeiner müde. Hannibal befahl des Ueberwundnen zu ſchonen, und führte die Seinigen ins Lager der Römer, wo ein beträchtliches Corps ſich auf die Bedingung, mit Zurücklaſſung ihrer Waffen nach Rom zurückkehren zu dürfen, ergab. In dieſer ſchrecklichen Schlacht verloren die Römer funfzigtauſend Mann, zwey Quäſtorn, ein und zwanzig Tribunen, achtzig Senatoren und ſo viel Ritter, daß Hannibal drey Scheffel goldner Ringe, die dieſer Orden an ſeinem Finger zu tragen pflegte, nach Carthago geſchickt haben ſoll.

Dies ſchien der Streich zu ſeyn, der Roms Schickſal entſcheiden ſollte. Nichts war übrig und

nichts der allgemeinen Erwartung angemeſſener, als daß Hannibal ſogleich vor die Thore der Stadt rücken und ſie als leichte Beute wegnehmen würde. So rieth ihm wirklich **Adharbal**, und konnte, da Hannibal ſeinen Rath verwarf, nicht umhin zu bemerken, daß der carthagiſche Feldherr zwar wohl zu ſiegen wiſſe, nicht aber ſeine Siege zu nützen. In der That ſcheint Adharbals Rath ſehr vernünftig, wenn man auf die allgemeine Beſtürzung Rückſicht nimmt, die zu Rom in dieſen Tagen herrſchte. Ueberall, und in allen Gegenden der Stadt hörte man nichts denn Klaggeſchrey, Jammergeheul verzweifelnder Weiber, welche dieſe ihren Gemahl, jene ihre Kinder wieder foderten. Umſonſt verſammelte der Senat ſich, um einige Maasregeln zu nehmen. Das Geſchrey des Pöbels ſtörte die Ruhe und die Stille, die zu wichtigen Berathſchlagungen unentbehrlich ſind. Nichts als Schrecken mahlte ſich in jedem Angeſicht; Verzweiflung ſprach aus jeder Zunge. Erſt als die allgemeine Beſtürzung ſich ein wenig gelegt hatte, vermochte der Senat den allgemeinen Entſchluß zu faſſen, daß, um der Staatsverwaltung wieder Kraft zu geben, ein Dictator erwählt werden ſollte. Auch war Befehl gegeben, daß alle Weiber ſich in ihren Häuſern halten ſollten, und an den Thoren wurden Wachen angeſtellt, mit gemeſſenem Befehl, niemanden aus der Stadt zu laſſen. Nicht wenig zur Rettung der Stadt trug auch der junge **Scipio** bey, den wir ſchon das Leben ſeines Vaters haben retten ſehen. Er war damalen nur noch Kriegstribun, hatte die Nacht der Niederlage ſich in ein kleines Dorf in der Nähe Roms zurück gezogen, und vernahm itzt, daß eine Anzahl junger Leute von den erſten Familien der Stadt, in einem gewiſſen Hauſe ſich fertig machten, die Stadt zu verlaſſen, und ihr Heil in andern Erdſtrichen zu verſu-

chen. Edler Unwille bemeiſterte ſich ſein über eine ſolche Kleinmuth. Auf der Stelle beſchloß er, dem ſchlimmen Einfluß, den ein ſolches Beyſpiel haben konnte, zuvor zu kommen, wandte ſich zu denen unter ſeinen Kriegsgefährten, die gerade bey ihm waren, hieß jeden, dem Rom theuer ſey, ihm folgen, und eilte in das Haus, wo die Verräther verſammelt waren. Er fand ſie in tiefer Berathſchlagung. Sogleich zog er ſein Schwert, und: „Bey dieſem Schwerte, rief er, ſchwör' ich, Rom niemalen zu verlaſſen, noch zu dulden daß es von andern verlaſſen werde. Jeder, der das nehmliche zu ſchwören ſich weigert, iſt nicht nur Feind des Vaterlandes, ſondern auch der Meinige!“ Der entſchloſſene Ton, mit dem er dieſes ausſprach, nebſt ſeinem wohlbekannten Muth, ſchreckte die Verſchwornen. Willig leiſteten alle den nehmlichen Eid und gelobten mit dem untergehenden Vaterland lieber unter zu gehen, als es niederträchtiger Weiſe zu verlaſſen! Von itzt an ſchien das Volk neue Entſchloſſenheit zu gewinnen. Der Senat lebte zu neuen Hoffnungen auf, und auch die Augurn verſicherten, daß Roms Angelegenheiten bald eine günſtigere Geſtalt gewinnen würden. Nicht lange nachher kam auch Varro an, doch ohne die armſeligen Ueberbleibſel ſeines Heers, die er hinter ſich zurück gelaſſen hatte. Er war der Haupturheber des fürchterlichen Unfalls, und es war natürlich zu erwarten, daß der Senat ſeine Unbeſonnenheit ihm aufs ſtrengſte verweiſen würde. Allein grade das Gegentheil erfolgte. Die Römer giengen ihm Schaarenweiſe entgegen. Der Senat dankte ihm feyerlichſt, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht habe verzweifeln wollen. So viel Herrſchaft über jede rachſüchtige Leidenſchaft war ehrwürdiger als der Sieg bey Canná. Das Volk, durch Hannibals Zaudern

zu friſchem Muth emporgehoben, rüſtete ſich eifrigſt zum neuen Feldzuge. **Fabius**, der Schild des Staats, und **Marcellus**, deſſen Schwert, wurden zu Führern der Heere ernannt, und wiewohl Hannibal ihnen noch immer den Frieden antrug, ſo weigerten ſie ſich doch, auf ſeine Vorſchläge ſich auch nur einzulaſſen, bevor er Italien geräumt hätte. — Die nehmliche Bedingung, die man einſtens dem Pyrrhus vorlegte.

Hannibal, der es entweder unmöglich fand, gerades Weges vor Rom zu rücken, oder ſeinem Heere Muße geben wollte, nach einem ſo glorreichen Siege verdienter Ruhe zu pflegen, führt' es nach **Kapua** und beſchloß hier zu überwintern. In dieſer wollüſtigen Stadt, der längſt verſchrienen Klippe aller kriegeriſchen Tugend, ſcheiterte auch Carthagos Muth und Glück. Berauſcht von den ungewohnten Freuden, die dieſer verführeriſche Ort ihnen darbot, überließen die Krieger Hannibals ſich jedem Wolluſtgenuſſe und wurden aus abgehärteten Veteranen bald ohnmächtige Weichlinge. Großen Tadel hat Hannibal von dem geſammten Alterthum erdulden müſſen, daß er das Lächeln des Glücks verſchmähet, die günſtige Gelegenheit nicht erhaſchet, und ein Reich gegen feiges Schwelgen umgetauſcht habe; aber man erwog nicht, wie zahlloſe Hinderniſſe er zu überſteigen, und mit welch einem Feinde er zu thun habe. Rom war noch immer mächtig. Nach dem Facit ſeiner letzten Zählung zu urtheilen, konnt' es noch itzt zweymal hunderttauſend waffenfähige Männer ins Feld ſtellen. Unbeſonnenheit hätt' es von Hannibal ſeyn können, wenn er ſein Heer zu einer Stadt geführt hätte, die durch die Kunſt ſehr feſt und mit einer Beſatzung verſehen war, die ſein Heer dreymal an Stärke übertraf.

Laßt

laßt uns, was er dem Scheine nach hätte leiſten können, und nicht leiſtete, nach der ſcheinbaren Unmöglichkeit beurtheilen, die er wirklich überwunden hat. Ein zahlreiches und aus mancherley Nationen zuſammengerafftes Heer hatt' er tauſend Meilen von Hauſe weggeführt und erhalten; Felsrücken und Abgründe hatte er überſtiegen, die noch heut zu Tage in denen Gegenden, durch welche er in Italien drang, unzugänglich ſind; mehrere Jahre hatte er im Herzen des feindlichen Landes glücklich gefochten; durch den Eindruck ſeiner Gegenwart hatt' er Schaaren von Spaniern, Afrikanern, Galliern und Liguriern in Einem Kriege vereinigt und ſich ſtandhaft getreu erhalten, wiewohl ſie oft des Brodes ermangelten. Hier hatt' er mit einem hartnäckigen und tapfern Volk, daheim mit Neidharten zu thun, die ſeine Fortſchritte erſchwerten, weil ſie ſie ihm nicht gönnten. Alle dieſe Hinderniſſe beſtand er einzig durch die Kraft ſeines Genies, und wer, der dies gebührend erwägt, wird zweifeln, daß Hannibal uns das erhabenſte Schauſpiel gewährt, was im ganzen Alterthum jemal dargeſtellt worden.

Bis hieher haben wir dieſen großen Mann noch immer glücklich geſehen. Aber nun beginnt das Blatt ſich zu wenden. Mit aufeinander gethürmten Schwierigkeiten werden wir ihn wiegen und ihrem quetſchenden Gewicht endlich erliegen ſehen. Sein erſter Fehlſchlag kam daheim von ſeinen Landsleuten. Während zu Rom einem geflohenen Conſul der Dank des Senats abgeſtattet wurde, begann zu Carthago ſich eine Parthey wider Hannibaln zu bilden. Hanno, einer der vornehmſten des Staates, that alles mögliche, ſowohl um ſeine ferneren Fortſchritte zu hemmen, als den Glanz ſeiner bereits geleiſteten Thaten

zu

zu verdunkeln. „Was, rief er aus, als Hannibal um einen Zuſchub von Geld und Mannſchaft an den Senat geſchrieben hatte, was würde dieſer Mann gefordert haben, wenn er eine Schlacht **verloren** hätte, er, der nach einem **gewonnenen** Siege ſolche Foderungen macht! Nein, nein, er iſt entweder ein Betrüger, der uns mit falſchen Zeitungen täuſcht, oder ein Verräther, der ſich und nicht ſein Vaterland bereichert.“ Winke, wie dieſe, konnten ihrer Wirkung nicht verfehlen. Sie verzögerten die nöthige Hülfe, wenn ſie ſie gleich nicht ganz verhindern konnten. Geldvorrath und Verſtärkung mußte Hannibal entbehren, wenn er ihrer am nöthigſten bedurfte. Im Unglück fehlt' es ihm an Unterſtützung, im Glück an Aufmunterung. Was Wunder dann, wenn ſein Glück in Italien allmälig verfiel, während die römiſchen Feldherrn, von ihren Mitbürgern aufs eifrigſte unterſtützt, täglich größeres Uebergewicht gewannen.

Hannibals erſter Verluſt geſchah bey der Belagerung von **Nola**, aus welchem Orte der Prätor **Marcellus** einen glücklichen Ausfall that. Bald nachher verſuchte er, die Belagerung von Capua zu entſetzen, und griff die Römer in ihren Laufgräben an, ward aber mit beträchtlichem Verluſt zurückgeſchlagen. Itzt ſtellte er ſich, als gehe er Rom zu belagern, fand aber ein überlegnes Heer bereit ihn zu empfangen, und war genöthigt ſich zurückzuziehen.
J. d. St. 544. Noch einige Jahre focht er mit abwechſelndem Erfolg, bald war der Vortheil auf ſeiner, bald auf ſeines Gegners Marcellus Seite, welcher letztere aber einem entſcheidenden Gefecht ſorgfältig auswich. Jedoch auch Siege konnten Hannibals Lage nicht wieder herſtellen, indem dieſe zwar die Macht ſeiner Feinde einigermaßen ſchwächen, ihm aber zu Ergänzung der Seinigen nicht wieder helfen konnten.

Zuletzt faßte der carthagiſche Senat jedoch den Entſchluß, ihm ſeinen Bruder **Asdrubal** mit einem Corps Truppen, das in Spanien zuſammen gebracht war, zu Hülfe zu ſenden; Asdrubals Marſch aber ward den Conſuln **Livius** und **Nero** verrathen. Unverzüglich giengen ihm dieſe mit möglichſter Eil entgegen, umringten ihn in engen Gegenden, wohin treuloſe Wegweiſer ihn gelockt hatten, und hieben ſein ganzes Heer in Stücken. Mit Ungedult hatte Hannibal dieſe Verſtärkung ſeit langer Zeit erwartet; aber ach! in der nehmlichen Nacht, wo er ihrer endlichen Ankunft mit Sicherheit entgegenharrte, ließ Nero Asdrubals abgehauenen Kopf in Hannibals Lager werfen. Er erkannt' ihn, ahndete Carthagos nahen Fall, und beklagte ſich ſeufzend gegen die Umſtehenden, daß das Glück müde ſchien, ihm ferner zuzulächeln.

Auch war es nicht Italien allein, wo die Sachen der Carthager auf die Neige giengen. Noch blutend von den bey Kannä empfangenen Wunden, ſchickten die Römer Legionen nach Spanien, Sardinien und Sicilien. Dies unüberwindliche Volk fand in der Mitte umzingelnder Feinde unerſchöpfliche Hülfsquellen, ihnen allen zu widerſtehn; es ſtritt' nicht nur mit dieſen Nationen, ſondern ſandte auch den wenigen Bundsgenoſſen, die ihm noch übrig geblieben waren, friſche Verſtärkungen. Es bot Hannibaln in Italien die Spitze, und führte zugleich mit **Philipp** in Macedonien Krieg, weil er mit den Carthagern einen Bund gemacht hatte. Auch ſchien das Glück ſie in allen dieſen Unternehmungen zu begünſtigen. Der Conſul **Lävinus** gewann beträchtliche Vortheile über Philipp, und Marcellus eroberte nach einem langen und hartnäckigen Widerſtande die Stadt **Syracus** in Sicilien.

Dieſe Stadt lockte die Raubluſt des Belagerer zuerſt, indem man ſie für unermeßlich reich, und zugleich für unhaltbar hielt. In Hofnung einer baldigen Uebergabe und einer unſchätzbaren Beute berannten die Römer ſie. Allein die Weisheit eines einzigen Mannes ſchien ihr Schickſal aufzuſchieben. Dies war der berühmte Meßkünſtler **Archimedes**, von deſſen Werken noch verſchiedene übrig ſind; er zerſtörte ihre Mannſchaft, und richtete ihre Schiffe zu Grunde. Er vereinigte die Kräfte der Mechanik dergeſtalt, daß er ihre Fahrzeuge in die Luft hob, und ſie durch die Gewalt des Falles zerſchmetterte. Er bediente ſich auch der Brenngläſer, die in einer Entfernung von mehr denn hundert Ruthen die römiſchen Schiffe und hölzernen Thürme in Brand ſteckten. Endlich ward die Stadt jedoch während einer großen Feyerlichkeit durch Ueberraſchung eingenommen. Die Einwohner wurden niedergehauen, und unter den übrigen ward auch Archimedes in tiefſinniges Studium vergraben, von einem römiſchen Soldaten umgebracht. Marcellus war ſehr bekümmert über ſeinen Tod. Hang zu den Wiſſenſchaften begann um dieſe Zeit unter den Römern empor zu kommen. Er ließ ſeinen Leichnam ehrenvoll beſtatten, und ſeinem Andenken ein Grabmal aufrichten, welches ſeine eignen Werke lange überlebt haben.

In Spanien ſchienen Roms Angelegenheiten eine Weile zu ſchwanken. Zwey Scipionen wurden erſchlagen, und **Claudius Nero**, Statthalter der Provinz, ſchien der Verſchlagenheit der Carthager nicht gewachſen. Aber alles gedieh unter **Scipio Africanus**, der zu einer Zeit, da ein jeder ſich gern damit verſchont ſahe, um das Proconſulat in Spanien warb. Dieſer junge Held war damalen erſt vier

und zwanzig Jahr alt, beſaß aber bereits alle Eigenſchaften, die einen großen Feldherrn und rechtſchaffnen Mann ausmachen. Er verband die größte Tapferkeit mit der zarteſten Menſchlichkeit. Er übertraf Hannibaln in den Künſten des Friedens und war in denen des Krieges ihm beynahe gleich. Sein Vater war in Spanien getödtet worden, ſo daß er an die Züchtigung dieſes Landes ein angeerbtes Recht zu haben ſchien. So viele große Eigenſchaften machten ihn unwiderſtehlich, und wiewohl er manche herrliche Siege erfocht, ſo macht' er doch noch größere Eroberungen durch ſeinen Edelmuth, ſeine Mildigkeit, und Menſchenfreundſchaft, als durch die Gewalt ſeiner Waffen. Unter andern Beyſpielen von Scipio's Seelengröße gedenkt die Geſchichte vornehmlich des folgende. Bey der Einnahme von Neucarthago behandelte er ſeine Gefangnen mit großer Gelindigkeit, und weit entfernt, gleich andern Feldherrn ſeinen Soldaten jede Grauſamkeit gegen die Gefangnen zu Gute zu halten, gewöhnte er ſie, allen, die um Gnade baten, Gnade zu gewähren. Unter den Gefangnen des Tages fand ſich eine junge Fürſtin von auserleſener Schönheit. Sie war die Verſprochne des **Allucius** eines Fürſten des Landes, der ſie mit der feurigſten Leidenſchaft liebte, und über ihre Gefangenſchaft den folterndſten Schmerz empfand. Aus der Sorgfalt, die der edle Römer ſeiner Gefangnen bewies, ſchloß man, daß er Luſt habe, ſie für ſich ſelbſt zu behalten, und man achtete ſich deſſen gewiß, als er die Eltern des Mädchens ſowohl, als ihren Verlobten vor ſich kommen ließ. Zitternd näherte ſich Allucius. Jeden Augenblick fürchtete er zu hören, daß ſeine Geliebte, itzt das Eigenthum eines andern, beſtimmt wäre, ihres Eroberers Tage zu verſchönern; aber ſeine Furcht verwandelte ſich in Entzücken. Scipio führte

die

die Prinzeſſin in ſeine Arme, hieß ihn hinnehmen, woran er ein früheres Recht gehabt habe, und verlangte nur ſeine Freundſchaft und Verbündung zum Erſatz; zu gleicher Zeit ſchlug er das Löſegeld aus, das ihre Eltern mitgebracht hatten, und da ſie es ihm dennoch aufdringen wollten, verlangte er, daß ſie es zu dem Brautſchatze der Prinzeſſin hinzufügen möchten. Durch ſolche Thaten nicht weniger, als durch den Ruhm ſeiner Waffen, brachte Scipio das ganze Land unter den Gehorſam der Römer.

Als Spanien und Sicilien ſolchergeſtalt mit dem römiſchen Reiche verbunden waren, fand dieſes zu Fortſetzung des puniſchen Krieges bald neue Hülfsquellen. Nichts deſtoweniger behauptete ſich Hannibal noch immer in Italien, ſo ſchlecht er auch von Hauſe, und ſo kaltſinnig er auch von den Bundsgenoſſen unterſtützt wurde, die er ſeit ſeinem Durchzuge durch die Alpen gemacht hatte. Mehr denn vierzehn Jahre hatt' er nun in dieſem Lande zugebracht, und nie, wie **Polybius** ſagt, hatt' er eine Schlacht verloren, in welcher er ſelbſt anführte. Allein es war itzt zu ſpät, ſeinem verfallenden Glücke wieder aufzuhelfen. Die Römer hatten ihm ſeine Künſte abgelernt; ſeine Veteranen waren durch Erſchöpfung und Ausſchweifungen aufgerieben; ſeine Landsleute verſäumten, ihm neuen Zuſchub zu ſenden, und nichts macht' ihn noch fürchterlich, als der Ruf ſeiner ehemaligen Thaten.

In ſolcher Lage der Dinge kam Scipio mit einem ſiegreichen Heer von Spaniens Eroberung heim, und ward im neun und zwanzigſten Jahr ſeines Alters Conſul. Man vermuthete anfangs, er werde Hannibaln in Italien angreifen, und ihn von dannen zu vertreiben ſuchen, aber Scipio hatte ſchon den weiſern Plan entworfen, den Krieg nach Africa zu übertragen,

gen, und während die Carthager in der Nähe Roms ein Heer unterhielten, ſie in ihrer eignen Hauptſtadt zittern zu machen. Dieſer Maasregel widerſprach **Fabius** mit großer Heftigkeit, und erſt nach langen Zwiſtigkeiten erkannte der Senat, daß Scipio Sicilien zur Provinz erhalten, und Erlaubniß haben ſollte, nach Africa überzugehn, ſo bald er es dem Staate zuträglich fände. Mit ſolcher Vollmacht verſehen, eilte er nach Sicilien, verbrachte hier das erſte Jahr mit den nöthigen Anſtalten zu dem bevorſtehenden Feldzuge, und gieng im Anfange des nächſten mit einer großen Flotte nach Africa über, wo **Maſiniſſa**, der vertriebene König von Numidien, mit dem er ſchon in Spanien einen Bund gemacht hatte, unverzüglich zu ihm ſtieß.

Nicht lange blieb Scipio in Africa ohne Beſchäftigung. **Hanno** rückte ihm entgegen, ward aber geſchlagen und getödtet. **Syphax**, Numidiens Uſurpator, verſammelte ein ſtarkes Heer wider ihn. Eine Zeitlang vermied der Römer die Schlacht; aber bey der erſten bequemen Gelegenheit ſteckt' er die Gezelte des Feindes in Brand, griff ihn mitten in der Verwirrung an, tödtete ihm vierzigtauſend Mann, und nahm ſechstauſend gefangen. Syphax fühlte ſich hiedurch nicht erſchöpft. Entſchloſſen noch einmal für das Reich zu ſchlagen, und beſorgt, daß das Land zu ſeinem rechtmäßigen Beſitzer zurückkehren würde, im Fall die Römer die Oberhand behielten, verſammelte er ein zahlreiches Heer aus verſchiedenen Nationen, und mit ſo unerfahrnen Völkern rückte er dem Scipio entgegen. Sein voriges Mißgeſchick verfolgte ihn auch hier. Er ward geſchlagen und gefangen. Maſiniſſa, der ſich itzt im Beſitz der Perſon ſeines Nebenbuhlers ſahe, eilte ſein Glück zu vollenden, rückte vor **Cirtha**,

die Hauptſtadt des Landes, und ward, da er ihren vorigen Beherrſcher in Banden zeigte, ohne Widerſtand in die Thore eingelaſſen, wo jeder wetteiferte, durch bereitwillige Unterwerfung die vorige Untreue auszuſöhnen. So gelangte Maſiniſſa zum Beſitz des königlichen Pallaſtes und aller Schätze des verſtorbenen Königs — unter denſelben zum Beſitze Eines Kleinodes, das er über alle andere ſchätzte, **Sophonisbens**, des Weibes des Syphax. Sophonisba war die Tochter **Asdrubals**, eines carthagiſchen Feldherrn, ein Frauenzimmer von großem Ehrgeiz und unvergleichlicher Schönheit. Sie war es, die vom Anfang an den Syphax wider die Römer aufgehetzt und für ihr Vaterland eingenommen hatte, und ſo groß war die Gewalt ihrer Reitze, daß dieſer dem Beſitz ihrer Perſon ſeine Sicherheit aufopferte.

Als Maſiniſſa in den Pallaſt trat, flog die Königin ihm entgegen, ſtürzte in aller Unwiderſtehlichkeit der weinenden Schönheit ihm zu Füßen, und beſchwor ihn, ihrer Jugend zu ſchonen und ſie den Römern nicht auszuantworten, die für alle Kränkung, die ſie vom Syphax erlitten, ſich an ihr zu erholen gedächten. Ihr rührendes Umklammern, ihr Flehen mit Liebkoſungen vermiſcht, warf Maſiniſſa in eine Unruhe, die mehr als die Unruhe des Mitleidens war; er gewährte ſie ihrer Bitte, und da ſie ihrerſeits ihm nichts abſchlagen konnte, ſo war der Tag ihrer Zuſammenkunft bereits der Tag ihrer Hochzeit. Die erſte Zeitung von dieſer raſchen und ungerechten Heyrath empfieng Scipio vom Syphax ſelber, der das Gehäſſige ſeiner Feindſchaft gegen Rom von ſich auf Sophonisba wälzend, durch Sophonisbens Verklagung ſeine Feindſchaft wider Rom zu bemänteln ſuchte, und dann mit aller Beredſamkeit der Eiferſucht die

Quaa-

Quaalen ſeiner Lage ſchilderte. Scipio ergrimmte wider das Betragen des jungen Königs. Er ſah ihn alle vorigen Ermahnungen zur Enthaltſamkeit und Menſchlichkeit in Wind ſchlagen; er forderte ihn vor ſich, ſtellte in einer geheimen Unterredung ihm vor, wie grauſam, unſchicklich und ungerecht es wäre, das Weib eines andern an dem nehmlichen Tage zu rauben, an dem er ſeine Freyheit und ſein Reich verloren habe; er bat ihn, ſeinen vorigen tugendhaften Entſchließungen eingedenk zu ſeyn, und einer Leidenſchaft zu entſagen, die ihn mit ſo vieler Schande brandmarke. Mit Bedauern ſpürte er, daß ſo dringende Vorſtellungen auf den liebeberauſchten Jüngling keinen Eindruck machten. Ernſter fügt' er hinzu: daß Syphax Roms Gefangner ſey, daß er dem Senat aufwarten, und daß ſeine Königin als Mitgefangne ihn dahin begleiten müſſe. Hier fühlte Maſiniſſa, daß ſeinem Glücke unüberſteigliche Hinderniſſe ſich entgegen thürmten. Mit ſcheinbarer Ergebung verließ er Scipion, aber ſein Herz war von jeder Leidenſchaft zerriſſen, welche hofnungsloſe Liebe und unüberwindliche Neigung nur aufzuregen vermögen. Nach langem Kampfe faßt' er einen grauſamen Entſchluß. Er rief einen ſeiner Sclaven zu ſich, der nach Sitte barbariſcher Könige beſtändig Gift bey ſich führen mußte, und: „Geh, ſagt' er zu ihm, bringe der Königin von meinetwegen einen Becher deines tödlichſten Giftes. Der Tod iſt das einzige übrige Mittel für ſie, um der Gewalt der Römer zu entrinnen. Die Tochter Asdrubals und eines Königs Weib wird wiſſen, was ſie ihrem Nachruhm ſchuldig ſey." Der Sclave beſorgte den Auftrag aufs treulichſte. Sophonisbe hört' ihn ohn Entſetzen. **Gieb her deinen tödlichen Trank,** rief ſie, **er iſt mir das willkommenſte Geſchenk,** das **dein Herr mir bieten konnte. Doch ſag ihm:**

 daß

daß mein Tod glorreicher geweſen wäre, wäre ich ihm vor meiner Heyrath geſtorben. So redend trank ſie den Gift mit unverzagtem Muthe aus, und ſtarb, ohne eine Spur von Feigheit zu verrathen.

Während dies vor Cirtha geſchah, entſank den Carthagern ob ihren wiederholten Niederlagen, und ob dem Ruhm von Scipios alten Thaten der Muth ſo ſehr, daß ſie Hannibaln, ihren großen Krieger, aus Italien zurück zu rufen beſchloſſen, um den Römern daheim die Spitze zu bieten. Geſandten wurden an ihn abgefertigt, mit dem gemeſſenen Befehl, augenblicklich zurück zu kommen, und dem römiſchen Feldherrn, der ſeiner Vaterſtadt mit einer Belagerung drohete, zu widerſtehen. Kein ſchrecklicherer Schlag hätte Hannibaln treffen können, als dieſer Befehl; lange hatt' er den Untergang ſeines Vaterlands vorher geſehn, und doch wußte er zu gleicher Zeit, daß Italien der einzige Ort ſey, wo das Schickſal deſſelben verſchoben werden könne. Nichts deſtoweniger gehorcht' er den Befehlen ſeiner verblendeten Mitbürger mit der Unterwürfigkeit des gemeinſten Kriegers, und mit Thränen in den Augen ſagte er Italien, deſſen ſchönſte Theile er ſeit funſzehn Jahren inne gehabt hatte, ein langes Lebewohl.

Nach einem äußerſt melancholiſchen Abſchiede von einem Lande, worin er zwey Brüder nebſt ſeinen beſten Mitfeldherrn verloren, die Bundsgenoſſen ſeines Vaterlandes aber dem Zorn der Ueberwinder überlaſſen hatte, langte er zu Leptis in Afrika an, von wannen er nach Adrumetum zog, und endlich zu Zama, einer Stadt, die etwa fünf Tagereiſen von Carthago entfernt lag, ankam. Hier begegnete ihm Scipio an der Spitze ſeines Heers, das Maſiniſſa mit ſechstauſend Pferden verſtärkt hatte. Hannibal ſchickte Kundſchafter aus, um die Lage des Feindes auszufor-

forſchen. Dieſe wurden ertappt, auf Scipios Befehl aber im ganzen Lager umher geführt, und dann mit dem Auftrage heimgeſandt, ihrem Herrn zu melden, was ſie geſehen hätten. Der Carthager begriff gar bald die Ueberlegenheit des feindlichen Heers, das aus der Blüte römiſcher Mannſchaft beſtand, während das ſeinige ein Gemiſch aus verſchiednen Völkerſchaften war, die ohne Erfahrung und andre Zucht, als diejenige, die ihnen Hannibal in ſo kurzer Zeit hatte geben können, bloß durch Zwang zuſammen gehalten wurden; denn jene Truppen, die Italien unterjocht hatten, waren aufgerieben und nur noch dem Nahmen nach in ſeinem Heere vorhanden. Dies erwägend beſchloß Hannibal, wo möglich, den Krieg durch Unterhandlung beyzulegen, und begehrte eine Zuſammenkunft mit Scipio um über den Frieden zu handeln, welches dieſer ſich gefallen ließ. In einer weiten Ebene zwiſchen beyden Kriegesheeren traten die beyden größten Feldherrn der damaligen Welt zur Unterredung zuſammen. Wie getroffen von wechſelſeitiger Achtung und Ehrerbietigkeit betrachteten die beyden Nebenbuhler einander anfangs eine Weile in tiefem Schweigen. Scipio prangte in aller Blüte männlicher Schönheit; Hannibal trug die Narben langer und ſchwerer Feldzüge im Geſicht, und der Verluſt des einen Auges gab ihm ein finſteres Anſehn. Hannibal redete zuerſt. „Wär' ich nicht, ſprach er, von der Billigkeit der Römer überzeugt, ſo würd' ich heute nicht gekommen ſeyn, um einen Sohn um Frieden zu bitten, deſſen Vater ich ehemalen beſiegt habe. Wollte der Himmel, daß die nehmliche Mäßigung, die uns hoffentlich heute beſeelt, uns von Anfang dieſes Krieges an geleitet hätte; daß ihr mit den Grenzen eures italieniſchen Gebietes zufrieden geweſen wäret, und wir nie ver-

ſucht hätten, Sicilien mit dem Unſrigen zu vereinigen; dann würde dieſes Blut geſparet ſeyn, für deſſen Vergießung uns keine Siege entſchädigen können. Was mich anlangt, ſo hat das Alter mich die Eitelkeit der Triumphe und den Wankelmuth des Glückes gelehrt; du aber biſt noch jung und in der Schule der Widerwärtigkeiten vielleicht noch nicht gezogen; du biſt itzt, was ich nach den Schlachten bey Cannä und Thraſymene war; du lüſterſt itzt vielleicht noch nach Siegen, die mehr ſchimmernd als nützlich ſind. Allein bedenke, daß der Friede das Ziel iſt, welches alle Siege bezwecken, und daß Friede es iſt, welchen dir anzutragen mir mein Vaterland gebeut; warum wollteſt du denn jenen Ruhm, den du durch ein Leben voll Eroberungen gewonnen haſt, den Zufällen einer einzigen mißlichen Stunde preisgeben? Itzt, Scipio, iſt das Glück in deiner Gewalt. **Ein** Augenblick, und es kann wieder in der Gewalt deines Feindes ſeyn! Doch weg mit dieſem gehäſſigen Nahmen! Es iſt Hannibal, der mit dir redet, Hannibal, der deine Tugenden ſchätzet und deine Freundſchaft wünſchet. Für uns alle beyde iſt der Friede das bey weitem zuträglichere. Ich meines Theils werde ſtolz auf den Bund der Römer ſeyn, und du haſt es in deiner Macht einen thätigen Feind in einen ſtandhaften Freund zu verwandeln.“ — Scipio antwortete: „Da die Kriege, über die er klage, von den Carthagern angefangen wären, ſo müßten ſie ſich auch über die Folgen nicht beſchweren. Hannibal könne es ihm nicht verdenken, wenn er ſtandhaft auf Seiten der Gerechtigkeit beharre; mancherley Unbilden ſeyen den Römern während des letzten Stillſtandes zugefügt, welche Genugthuung verdienten; wenn dieſe bewilligt würde, ſo ſey er gar nicht abgeneigt einen Vergleich zu ſchließen.“ Unzufrieden ſchieden beyde Theile aus

einan=

einander, beyde beſchloſſen den Streit durchs Schwert zu entſcheiden. Nie iſt eine merkwürdigere Schlacht geſchlagen worden, mögen wir auf die Feldherrn, die Heere, die beyden kämpfenden Staaten, oder auf die Herrſchaft, um die ſie kämpften, ſehen. Hannibal ſtellte ſeine Leute auf eine Art, die nach dem Urtheil der Kenner alle ſeine vorigen Einrichtungen übertraf. Er ermunterte die verſchiedenen Völkerſchaften ſeines Heers durch Vorlegung der verſchiedenen Triebfedern, die ſie ins Feld führten. Den Soldaten verhies er den Abtrag ihrer Rückſtände, doppelte Löhnung, und im Fall des Sieges die Plünderung; die Gallier begeiſterte er durch Aufregung ihres natürlichen Haſſes wider die Römer; die Numidier, durch Schilderung der Grauſamkeit ihres neuen Königs, und die Carthager durch Erinnerung an ihren alten Ruhm, an die Gefahr der Dienſtbarkeit und ihren angeerbten Freyheitsdurſt. Scipio ſeiner Seits ermunterte ſeine Legionen mit heiterer Miene, frohen Muthes zu ſeyn, denn alle ihre Arbeiten und Gefahren näherten ſich itzt dem Ende. Die Götter hätten Carthago in ihre Hände gegeben, und ſie würden nun bald triumphirend zu ihren Freunden, Weibern und Kindern zurück kehren. Die Carthager begannen die Schlacht, und zwar mit den Elephanten. Als aber dieſe Thiere, durch das Feldgeſchrey der Römer geſchreckt, und durch die Schleuderer und Bogenſchützen verwundet, ſich wider ihre Treiber kehrten, ſo verbreiteten ſie auf beyden Seiten des Heers, wo die Reuterey ſtand, nichts denn Unordnung und Verwirrung. So des Beyſtandes ihrer Reuter, worin ihre größte Stärke beſtand, beraubet, griff die ſchwere Infanterie auf beyden Seiten an. Die Römer ſtürmiſcher und gewaltiger im Angriff, die Carthager hurtiger und gewandter. Unfähig jedoch, dem beſtändigen Andringen der

römiſchen Schilde zu widerſtehen, wichen ſie anfangs ein wenig, und geriethen allmälig in allgemeine Flucht. Sogleich begann die Arriergarde, die von Hannibal befehligt war, den Flüchtlingen Einhalt zu thun, ihre eigene Leute anzugreifen, ſo daß dieſe Unglücklichen itzt von einem doppelten Feinde gepreßt wurden, dem Einen, der ſie in die Flucht jagte, dem andern, der ſie zwingen wollte zu ſtehn. Alle Bemühungen ſie wieder in Ordnung zu bringen waren jedoch vergeblich. Hannibal bemerkt' es, und befahl, ſie hinter die Reihen zu laſſen, während er ſeine friſchen Truppen wider die Nachſetzenden anrücken ließ. Augenblicklich ließ Scipio zum Rückzug blaſen, um dem neuen Feinde mit neuer Ordnung begegnen zu können. Und nun begann die Schlacht zwiſchen dem Kern beyder Heere von neuem. Da die Carthager aber des Beyſtandes ihrer Elephanten und ihrer Pferde beraubt, und dem Feinde an Anzahl nicht gewachſen waren, ſo wurden ſie genöthigt zu weichen. Mittlerweile kam Maſiniſſa vom Nachſetzen der Reuterey zurück, fiel ihnen in den Rücken und vollendete die Niederlage. Allgemeine Flucht erfolgte, zwanzigtauſend Mann wurden in der Schlacht oder im Nachſetzen niedergehauen, und eben ſo viele gefangen. Hannibal, welcher alles geleiſtet hatte, was ein großer Feldherr und unverzagter Krieger leiſten kann, floh' mit einer geringen Anzahl Reuter nach Adrumetum; Tapferkeit, Fähigkeit, Erfahrung, alles ſchien das Glück an dieſem großen Manne zu Schanden machen zu wollen.

Dieſer Sieg bewirkte den Frieden. Auf Hannibals Zureden trugen die Carthager den Römern den Frieden an, welchen dieſe nicht als Nebenbuhler, ſondern als Oberherrn beſtimmten. Die Carthager

thager wurden genöthigt, Spanien und alle Inſeln des mittelländiſchen Meeres aufzugeben. Sie wurden verpflichtet, binnen funfzehn Jahren zehntauſend Talente zu bezahlen, Geiſſeln für die Auslieferung ihrer Schiffe und Elephanten zu ſtellen, Maſiniſſa alle Ländereyen wieder abzutreten, die ihm abgenommen waren, und in Africa nicht anders als mit Erlaubniß der Römer Krieg zu führen. So endigte ſich der **zweyte puniſche Krieg** nach einer Dauer von ſiebenzehn Jahren. Noch blieb Carthago ein Reich, aber ohne Kraft ſich zu vertheidigen, und auf ſo erbettelte Bedingungen, daß das Ziel ſeiner Dauer lediglich von der Willkühr des Eroberers abhieng. Nach Demüthigung dieſes ſo mächtigen Feindes ſahen die Römer ſich ſelten in andere als kleine Kriege verwikkelt, worin ſie dennoch oft die herrlichſten Siege erfochten; ganz anders denn ehemalen, wo ſie mit Gefahr ihrer ganzen politiſchen Exiſtenz gemeiniglich nur ganz geringe Vortheile erkauften. J. d. St. 553.

Siebzehntes Kapitel.

Vom Ende des zweyten puniſchen Krieges bis zum Untergang Carthagos.

Nach Endigung dieſes langen und großen Krieges ſchien in dem römiſchen Freyſtaat ein Geiſt zu erwachen, der bis dahin unter ihnen nicht geſehen worden. Bis hieher waren Talente, Familien, Staatswürden, und Tugenden das einzige geweſen, wodurch einzelne Männer ſich vor andern auszeichneten. Nach

Eroberung ſo mancher Länder aber wurden ſo große Reichthümer und ſo viele Sclaven nach Rom geſchleppt, daß die Sitten der Bürger anfiengen ſich zu verſchlimmern. Der Reichthum gab ihnen einen Geſchmack an Freudengenüſſen, die ihnen bis dahin unbekannt geweſen waren, und die Sclaven wurden hinfort zu jenen Geſchäften der Hand- und Feldarbeit gebraucht, die bis itzt den Krieger abgehärtet, und den Charakter der römiſchen Sitteneinfalt ausgemacht hatten. Vaterlandsliebe und Eifer fürs gemeine Beſte ſchienen in den Kriegen mit Hannibal erſchöpft worden zu ſeyn: manche hatten ihr ganzes Vermögen dem Staate aufgeopfert, und da ſie nach geſchloſſenem Frieden jenen Lohn nicht fanden, den der Staat ihnen zu gewähren noch nicht fähig war, verſanken ſie in eine Art von Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, die ſich allmälig in Unwillen über deſſen vermeinten Undank, und in Begierde, ſeinen Privatnutzen zu befördern, verwandelte; neue Verbindungen wurden zu Erreichung dieſes Zweckes von ihnen geflochten. Das Ganze ward vergeſſen und lauter einzelne Intereſſen entſtanden.

Mehr, um ſo geſtimmte Gemüther von mißlichen Unternehmungen abzuhalten, als um die Grenzen des Reichs zu erweitern, unternahm der Senat bald neue Kriege. Jener wider Philipp von Macedonien, der, wie wir oben erwähnt haben, ſich während Hannibals Eroberungen in einen Bund mit den Carthaginenſern eingelaſſen hatte, ward itzt mit neuem Eifer fortgeſetzt, und die Bitten der Athenienſer, die vor Zeiten den perſiſchen Thron erſchüttert hatten, itzt aber ſich ſelbſt nicht mehr zu vertheidigen vermochten, entflammten jenen Eifer nicht wenig. Auch die **Rhodier** ließen ſich nebſt **Attalus**, dem König von **Pergamus**, in das Bündniß wider Philipp ein. Der Conſul

ſul Galba ward wider ihn geſchickt, und ſchlug ihn mehr denn einmal. Er verſuchte Athen zu belagern, aber die Athener nöthigten ihn, die Belagerung aufzuheben. Er verſuchte ſich der Engen von **Thermopylä** zu bemächtigen, ward aber von **Quintus Flaminius** mit großem Blutvergießen zurückgetrieben; er verſuchte nach Theſſalien zu flüchten, erlitt aber eine neue Niederlage, und ſahe ſich itzt genöthigt um Frieden zu bitten, der ihm unter der Bedingung zugeſtanden wurde, daß er tauſend Talente erlegen ſollte, die Hälfte ſogleich, und die andere Hälfte binnen zehn Jahren. Dieſer Krieg mit Philipp gab den Römern Gelegenheit, durch Wiederherſtellung der Freyheit Griechenlandes einen glänzenden Beweis ihres Edelmuths abzulegen. Sie hatten die Einrichtungen dieſes verfeinerten Volks ſeit einigen Jahren zu den Ihrigen gemacht, und freueten ſich ihren Lehrern gegenwärtig ihre Dankbarkeit beweiſen zu können. Zehn Männer vom erſten Range wurden, den Flaminius an ihrer Spitze, vom Senat abgefertigt, um bey den Iſthmiſchen Spielen, wo das ganze Volk verſammelt war, allgemeine Freyheit auszurufen. Kein überraſchenderes noch willkommeneres Geſchenk ließ ſich für ein Volk erſinnen, das nach Freyheit ſchmachtete, und das Andenken ſeiner Altvordern, die für die Sache der Freyheit geſtorben waren, noch immer unter ſich lebendig erhielt. Die Griechen vergalten den Römern ihre Wohlthat mit allem, was ſie vermochten — mit dem auserleſenſten Lobe; und die Römer, deren herrſchende Triebfeder für itzt die Eitelkeit war, waren damit zufrieden. So endigte ſich der ſogenannte erſte macedoniſche Krieg, fünf Jahre nach ſeiner förmlichen Erklärung, und zwanzig nach ſeinem erſten Ausbruch. J. d. St. 558.

Wäh=

Während der Dauer dieſes Krieges empfiengen die Gallier, die ſich mit Hannibal verbunden hatten, manche beträchtliche Schlappe. Auch die Spanier empörten ſich, und wurden von **Cato** dem Cenſor zu Paaren getrieben. Die Ligurier, wiewohl von den Galliern unterſtützt, wurden bezwungen. **Nabis**, König von Lacedämon, widerſetzte ſich den Römern und mußte ſich unterwerfen. — Kein Volk, kein Fürſt durfte wider Rom aufſtehn, ohne bald ſeiner Ueberlegenheit huldigen zu müſſen. **Antiochus**, König von Syrien, ein Monarch von Macht und Rufe lockte den Ehrgeiz der Römer, und fünf Jahr nach dem Schluſſe des macedoniſchen Krieges ward nach einigen wechſelſeitigen Beſchickungen der Krieg wider ihn erklärt. Der Römer Vorwand war, daß er in die Staaten der Griechen ihrer Bundesgenoſſen Eingriffe gethan, und Hannibaln ihrem alten Feinde, der von Carthago verbannt worden war, Schutz gewährt hätte. Antiochus, mit dem Zunahmen der Große, war einer von Alexanders Nachfolgern, ein mächtiger Fürſt, ehrgeizig, unternehmend, und im Beſitz weitläuftiger Herrſchaften, denen er durch ſeine perſönlichen Fähigkeiten Gewicht und Nachdruck gab. Die Aetolier hatten ſich eingebildet, durch Vereinigung mit den Römern in Griechenland zu herrſchen, fanden aber zu ſpät, daß ihnen nichts übrig gelaſſen ſey, als die allgemeine Unterwürfigkeit zu theilen, darinne der Reſt der griechiſchen Staaten, unter dem ſcheinbaren Nahmen der Freyheit, gehalten wurde. Um eine Ausſchweifung durch die andere zu verbeſſern, luden ſie den Antiochus auf die nehmliche Weiſe zu ſich ein, wie ſie vorhin die Römer eingeladen hatten. Antiochus kam wirklich, betrug ſich aber als wollt' er mehr Zuſchauer, als Theilnehmer am Kriege ſeyn, und ſtatt ſich wider die Römer zu rüſten, ſaß er zu Epheſus und

J. d. St. 563.

und lebte ſeinen Vergnügungen; benachrichtigt, daß der Feind ſich nähere, ſucht' er mit ihm zu unterhandeln. Da dies nicht glückte, verließ er ſich auf ſeine Seemacht, aber auch hier täuſchten ihn ſeine Erwartungen, wiewohl der große Hannibal ſein Admiral war. In der Beſtürzung, die ihm ſo viele Unfälle verurſachten, verließ er **Lyſimachia**, einen Ort, wo er den Feind ein Jahrlang hätte aufhalten mögen, und Unvorſichtigkeit mit Unbeſonnenheit häufend, duldet' ers, daß **Scipio**, der Bruder des Africanus, mit ſeinem Heer ohne Widerſtand über den Helleſpont gieng.

Um den Frieden zu erkaufen erbot er ſich itzt, alle ſeine europäiſchen Beſitzungen, und in Aſien alle diejenigen, die mit Rom im Bunde ſtünden, abzutreten. Allein es war zu ſpät. Der römiſche Feldherr fühlte ſeine Ueberlegenheit und beſchloß, ſich ihrer zu bedienen. So zum Widerſtand gezwungen, retirirte ſich Antiochus eine Zeitlang vor dem Feinde, bis ihm endlich nahe bey **Magneſia** ſo ſcharf zugeſetzt ward, daß er ſich genöthigt ſahe, ſein Heer, das ſiebenzigtauſend Mann zu Fuß und zwölftauſend Reuter ſtark war, ins Feld zu führen. Scipio ſtellt' ihm ein Heer entgegen, das ihm eben ſo ſehr an Zahl wich, als es an Muth und Diſciplin ihm überlegen war. Im Kurzen war Antiochus daher völlig geſchlagen. Seine mit Sicheln bewafneten Wagen, die wider ſeine eignen Leute zurückgetrieben wurden, trugen zu ſeiner Niederlage nicht wenig bey. Itzt aufs äußerſte gebracht, war er froh, mit den Römern auf ihre eignen Bedingungen Friede machen zu können; und dieſe waren, daß er funfzehntauſend Talente Kriegskoſten bezahlen, daß er alle ſeine europäiſchen Beſitzungen, und in Aſien alle, welche diesſeits des **Taurus** lagen, abtreten, daß er zu Pfändern ſeiner Treue zwanzig

Geiſſel ſtellen, und Hannibaln, Roms eingewurzelten Feind, ausliefern ſollte. So endigte ſich der Krieg mit Antiochen, zwölf Jahr nach dem zweyten puniſchen Kriege, und zwey nach Beginn deſſelben. Lucius Scipio, welcher mit dem Beyſtande ſeines Bruders Africanus, der als Legat unter ihm diente, dieſen Krieg führte, erhielt vor der glorreichen Vollendung deſſelben den Nahmen **Aſiaticus.**

Mittlerweile ſuchte Hannibal, deſſen Untergang ein Artikel des erzwungenen Friedensſchluſſes war, dem ihm drohenden Verderben zu entrinnen. Dieſer vollendete Feldherr war ſeit langer Zeit wie ein Vertriebener, außerhalb ſeines undankbaren Vaterlandes, umhergeirret. Alles, was Klugheit und Gerechtigkeit ihm einflößen konnten, hatt' er für die Sicherheit Carthagos gethan, auch noch nach jener Schlacht, die er bey Zama verlor. Nach ſeiner Rückkunſt ins Vaterland fand er den öffentlichen Schatz von denen erſchöpft, deren Geſchäft es war, ihn zuſammen zu halten, und als er ihrer Habſucht Zügel anlegen wollte, beſchuldigten ſie ihn bey den Römern, daß er mit Erneuerung des Krieges umgienge. Dies veranlaßte von dieſen die Forderung, ihn auszuliefern, und Hannibal beſchloß dem Drange der Zeiten zu weichen und ſein Vaterland zu meiden. In dem nehmlichen Gewande, das er im Rathe trug und bloß von zween Dienern begleitet, die um ſeinen Plan nicht wußten, wanderte er freywillig ins Elend. Zwey Tage reiſt' er zu Lande, dann ſchiffte er ſich ein und ankerte bey einer kleinen Inſel im mittelländiſchen Meer. Hier ward er von einem Mann erkannt, der ehedem unter ihm gedient hatte, und die Einwohner ſtürmten Schaarenweiſe herbey, die Einen, um ihre Neugier zu befriedigen, die Andern um ihm ihre Ehrerbietung zu

bezeu-

bezeugen. Von hier ſegelte er nach Tyrus, wo die Einwohner ihrer alten Verwandſchaft mit Carthago eingedenk, ihn mit Güte aufnahmen. Er hielt ſich jedoch nicht lange bey ihnen auf, ſondern begab ſich an den Hof des Antiochus, der ihn anfangs aufrichtig willkommen hieß, und ihn zum Admiral ſeiner Flotte machte, in welchem Poſten Hannibal ſeine gewöhnliche Stärke in Kriegsliſten zeigte. Er ſank jedoch in der Meinung des Königs gar bald wieder. Denn da er ihm zu Planen gerathen hatte, die der Monarch weder Genie genug zu verſtehen, noch Talente auszuführen hatte, zumal jenen in Rückſicht eines zweyten Einfalls in Italien, ſo fand ſich Hannibal am Ende zum Opfer beſtimmt, das die Römer begütigen und den Frieden beſtätigen ſollte. Ueberzeugt, daß hier weder Schutz noch Sicherheit für ihn zu hoffen ſey, entfloh er heimlich, wanderte eine Zeitlang in verſchiedenen kleinen Staaten herum, die weder Macht noch Edelmuth ihn zu beſchützen hatten, und nahm ſodann ſeine Zuflucht zum Hofe des **Pruſias**, Königs von Bithynien. Mit einer Rachſucht, die ihrer gänzlich unwürdig war, ließen die Römer durch einen ihrer berühmteſten Feldherrn, den Aemilius, den unglücklichen alten Mann von dem Könige fordern, der aus Furcht vor ihrem Zorn, und begierig, durch einen Bruch des Gaſtrechts ihre Freundſchaft zu gewinnen, Hannibaln eine Wache ſetzen ließ, in der Abſicht ihn auszuliefern. So unverſöhnlich aus dem einen Lande in das andere gejagt, und itzt jedes Ausweges ſich zu retten beraubt, beſchloß der unglückliche alte Krieger zu ſterben, ließ einen ſeiner Begleiter das Gift, das er zu dieſem Behufe immer in Bereitſchaft hielt, herbeybringen, und während er ſich fertig machte es zu nehmen, ſprach er: „Laßt uns die Römer von der Furcht befreyen, die ſie hindert,

den

den nahen Tod eines Greiſes, wie ich bin, abzuwarten. Es gab eine Zeit, wo mehr Edelmuth unter ihnen zu finden war, es gab eine Zeit, wo ſie ſichs zur Ehre rechneten, ihren Feind vor Verräthergifte zu ſichern, und itzt ſchicken ſie niederträchtiger Weiſe Geſandte her, um das Leben eines verbanneten Mannes zu fordern, und einen ſchwachen Fürſten zum Bruch des Gaſtrechts zu verleiten.“ So ſprach er, nahm den Gift und ſtarb mit aller der Unerſchrockenheit, mit der er gelebt hatte.

Während dieſer Geſchichten ſchien der Geiſt der Zwietracht in Rom wieder aufzuwachen. Im dritten Jahr nach Endigung des Krieges mit dem Antiochus verklagten die Volkstribunen den Scipio Africanus, daß er den Schatz um die im Kriege gemachte Beute betrogen, und mit dem König Antiochus einen zu vertrauten Briefwechſel gepflogen habe. Ein Tag ward anberaumt, an dem er dieſer Beſchuldigungen halber ſich verantworten ſollte. Scipio erſchien; aber ſtatt ſeine Vertheidigung zu beginnen, erinnerte er ſeine Mitbürger, daß er grade an dieſem Tage die Schlacht bey Zama gewonnen habe. Dies erſchütterte die Verſammlung ſo gewaltig, daß ſie auf der Stelle die Tribunen auf dem Forum ſtehn ließ, und Scipio ins Capitol begleitete, um den Göttern den jährlichen Dank für dieſen glorreichen Sieg darzubringen. Die Tribunen ließen dieſen erſten Fehlſchlag ſich nicht abſchrecken, ſie beſchloſſen, ihn vor dem Senat zu verklagen, und verlangten, daß er ſeine Rechnungen mitbringen ſolle, um ſich von ihnen darüber vernehmen zu laſſen. Statt dieſem Begehren Folge zu leiſten, zerriß Scipio die Rechnungen vor ihren Augen und entfernte ſich bald nachher nach **Linturnum**, einer Stadt an den Küſten Campaniens,

niens, wo er den Reſt ſeines Lebens in Einſamkeit und Ruhe zubrachte. Hier lebte er noch drey Jahre, und bezeugte ſeine Unzufriedenheit mit ſeinen Mitbürgern noch durch die Grabſchrift, die er in ſein Monument graben ließ: **Undankbare Mitbürger, meine Aſche ſoll nicht unter euch ruhen!** J. d. St. 571.

In dem nehmlichen Jahre ſtarb auch **Hannibal**, der Carthaginenſer, und **Philopoemen**, ein griechiſcher Feldherr, der den beyden vorigen gleich geachtet wurde.

Der Geiſt des Aufruhrs, der itzt in Rom rege geworden war, dauerte mehrere Jahre hintereinander während aller Kriege und Siege über die Ligurier, Iſtrier, Sardinier, Corſer und Macedonier; denn auch einen zweyten macedoniſchen Krieg begannen die Römer bald nachher, und zwar wider **Perſeus**, den J. d. St. 583. Sohn Philipps, damaligen Königs des Landes, welchen wir ſchon die Römer um Friede bitten geſehn haben. Perſeus hatte, um ſich der Krone zu verſichern, durch die ehrloſeſten Ränke ſeinen Bruder **Demetrius** des Lebens beraubt. Itzt, da er ſich auf des Vaters Throne ſahe, beſchloß er, von Hofnungen erträumter Triumphe trunken, den Römern den Krieg zu erklären. Während des Laufes dieſes Krieges, der ohngefähr drey Jahre dauerte, boten ſich ihm verſchiedene Gelegenheiten dar, das römiſche Heer in Stücken zu hauen. Zu unwiſſend aber, um ihre Unbeſonnenheit zu ſeinem Vortheile zu nutzen, verſchwendete er die Zeit mit leeren Friedensunterhandlungen. Aemilius war es, der ihm endlich beym Fluſſe Enipeus den entſcheidenden Schlag beybrachte. Er verſuchte nach Creta zu fliehen. Von aller Welt aber verlaſſen, ward er gezwungen ſich zu ergeben, und den ſchimmernden Triumph ſeines Ueberwinders

zu ſchmücken. Mit ſeinen beyden Söhnen ward er vor des Siegers Wagen in Rom hineingeführt; während Gentius, der König der Illyrier und ſeine Bundsgenoſſen auf die gleiche ſchmachvolle Weiſe vor dem Wagen des Lucius Anicius, eines der römiſchen Admirale, hergeſchleppt wurden.

Kaum waren dieſe Kriege, die Rom mit unermeßlichen Schätzen bereicherten, geendigt, als die Römer den langgewünſchten Vorwand fanden, den **dritten und letzten puniſchen Krieg** zu beginnen. Carthago war damalen ein Staat, der nur noch durch die Gnade ſeiner Ueberwinder exiſtirte, und von dem leichteſten Hauch ihres Unwillens fallen mußte. Zum Unglück für ihn, that Maſiniſſa, der Numider, einige Einfälle in ein Gebiet, das die Carthager in Anſpruch nahmen, und ſie erkühnten ſich, den Angreifer zurück zu treiben. Bittere Klagen führten die Römer über dieſen Schritt als einen Bruch der Friedenstraktaten und ſchickten Geſandten, die ſich an Ort und Stelle ſelbſt darüber beſchweren ſollten. Dieſe, die die Stadt nach dem Genuſſe eines funfzigjährigen Friedens reich und blühend fanden, beſtanden, es ſey nun aus Begierde ihren Raub zu theilen, oder aus wirklicher Furcht vor ihrer wachſenden Größe, nach ihrer Heimkunſt auf die Nothwendigkeit eines Krieges. Der Cenſor Cato zumal redete fortan im Senat nie über eine öffentliche Angelegenheit, ohne ſeinen Vortrag mit dem Refrain zu beſchließen, daß es unumgänglich nothwendig ſey, Carthago zu zerſtören. Umſonſt widerſtand ihm Naſika, und zeigte mit Scharfblick in die Zukunft, wie gefährlich es ſey, einen nebenbuhlenden Staat zu zerſtören, der der römiſchen Diſciplin ein beſtändiger Sporn ſeyn würde. Catos Meinung ſiegte; der Senat beſchloß, den bequemen

Vor-

Vorwand, der ſich ihm zum Friedensbruch darbot, zu ergreifen, erklärte den Krieg und fertigte die Conſuln mit dem Auftrage ab, Carthago gänzlich zu zerſtören.

Zu ſpät fühlten die Carthager itzt die Weisheit Hannibals, der ihnen die Folgen ihrer Sorgloſigkeit vorher geſagt hatte; aber ihr großer Feldherr war nicht mehr. Geſchreckt durch der Römer Zurüſtungen, (denn ſie waren während dieſes langen Zeitraums bloß auf das Zuſammenſcharren von Privatſchätzen, im geringſten aber nicht auf die öffentliche Sicherheit bedacht geweſen) verdammten ſie auf der Stelle alle, die das Bündniß gebrochen hatten, und erboten ſich demüthig zu jeder billigen Genugthuung. So viel Unterwürfigkeit beantwortete der Senat mit entſchlüpfender Zweydeutigkeit. Zur Sicherheit für ihr künftiges Betragen verlangt' er dreyhundert Geiſſel binnen dreyßig Tagen und blinden Gehorſam gegen ſeine künftigen Befehle. Dieſe Artikel, dachte man, würden die Carthager nicht bewilligen, aber man irrte ſich. Dies verblendete Volk, das auf alle Bedingungen Frieden wünſchte, ſchickte ſeine Kinder binnen der beſtimmten Zeit, und als die Conſuln bald nachher zu **Utica** landeten, wurden ſie von carthagiſchen Geſandten bewillkommt, die ſich nach des Senats fernern Befehlen erkundigten, und denſelben die unbedingteſte Folgeleiſtung gelobten. Die Conſuln waren verlegen, wie ſie ſie zum Ungehorſam reitzen ſollten. **Cenſorinus** lobte ihre Bereitwilligkeit. Dann verlangt' er ihre Waffen, und ſie wurden wider Erwartung ausgeliefert. Entſchloſſen, ſie aufs äußerſte zu treiben, befohlen die Conſuln ihnen itzt, ihre Stadt zu verlaſſen, die der Erde gleich gemacht werden ſollte, wobey ſie ihnen die Erlaubniß ertheilten, ſich in irgend einem andern Theil ihres Gebiets, jedoch zehn Meilen

len von der See, anzubauen. Dieſer ſchreckliche Befehl verurſachte ihnen alle Angſt und Verwirrung der Verzweiflung; ſie flehten um Aufhebung des harten Ausſpruchs, ſie verſchwendeten Thränen und Wehklagen; da ſie die Conſuln aber unerbittlich fanden, ſo entfernten ſie ſich mit finſtrer Entſchloſſenheit, gefaßt, das alleräußerſte zu leiden, und bis zum letzten Athemzuge für den Sitz ihres Reiches und für die Wohnungen ihrer Väter zu kämpfen.

Nach ihrer Heimkunft und nach Verbreitung der unglücklichen Zeitung, ſchien ein Geiſt des Trozzes und des Heldenmuths das ganze Volk zu beſeelen. Zuſpät ſahen ſie itzt die Gefahr des Reichthums in einem Staate, wenn er keine Mittel hat ſich zu vertheidigen. Jene goldne und ſilberne Gefäße, die ihrer Prachtliebe ſo geſchmeichelt hatten, wurden zu Waffen umgeſchmiedet, da ſie ihr Eiſen, dasjenige Metall, was ihnen itzt am koſtbarſten ſeyn mußte, weggegeben hatten. Auch die Weiber opferten ihren Schmuck, und ſchnitten ſogar ihr Haar ab, um zu Bogenſehnen gedreht zu werden. **Asdrubal**, der neuerdings wegen ſeiner Aufſätzigkeit wider die Römer ins Gefängniß geworfen worden, ward hervorgeholt, um das Heer zu befehligen, und mit ſolchem Eifer und ſolcher Eilfertigkeit rüſtete man ſich, daß die Conſuln bey ihrer Ankunft vor einer Stadt, die ſie als leichte Beute wegzunehmen hofften, eine Gegenwehr antrafen, die ihren Muth niederſchlug und ihre Entſchloſſenheit erſchütterte. Mancherley Gefechte wurden vor den Mauern geliefert, und alle waren den Belagerern nachtheilig. Die Belagerung wäre aufgehoben worden, wenn nicht **Scipio Aemilianus**, der adoptirte Sohn des Africanus, dem endlich der Oberbefehl anvertrauet wurde, eben ſo viel

Ge=

Geſchicklichkeit beſeſſen hätte, ſeine Völker nach einer Niederlage zu retten, als ihnen friſchen Muth und neue Hofnungen einzuflößen. Dennoch würden alle ſeine Künſte vereitelt worden ſeyn, hätt' er nicht Mittel gefunden, den Pharneas zu verführen, den Heerführer der carthagiſchen Reuterey, der zu ihm übergieng. Von der Zeit an war das Glück ihm günſtiger; der Theil der Stadt, welcher den Nahmen Megara führte, war der erſte, der erobert ward, während die Einwohner in die Burg getrieben wurden. Zunächſt verſicherte er ſich der Erdenge, die in die Stadt leitete, und ſchnitt ihnen ſomit alle Möglichkeit der Zufuhr ab. Dann umzingelte er auch den Hafen. Allein mit unglaublicher Betriebſamkeit eröffneten die Belagerten ſich einen neuen Zugang zur See, mittelſt deſſen ſie von Zeit zu Zeit von dem Heere draußen das Nothwendige erhalten konnten. Dieſes Heer mußte alſo erſt unterjocht werden, ehe die Stadt durchaus eingeſchloſſen werden konnte. Zu Anfang des folgenden Frühlings griff Scipio es an, tödtete ſiebenzigtauſend Mann und machte zehntauſend zu Kriegsgefangnen. Wiewohl itzt alles auswärtigen Beyſtandes beraubt, beſchloſſen die unglücklichen Einwohner dennoch, ehe das Aeußerſte zu dulden als ſich zu ergeben. Aber immer näher ſahen ſie den Feind herandringen; die Mauer, die zum Hafen führte, ward zerſtört; bald nachher ward auch das Forum erobert, ein Schauplatz herzrührender Scenen, ſcheiternder Häuſer, thürmender Leichenhügel, Schwerverwundeter, die unter den Erſchlagenen ſich hervor zu winden arbeiteten und ihren eignen und ihres Vaterlandes Untergang beweinten. Nicht lange ſo ergab ſich auch die Feſtung auf Willkühr. Alles war itzt bezwungen, den Tempel ausgenommen, der durch römiſche Ueberläufer und die raſcheſten Urheber des Krieges verthei-

digt wurde. Dieſe, an der Möglichkeit der Rettung ſowohl als an der Gnade der Ueberwinder verzweifelnd, ſteckten das Gebäude in Brand und kamen freywillig in den Flammen um. Asdrubal, der carthagiſche Feldherr, ergab ſich den Römern als die Burg erobert wurde; allein ſein Weib und ſeine Kinder ſtürzten ſich in den brennenden Tempel und giengen unter mit ſamt dem Vaterlande. Dann ward dieſe prächtige Stadt durch die ſchonungloſen Eroberer in Aſche gelegt. Und ſo weitläuftig war ihr Umfang, daß ſie ſiebenzehn Tage hintereinander brannte. Der Senat befahl, daß kein Theil von ihr wieder aufgebauet werden ſolle. Bis auf den Grund ward ſie geſchleift, und der Reiſende iſt heutiges Tages in Verlegenheit zu ſagen, wo Carthago geſtanden habe. Alle Städte, die Carthago in dieſem Kriege beygeſtanden hatten, theilten das Schickſal der Hauptſtadt, und ihre Ländereyen wurden unter die Freunde der Römer vertheilt. Die übrigen Städte Afrika's wurden Rom zinsbar und von einem jährlichen Prätor regiert, während die unzähligen Gefangnen, die im Laufe dieſes Krieges gemacht waren, als Sclaven verkauſt wurden, einige wenige ausgenommen, die durch die Hand des Henkers ſterben mußten. Dies war das Ende einer der berühmteſten Städte in der Welt, betrachten wir ſie in Hinſicht auf Künſte oder Reichthum oder Weitſchichtigkeit des Gebietes. Ueber hundert Jahre hatte ſie mit Rom um den Vorrang geſtritten, und mehr denn einmal war ſie auf dem Punkt ihn zu erwinden. Aber Carthago's ganze Größe gründete ſich auf den Handel allein, ein flüchtiges und feiges Weſen, das eigentlich zu nichts nützet, als eine Nation heraus zu ſchmücken, Raubluſtige anzulocken und das Schlachtopfer zu ſeinem Untergange zu putzen.

Auf Carthago's Sturz folgte der Untergang mancher anderer Städte. **Corinth**, eine der edelſten Städte Griechenlands, erlitt in dem nehmlichen Jahr daſſelbe Schickſal, indem es vom Conſul **Mummius** bezwungen und dem Erdboden gleich gemacht wurde. Der Vorwand zu dieſer gewaltthätigen Maasregel war, daß die Achäer den Lacedämoniern, römiſchen Bundsgenoſſen, den Krieg erklärt hätten. **Metellus** begann den Krieg, drang in Böotien ein und überwand den **Kritolaus**. Ihm folgte **Mummius**, ſchlug den achäiſchen Feldherrn **Dikas** und zerſtörte Corinth, deſſen Beute in der Folge nicht wenig zu Roms Verſchönerung beytragen mußte. Spanien, wiewohl anfangs ſiegreich, ward bald nachher durchaus bezwungen. **Viriatus**, ein ſpaniſcher Feldherr, der aus einem Schäfer ein Räuber, und darauf Anführer einer zahlreichen Bande ihm ähnlicher Menſchen geworden war, machte den Römern einige Mühe, ward aber durch die niederträchtigſte Verrätherey von dem römiſchen Feldherrn **Cäpio** aus dem Wege geräumt, als welcher ſeine eignen Geſandten, die mit ihm über den Frieden handeln ſollten, durch Beſtechung dahin brachte, ihren Herrn, nach ihrer Heimkunft, in ſeinem Bette umzubringen. **Quintus Pompejus** und **Mancinus** gewannen durch Beſtreitung dieſes tapfern Volks nicht größere Ehre. Beyde wurden zur Rettung ihrer Heere genöthigt, ſo ſchmachvolle Bedingungen einzugehn, daß der Senat treuloſer Weiſe den Mancinus gebunden zurück ſchickte, weil er Bedingungen bewilligt hatte, die ſie nicht eingehn wollten. Auch **Lepidus** war nicht glücklicher, vielmehr erlitt er, da er die **Vaccäer**, ein friedliches und harmloſes Volk des Landes, angriff, eine völlige Niederlage. Endlich ward Scipio, der Zerſtörer Carthago's, der itzt, gleich ſeinem angenommenen

Vater, den Nahmen Africanus trug, zum Conſul gewählt, und dieſer rettete Roms ſinkende Ehre. Er belagerte Numantia, die ſtärkſte Stadt des Landes, deren unglückliche Einwohner, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, die Stadt über ihren Häuptern anzündeten, und alle, wie ein Mann, in den Flammen umkamen. So ward Spanien eine römiſche Provinz, und ward hinfort von zwey jährlichen Prätorn regiert. Dieſe Behandlung der Ueberwundenen zeigt, wie verſchieden die dermaligen Römer von ihren Vorfahren waren, die ſichs zum Ruhm rechneten, den Bezwungenen mit möglichſter Milde zu begegnen. Aber wenig Nationen können der Berauſchung des Glücks widerſtehen. So wie ſie anfangen, die ganze Welt als ihr Eigenthum zu betrachten, beginnen ſie alle, welche ihren Waffen widerſtehen, nicht als Feinde, ſondern als Rebellen zu behandeln.

Achtzehntes Kapitel.

Von Carthago's Untergang bis zur Endigung des Aufruhrs der Gracchen.

J. d. St. 621. Bis izt haben wir dies große Volk in langſamen Fortſchritten mächtig werden und endlich ohne Nebenbuhler herrſchen ſehn. Wir haben es alle Tugenden, die einem Staate Kraft und Unüberwindlichkeit geben, allmälig ſich zu eigen machen, und vermittelſt ihrer ein mächtiges Reich aufrichten ſehn. Von nun an wird ein ganz anderes Gemählde ſich uns darbieten, das Gemählde eines mächtigen Staats, der allen

Laſtern,

Laſtern, welche die Geſellſchaft zu ſpalten, in Ketten zu ſchmieden, und endlich gänzlich zu zerſtören dienen, Thür und Thore öfnet. In der That ſcheint Rom in dieſer Periode uns den Gipfel ſeiner Macht erreicht zu haben. Seine Eroberungen mochten in der Folge ausgebreiteter werden, und ſeine Herrſchaften ausgedehnter, aber ihre Ausdehnung diente mehr zum Anwuchs ſeines Ruhmes, als ſeiner innern Stärke. Eine lange Weile zwar ſchien der Einfluß ſeiner ehemaligen Tugenden auch nach ſeiner Entartung noch zu wirken. Aber die alte Sitteneinfalt, die alte Rechtſchaffenheit und Lebensſtrenge, gerieth mit jedem Tage in ſichtbarern Verfall. Die Siege und der Raub Aſiens flößten ihnen Hang zum Prachtaufwande ein, und dieſer erzeugte Habſucht und verkehrten Ehrgeiz, ſo daß wir von nun an die Geſchichte eines andern Volks zu leſen glauben.

Die beyden Gracchen waren die erſten, die dieſe ſeltſame Verderbniß unter den Großen ſahen, und ihr durch Erneuerung des **Liciniſchen Geſetzes** zu ſteuern ſuchten, welches, wie wir oben geſehn, keinem Bürger im Staate mehr denn fünfhundert Acker zu beſitzen erlaubte, ſondern den Ueberfluß dem Staate zuerkannte. **Tiberius Gracchus**, der ältere der beyden Brüder, war ein Mann, der ſich durch die Vortheile ſeiner Bildung ſowohl, als durch die Eigenſchaften ſeines Geiſtes auszeichnete. Ganz verſchieden von ſeinem großen Ahnherrn Scipio, ſchien er begieriger nach Gewalt, als nach Ruhm; größere Freude war es ihm Neuerungen einzuführen, als ſchon eingeführte Einrichtungen zu befeſtigen und zu erhalten. Seine Verachtung des Geldes war entſchieden, und konnte ſeinem Einfluß in einem Staate, der auf Reichthum bereits einen unmäßigen Werth

ſetzte, nicht anders denn nachtheilig ſeyn; ſein Mitleid mit den Bedrängten glich ſeiner Erbitterung wider die Dränger; aber unglücklicher Weiſe ſtanden auch ſeine tugendhaften Beeiferungen weniger unter der Herrſchaft ſeiner Vernunft, als ſeiner Leidenſchaften, und dieſe trieben ihn oft über die Grenzlinie ſeiner Klugheit hinaus. Seine Abſichten ſchienen im Ganzen rechtſchaffen, aber der Widerſtand verwirrte ſie, und wiewohl er von gerechten Triebfedern ausgieng, ſo ſah er ſich doch am Ende genöthigt, ſeine Rechtſchaffenheit gegen die Rachſucht hinzugeben. Ein ſolcher war der ältere Gracchus, der den niedrigern Theil des Volkes (denn jener alte Unterſchied zwiſchen Patriciern und Plebejern war itzt nicht mehr) bereit fand, ihn in allen Unternehmungen zu unterſtützen. Dieſe Unglücklichen ſahen ſich nach ſo vieljährigen Dienſten, die ſie dem Staate geleiſtet hatten, allen Unterdrückungen der Reichen bloß geſtellt, die durch gewaltſame Verdrehung der Geſetze, deren Ausübung ihnen anheim geſtellt war, alles Eigenthum an ſich riſſen, und den Armen bloß die Gefahr und Beſchwerde, es zu vertheidigen, übrig ließen. Ihre unaufhörlichen Unbilden hatten die Herzen des Volks von ihnen entfremdet, aber ſie verſteckten ihren Haß, oder hielten es vielleicht für ihre Pflicht zu dulden, während der Senat, feil, verdorben, ungerecht, ſeine innere Verächtlichkeit bloß durch den Schimmer auswärtiger Eroberungen zu verdecken ſuchte. Dies war die Lage der Partheyen, als Tiberius Gracchus ſich zum Volkstribun wählen ließ. Er war es, der vorhin die Macht des Scipio Africanus zu beſchränken geſucht, und ihn zu ſeiner Verantwortung vor das Volk beſchieden hatte; er war es, der itzt auf Gelebung des Liciniſchen Geſetzes drang, Kraft deſſen Niemand mehr denn fünfhundert Aecker beſitzen ſollte. Damit

mit die Großen dies Geſetz in Zukunft nicht, wie bisher, zu ihrem Vortheile mißbrauchen möchten, fügte er ihm die Clauſel bey, daß die eine Hälfte des unerlaubten Ueberſchuſſes den Kindern des Uebertreters gegeben werden, die andere aber unter ſolche Arme vertheilt werden ſollte, die nichts hätten; und damit auch niemand durch Ankaufungen ſeine Beſitzthümer ungebührlich anſchwellen möchte, ſollten drey Staatsbeamten unter den Nahmen der **Triumvirn** erkohren werden, welche die Summe der Ländereyen eines jeden aufs genauſte unterſuchen ſollten. Dies Geſetz, wiewohl anfangs mit ſchicklicher Mäßigung befolget, empörte die Reichen, die das Volk zu überreden ſuchten, daß der Vertheidiger deſſelben bloß die Abſicht habe, den Staat zu verunruhigen, und alles in Verwirrung zu bringen. Aber Gracchus, einem Mann von unwiderſtehlicher Beredſamkeit, war es ein leichtes, dieſe Eindrücke aus den Gemüthern eines Volks wegzutilgen, das vom Gefühl ſeiner Kränkungen brannte, und von Natur bereitwillig genug ſeyn mußte, ein Geſetz zu begünſtigen, durch welches es allein gewann. Allein ſo eifrig die Armen für das Durchtreiben des Geſetzes waren, eben ſo eifrig widerſtanden ihm die Reichen. Was im Anfange bloßer Wortwechſel war, ward allmälig einwurzelnde Feindſeligkeit, und dieſe Feindſeligkeit wuchs mit jedem Tage zu Erbitterung. Endlich gieng das Geſetz dennoch durch, und **Octavius**, einer der Tribunen, die ſich ihm widerſetzten, ward theils durch Liſt, theils durch Gewalt zu Niederlegung ſeines Amtes genöthigt, während **Mummius** ein Rädelsführer der Gegenpartheу, an ſeine Stelle gewählt wurde.

Der Tod **Attalus**, des Königs von Pergamus, gewährte unſerm Gracchus eine neue Gelegenheit, dem nie-

niedrigern Theil des Volks auf Koſten der Großen zu willfahren. Dieſer König hatte in ſeinem letzten Willen die Römer zu Erben eingeſetzt, und nun ward vorgeſchlagen, daß das ſolchergeſtalt erworbene Geld unter die Armen vertheilt werden ſollte, damit dieſe ſich mit den nöthigen Werkzeugen zum Anbau der Ländereyen, die ihnen durch das letzte Theilungsgeſetz zugefallen waren, verſorgen könnten. Dies veranlaßte noch größere Unruhen, denn vorher. Der Senat trat zuſammen, um über die Mittel zu rathſchlagen, wie man dieſe Reichthümer, die man damals ſchon höher als die Sicherheit des Staates ſchätzte, für ſich erhalten könne. Die Senatoren hatten zahlreiche Anhänger, die bereit waren, für Ueberfluß und Wohlleben ihre Freyheit aufzugeben. Dieſe wurden aufgeboten, um das Volk, das keine ſolche Gewaltthätigkeit ahndend, den Reden ſeines Lieblings im Capitol zuhörte, in Schrecken zu ſetzen. Ein gewaltiger Lärm entſtand. Auf der einen Seite tobten die Bedienten der Großen; auf der andern die Vertheidiger des Geſetzes. Tiberius, ſeine Rede gänzlich unterbrochen ſehend, bat, flehte, daß man ihm Gehör geben möge, legte endlich die Hand an den Kopf, um anzudeuten, daß ſein Leben in Gefahr ſey, und ſogleich ſchrieen ſeine Gegner, daß er ein Diadem verlange. Nun verbreiteten ſich Aufſtand und Aufruhr durch alle Stände des Volks. Der beſtochene Theil des Senats war der Meinung, daß der Conſul den Staat durch die Gewalt der Waffen vertheidigen ſolle; als aber dieſes kluge Oberhaupt eine ſo gewaltthätige Maasregel ablehnte, ſtand Scipio Naſica, Gracchus Verwandter, auf, und rief in kriegeriſcher Stellung, daß alle, welchen die Würde und das Anſehn der Geſetze am Herzen läge, ihm folgen möchten. Umringt von einer ſtarken Schaar mit Knütteln be-

waff-

waffneter Senatoren und Klienten, gieng er gradeſweges aufs Capitol und ſchlug alles zu Boden, was ſich ihm zu widerſtehen wagte. An dem wachſenden Getümmel merkte Tiberius, daß ſein Leben in Gefahr ſey, und beſchloß zu fliehen. Er warf ſein Gewand hinweg, miſchte ſich ins Gedränge, und hofte unerkannt zu entſchlüpfen. Da er aber über einen zu Boden geworfnen Menſchen ſtolperte, prügelte **Saturnius**, einer ſeiner Amtsgenoſſen von der entgegengeſetzten Parthey, ihn mit dem Fuße eines Stuhls zu Tode; und nicht weniger denn dreyhundert ſeiner Zuhörer theilten das Schickſal ihres Günſtlings an dieſem unglücklichen Tage. Auch blieb die Rache des Senats hiebey nicht ſtehen. Sie verbreitete ſich über alle, die ſich ſeiner Sache annahmen; manche wurden hingerichtet, manche verbannet, und nichts ward unterlaſſen, um dem Volk einen Abſcheu vor ſeinen vorgeblichen Vergehungen einzuflößen.

Ein Krieg unterbrach dieſe unſeligen Zwiſtigkeiten eine Zeitlang. **Ariſtonicus**, des letzten Königs von Pergamus unehlicher Bruder, nahm ſeine Krone in Anſpruch und ſchlug den römiſchen Conſul **Licinius Craſſus**. Als aber **Perpenna** wider ihn geſandt wurde, ward er geſchlagen, in **Stratonice** eingeſchloſſen, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, und nachdem er den Triumph ſeines Siegers hatte ſchmücken müſſen, auf Befehl des Senates im Gefängniß erdroſſelt. Die Friſt der Ruhe, die auf dieſe Eroberung folgte, gab dem Volke Gelegenheit unter Anführung des **Cajus Gracchus**, eines Bruders des Erſchlagenen, ſeine vorigen Feindſeligkeiten zu erneuern.

Cajus Gracchus war bey ſeines Bruders Tode nur ein und zwanzig Jahr alt; und ſo wie er noch zu jung war, um von den Großen ſonderlich gefürchtet

zu

zu werden, ſo vermied auch er es anfangs, durch unzeitige Verſuche ihre Rache zu reitzen, und lebte einſam, ungeſehen und beynahe vergeſſen. Aber während er ſo allen öffentlichen Geſchäften und allen Anſchlägen auf Erlangung der Volksgunſt gänzlich entſagt zu haben ſchien, legte er in ſeiner Einſamkeit ſich mit äußerſtem Fleiß auf die Beredſamkeit, als das ſicherſte Mittel, ſie zu gewinnen. Als er ſich fähig hielt, ſeinem Vaterlande zu dienen, bewarb er ſich um die Quäſtur in Sardinien, und erhielt ſie ohne Mühe. Der Muth, die Leutſeligkeit und die Mäßigung, die er in dieſem Poſten bewies, machten ihn allen Ständen der Menſchen merkwürdig. Da der König von Numidien ein Geſchenk von Korn nach Rom ſandte, befahl er ſeinen Geſandten zu erklären, daß ſelbiges lediglich ein Zoll ſey, den er den Tugenden Cajus Gracchus zahle. Der Senat beantwortete das mit Hohn, und die Geſandten wurden als unwiſſende Barbaren mit Verachtung heimgeſchickt, welches den jungen Gracchus dergeſtalt aufbrachte, daß er auf der Stelle das Heer verließ, um ſich über die Unwürdigkeiten, die man ſich gegen ſeinen Ruf erlaubet hatte, zu beklagen und ſich zum Tribunat darzuſtellen. Damalen fanden die Großen in dieſem Jünglinge, der bisher wegen ſeiner Jugend vernachläſſigt worden war, einen fürchterlichern Gegner, als ſein Bruder ihnen je geweſen; die Beredſamkeit, mit der er ſich wegen der ihm zu Laſt gelegten Verläumdungen verantwortete, übertraf alles, was man bis dahin ähnliches in Rom gehört hatte, und die Unverzagtheit, mit der er ſeine Anſprüche durchſetzte, glich dem männlichen Style aller ſeiner übrigen Tugenden. Ohngeachtet der heftigſten Widerſetzlichkeit von Seiten des Senates, ward er durch eine große Stimmenmehrheit zum Tribun erklärt, und bereitete ſich itzt,

die

die nehmliche Bahn zu beſchreiten, die ſein Bruder vor ihm beſchritten hatte.

Das erſte, was er that, war dies, daß er den **Popilius**, einen der eingewurzelteſten Feinde ſeines Bruders, vor das Volk forderte, der es aber nicht rathſam fand, den Ausgang des Verhöres abzuwarten, ſondern freywillig ins Elend wanderte. Zunächſt gab er ein Edict, das den Einwohnern Latiens, und bald noch eines, das allem Volk dieſſeit der Alpen die Bürgerfreyheit zuſicherte. Dann ſetzte er den Werth des Korns zu einem mäßigen Preiſe, und verordnete eine monatliche Vertheilung deſſelben unter dem Volke. Hierauf ſchritt er zu einer Unterſuchung der Verderbniſſe, die ſich in den Senat eingeſchlichen hatten; und da durch dieſe der ganze Körper der Beſtechung, Erpreſſung und des Aemterverkaufs überwieſen wurde, ward durch ein förmliches Geſetz die Macht, verderbte Obrigkeiten zu richten, vom Senat auf die Ritter übertragen: eine nicht geringe Aenderung in der Verfaſſung. Die Zahl dieſer Staatsbedienten, die ſolchergeſtalt zu Oberaufſehern des Betragens aller andern Obrigkeiten geſetzt wurden, belief ſich auf dreyhundert, die alle unter den Freunden Gracchus ausgewählt wurden. Mancherley heilſame Anſtalten traf dieſer ſeltne Mann itzt zur Aufnahme des gemeinen Weſens. Er befahl die Landſtraßen zu beſſern und zu ſchmücken; er ließ öffentliche Magazine anlegen, und gegen die Zeiten der Dürftigkeit mit Korn verſehen. Und um dem Volk ein Beyſpiel von Gerechtigkeit zu geben, ließ er einen großen Vorrath von Getraide, welchen **Fabius**, Proprätor in Spanien, ſeiner Statthalterſchaft abgepreſſet und dem Volke verehrt hatte, verkaufen, und das Geld den gekränkten Eigenthümern zufertigen. Kurz, auf welcher

cher Seite wir auch den Charkater dieſes großen Mannes betrachten, werden wir ihn doch immer gerecht, mäßig, weiſe, thätig, und wie es ſcheint zu Wiederherſtellung der alten Sitteneinfalt Roms geboren finden. Dennoch behaupten die Geſchichtſchreiber, daß alle ſeine Plane lediglich auf Ausdehnung ſeiner eignen Macht berechnet, und ſeine Tugenden bloß die Kinder des Ehrgeitzes geweſen ſeyen. Ein ſolches Vorgeben ſcheint freylich aus keiner der bisher von uns erzählten Handlungen ſeines Lebens zu erhellen: jedoch geziemet es den Neueren nicht, mit den alten Geſchichtſchreibern über die Charaktere des Alterthums zu hadern; ſie kannten die Menſchen ihrer Zeit am beſten, und vielleicht verdammen ſie ſie oft im Ganzen wegen Fehler, welche einzeln aufzuzählen ſie der Mühe nicht werth fanden.

Dieſe wachſende Macht des Gracchus, und ſeine täglich zunehmende Beliebtheit beym Volke, ermangelten nicht, die ganze Rachgier des Senats wider ihn aufzuregen. Um jedoch ihre Erbitterung mit Sicherheit befriedigen zu können, ſchienen ſie anfangs den Ablauf ſeines Tribunats erwarten zu wollen; allein zu ihrem großen Erſtaunen ward er zum zweytenmal zu dieſem Amte erkohren, wiewohl er ſeiner Seits ſich nicht die geringſte Mühe darum gab. Jtzt alſo wählten ſie eine andere Verfahrungsweiſe und ſuchten ihn durch einen Nebenbuhler in der Gunſt des Volks zu ſtürzen. Druſus, ſein Gehülfe, mußte liſtiger Weiſe jeden Vorſchlag, den Gracchus zum Beſten des Volks that, noch höher ſpannen, und da der Senat ihn heimlich unterſtützte, ſo gelang es ihm wirklich, die Zuneigung des Volks mit Gracchus zu theilen. Gracchus konnte ſeine Eiferſucht nicht bergen. Er begegnete ſeinem Nebenbuhler mit Verachtung,

und

und bewirkte dadurch wie der Senat vorher ſahe, daß eine mächtige Parthey ſeiner vorigen Bewunderer ſich wider ihn erklärte. Allein der gefährlichſte Verſuch, ihn zu ſtürzen, lauerte noch im Hinterhalt. Seit ſeiner Heimkunſt von Sardinien nach Rom war Gracchus zu einem der Triumvirn erwählt worden: Staatsbediente, die wie wir geſehn haben, von ſeinem Bruder Tiberius eingeführt wurden, um die Anzahl von Ländereyen, die jedem Individuum zukäme, zu beſtimmen. In dieſem Geſchäfte zeigte Gracchus die größte Unverdroſſenheit, verbunden mit der pünktlichſten Strenge. Beſeelt von eben dem Geiſte der Gleichheit, der weiland ſeinen Bruder begeiſtert hatte, bemühete er ſich, die Beſitzungen eines jeden dem liciniſchen Geſetze mit unbiegſamer Gerechtigkeit anzupaſſen. Diejenigen, welche durch ſeine Strenge ſich beeinträchtigt fanden, wandten ſich, um Genugthuung zu erhalten, an Scipio Africanus. Scipio, der längſt ein Feind dieſes Geſetzes geweſen war, fühlte die Macht des Volkes zu ſehr, um ſich ihm offenbar zu widerſetzen; vorſichtiger bewirkte er die Wahl eines neuen Staatsbedienten, deſſen Geſchäft war, erſt die Anſprüche der Individuen unter einander abzumachen, ehe des Publicums ſeine von den Triumvirn entſchieden werden könnten. Conſul **Tuditanus** ward zu dieſem Amte erwählt, das auf Verzögerung der gewünſchten Ländertheilung vortreflich berechnet war, und ſchien den Geſchäften, wozu man ihn erkohren hatte, mit Eifer obzuliegen. Da er jedoch die endliche Verlooſung der ſtreitigen Ländereyen nicht länger aufſchieben konnte, gab er vor, daß ein Aufſtand in den Provinzen ſeine Gegenwart erfodere, und ließ die Anſprüche und Wünſche der Menge unentſchieden. Allgemeines Murren erhub ſich itzt wider Scipio, deſſen Kunſtgriffen man die Verzögerung der Länder-

theilung zuſchrieb, und einer der Tribunen gieng ſo weit, daß er ihn vors Volk citirte, um Rechenſchaft abzulegen, auf was Weiſe Tiberius Gracchus ums Leben gekommen ſey. Scipio verſchmähte, auf die Beſchuldigung zu antworten, gieng zu Hauſe, um, wie einige glaubten, auf eine Rede für den folgenden Tag zu ſtudieren; ward aber am Morgen todt im Bette gefunden, nicht ohne deutliche Merkmale der Erdroſſelung. Dieſes großen Mannes Tod erzeugte nicht wenig Verdacht wider die Anführer der Volkspartheh, und zum Theil wider Gracchus ſelber. Er verachtete jedoch, ſich wegen eines Verbrechens, das ihm auf keine Weiſe konnte erwieſen werden, zu verantworten, und um die Aufmerkſamkeit des Volks auf etwas anders zu lenken, ſchlug er vor, Carthago wieder aufzubauen, und es von Rom aus zu bevölkern. Eifrig ward dieſer Vorſchlag vom Volk angenommen, und ſechstauſend Familien verließen unter Gracchus Anführung die Stadt, um ſich in einem andern Welttheil niederzulaſſen. Aber kaum hatten ſie mit Wegräumung der Trümmer den Anfang gemacht, als ſie durch allerley Anzeichen verunruhigt wurden, die hinreichten, ein ſo abergläubiſches Volk von jedem weitern Verſuche abzuſchrecken. In der That ward Gracchus durch ungleich mächtigere Triebfedern zur Stadt zurückgerufen. Seine Feinde nutzten alle ihre Argliſt, um ſeinen Charakter während ſeiner Abweſenheit anzuſchwärzen; und wollt' er anders ſeiner ſinkenden Parthey wieder Muth machen, und die nachtheiligen Vorurtheile, die man dem Volke in Anſehung ſeiner beygebracht hatte, hinweg räumen, ſo mußte er aufs ſchleunigſte nach Rom zurückkehren. Er that dies, fand aber bald, welch ein treuloſes und unbeſtändiges Ding es um die Gunſt des Pöbels iſt. Alles Zutrauen, was man ihm bisher erwieſen hatte,

ward ihm allmälig entzogen, und ſeinem noch unverdächtigen Nebenbuhler zugewendet. Umſonſt entwarf er neue Geſetze zum Vortheile des Volks, und rief die Einwohner verſchiedener Städte Italiens in die Stadt, um ihn zu unterſtützen. Der Senat gebot allen aus Rom zu weichen, und ſchickte einen Fremden ſogar ins Gefängniß, welchen Gracchus zu ſeinem Buſenfreunde gemacht, und mit ſeiner Haus- und Tiſchgenoſſenſchaft beehret hatte. Dieſer Unwürdigkeit folgte bald eine andere und ungleich gefährlichere; als ſich nehmlich Gracchus zum drittenmal um das Tribunat bewarb, ward er verworfen, und wie man allgemein glaubte, durch Verrätherey derjenigen, welche die Stimmen ſammeln und berechnen mußten, und die Mehrheit, die ihn wirklich gewählt hatte, auf Rechnung eines andern ſetzten.

Kaum ſahe der Senat den ihm ſo verhaßten Mann in den Privatſtand zurück geſunken, als er ihn zu ſtürzen beſchloß, und den Conſul **Opimius**, Gracchus tödtlichen Feind, zum Werkzeuge ſeiner Rache wählte. Dieſer Menſch, der mit dem übertriebenſten Stolze die äußerſte Grauſamkeit vereinigte, übernahm den Auftrag mit der größten Bereitwilligkeit, und ließ vor allen Dingen das Geſetz vernichten, das Carthago's Wiederanpflanzung verordnet hatte. Hierauf trug er auf Abſchaffung aller übrigen Geſetze an, die während Gracchus beyden Tribunaten waren gemacht worden, und beſchied das Volk zu dieſem Ende auf einen gewiſſen Tag zur allgemeinen Verſammlung.

Itzt ſahe man, daß Gracchus Untergang beſchloſſen ſey. Nicht zufrieden mit dem Schutz des ganzen Senates und aller Ritter, wie auch eines zahlreichen Gefolges von Sclaven und Vaſallen, befeh-

ligte der Conſul noch einen Haufen Candier, die im Solde des Staates ſtanden, ihm zu folgen und zu begleiten. So bewachet und der Ueberlegenheit ſeiner Kräfte ſich bewußt, beleidigte er den Gracchus überall, wo er ihm begegnete, und that alles mögliche, um ihn zu einer raſchen That zu reitzen, die ihm hätte einen Vorwand an die Hand geben können, ſeinen Feind aus dem Wege zu räumen. Allein des Conſuls Abſehn entgieng dem Gracchus nicht. Er mied alles Gezänke und trug nicht einmal Waffen zu ſeiner Vertheidigung bey ſich. Sein Freund **Flaccus**, ein eifriger Tribun, war weniger gelaſſen. Entſchloſſen, Parthey mit Parthey zu trotzen, brachte er eine Anzahl Landleute nach Rom, die vorgeblich Dienſte ſuchen wollten. Der Tag zur Entſcheidung des Streits erſchien. Frühmorgens zogen beyde Partheyen aufs Capitol, wo, während der Conſul dem Ritual gemäß opferte, der Lictoren Einer, der die Eingeweide des geſchlachteten Opferthieres fortſchaffen wollte, ſich nicht enthalten konnte, dem Flaccus und ſeiner Parthey zuzurufen: **Aus dem Wege, ihr Meuterer! aus dem Wege vor ehrlichen Leuten!** Dieſe Beſchimpfung brachte die, denen ſie galt, ſo gewaltig auf, daß ſie augenblicklich über den Kerl herfielen und ihn mit den Schreibgriffeln, die ſie in Händen hatten, todſtachen. Grenzenloſen Lärm veranlaßte dieſer Mord in der Verſammlung. Gracchus zumal, der die Folgen einer ſolchen That vorausſah, verwies es ſeiner Parthey, dem Feinde ſolchen Vortheil über ſich eingeräumt zu haben; er verſuchte verſchiedene Mal zu reden, konnte vor dem Lärm aber nicht zu Worten kommen, und beſchloß endlich nach Hauſe zu gehn, und den Ausgang abzuwarten. Während er über das Forum wanderte, blieb er vor einer Säule ſtehen, die ſeines Vaters Andenken errichtet war, betrachtete

ſie eine Weile mit ſchweigendem Tiefſinn, und brach, als beweine er den Geiſt der Zeiten, in eine Fluth von Thränen aus. Gleiche Weichmüthigkeit übermannte ſeine Begleiter. Von Mitleid durchdrungen, gelobten ſie, einen Mann nie zu verlaſſen, deſſen einziges Verbrechen die Liebe zum Vaterlande war. Mittlerweile ergriff der Senat jedes Mittel um die Stadt in Aufruhr zu rütteln, und Beſorgniß drohender Gefahr unter den Einwohnern zu verbreiten. Dem Conſul ward aufgetragen, **dahin zu ſehen, daß der Staat keinen Schaden nehme**, eine Formel, welche bey einer ſo unbedeutenden Gelegenheit dieſen einzelnen Mann mit unumſchränkter Gewalt bekleidete. Des todten Lictors Leichnam ward mit Gepränge durch die Gaſſen getragen und vor dem Senathauſe zur Schau geſtellt, während der ganze Körper des Adels Befehl empfieng, ſich morgenden Tages mit Sclaven und Vaſallen auf dem Berge **Aventinus** in Waffen einzufinden. Auf der andern Seite war Flaccus nicht minder emſig bemüht, die Ueberbleibſel ſeiner geſprengten Parthey zuſammen zu raffen; aber es war itzt nicht wie in den früheren Erſchütterungen des Staates, wo die Plebejer wider die Patricier aufgereitzt werden ſollten; dieſe Scheidewand war längſt nieder gebrochen; es war der ohnmächtige Kampf der Armen wider die Reichen, und die bereits eingeſchreckte Parthey war muth- und entſchlußlos, als wäre ſie von ihrem herrſchſüchtigen Gebieter bereits gedemüthigt worden. Gracchus, wiewohl ſeiner Schwäche kundig, beſchloß, ſeine Freunde nicht zu verlaſſen. Nichts deſtoweniger verſchmähte er, wie die übrigen, ſich zu bewaffnen, nahm bloß ſeinen gewöhnlichen Rock und einen kurzen Dolch, um im Fall eines Angriffs ſich vertheidigen zu können, und führte ſo ſeine Anhänger auf den aventiniſchen Berg. Hier erfuhr

er, daß die Conſuln einen Preis von Golde auf ſeinen und Flaccus Kopf, ſo ſchwer wie dieſe Köpfe wären, geſetzt hätten. Umſonſt ſchickte er Flaccus jüngſten Sohn, der noch ein Kind war, mit Vergleichsvorſchlägen ab. Ihrer Ueberlegenheit ſich bewußt, und entſchloſſen, ſeine Beleidigung mit nichts geringerm, als dem Tode zu beſtrafen, verwarfen Senat und Conſul alle ſeine Anerbietungen, und boten, um ſeine Parthey zu ſchwächen, allen, die ihn auf der Stelle verlaſſen würden, Vergebung an. Dies wirkte, wie ſie's wünſchten; das Volk verlief ſich allmälig, und Gracchus Parthey ward die ſchwächſte. Er wollte dem Senat perſönlich aufwarten, aber ſeine Freunde widerriethen es ihm, aus Furcht, ihren Anführer zu verlieren. Noch einmal ward Flaccus Sohn mit Friedensvorſchlägen abgeſandt, aber Opimius, der nach Blute dürſtete, ließ den Knaben ins Gefängniß werfen, und führte ſeine Schaaren auf den aventiniſchen Berg, wo er mit zügelloſer Wuth in den Hauſen einbrach. Fürchterlich war das Niedermetzeln der kaum widerſtehenden Menge, und nicht weniger denn dreytauſend Bürger blieben auf dem Platze. Flaccus flüchtete in eine zerſtörte Hütte, wo er aber entdeckt und mit ſeinem älteſten Sohne erſchlagen. Gracchus zog ſich in den Tempel der Diana zurück, und beſchloß durch ſeine eigene Hand zu ſterben; zwey ſeiner getreueſten Freunde und Begleiter, **Pomponius** und **Lucinius** überredeten ihn aber, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Von ihnen und einem griechiſchen Sclaven, Nahmens **Philokrates**, begleitet, eilte er eine Brücke zu erreichen, die aus der Stadt führte. Seine Verfolger ſetzten ihm aber ſo eifrig nach, daß er grade am Fuße der Brücke gezwungen ward, Halt zu machen und ſeinen Feinden die Spitze zu bieten. Seine beyden edelmüthigen Freunde verthei-

theidigten ihn eine Zeitlang wider den umringenden Feind, dann erlagen ſie der Menge. Er ſelbſt flüchtete mit ſeinem Sclaven in einen Hain jenſeits der Tiber, der den Furien geweiht war. Hier von allen Seiten umſchloſſen, und jeder Möglichkeit ſich zu retten beraubt, bewegte er ſeinen Sclaven ihn hinzurichten, der, nachdem er ſeinem geliebten Herrn dieſen letzten Liebesdienſt erwieſen hatte, augenblicklich den Dolch in ſein eigen Herz ſties, und ſeines Gebieters Leichnam mit ſeinem eignen deckte. Die Verfolger kamen bald nachher, hieben Gracchus den Kopf ab, und ſpiesten ihn zum Siegeszeichen auf eine Lanze. Ein gewiſſer **Septimulejus** nahm ihn endlich mit nach Hauſe, höhlte ihn künſtlicher Weiſe aus, und füllte ihn ſtatt des Gehirns mit Bley, um ihn ſchwerer wiegen zu machen, wie er denn auch wirklich ſiebenzehn Pfund Goldes von dem Conſul, als den Preis ſeiner Spitzbüberey empfieng.

So ſtarb Cajus Gracchus, ohngefähr zehn Jahre nach ſeines Bruders Tiberius Tode, und ohngefähr ſechſe nachdem er angefangen hatte im gemeinen Weſen zu wirken. Die Geſchichtſchreiber brandmarken ihn gewöhnlich, als des Aufruhrs ſchuldig, nach allem aber, was wir von ſeinem Charakter wiſſen, zu urtheilen, war die Störung der öffentlichen Ruhe mehr die Schuld ſeiner Gegner, als die Seinige; und ſtatt daß wir die Unruhe der Zeiten den Aufruhr der Gracchen nennen, ſollten wir ſie vielmehr den **Aufſtand des Senats wider die Gracchen** nennen, angeſehen die letztern ſich bloß für die Vollſtreckung eines Geſetzes verwandten, welchem der Senat ſchon beygefallen war, dieſer aber ſeine Abſichten mit einer Mannſchaft bewaffneter Landleute unterſtützte, die ſich nie vorher in das Geſchäft der Geſetzge-

bung hatten miſchen dürfen, und der Verfaſſung eine unheilbare Wunde beybrachten. Ob die Gracchen bey Betreibung dieſer Geſetze durch Triebfedern des Ehrgeitzes oder des Patriotismus regiert wurden, iſt unmöglich zu entſcheiden; ſo viel aber erhellet, daß das Recht auf ihrer Seite war, und das Unrecht einzig auf Seiten des Senats. Im Grunde war dieſer Staatskörper gegenwärtig himmelweit von jener ehrwürdigen Verſammlung unterſchieden, die wir einen Pyrrhus und einen Hannibal eben ſo ſehr durch ihre Tugenden als durch ihre Waffen haben überwinden ſehn. Gegenwärtig unterſchieden ſie ſich vom Reſt des Volkes bloß durch ihre überlegenen Schwelgereyen, und beherrſchten den Staat lediglich durch das Gewicht jenes Anſehens, das vom Reichthum und von Schaaren erkaufter Anhänger abhängt. Feile und niederträchtige Seelen frohnten ihnen aus eigennützigen Bewegungsgründen, und diejenigen, die ihre Unabhängigkeit dennoch zu behaupten wagten, wurden in den Staub getreten, und in der nahmenloſen Menge gänzlich verloren. Kurz, die Verfaſſung war um dieſe Zeit in die verhaßteſte aller Ariſtokratien ausgeartet. Die Tribunen, die vorhin als Beſchirmer des Volks betrachtet wurden, itzt aber ſelbſt reich geworden waren, und mit dem Senat einerley Intereſſe hatten, angeſehen der Kampf, wie geſagt, nicht mehr zwiſchen Patriciern und Plebejern, die nur noch dem Nahmen nach unterſchieden waren, ſondern zwiſchen Reichen und Armen obwaltete, halfen zu Unterdrückung der letztern. So zu einem Zuſtande der verworfenſten Unterwürfigkeit hinab erniedrigt, hörten die niedrigen Stände des Staates gänzlich auf für die Freyheit zu fühlen, und ſuchten nur einen Rädelsführer, während die Reichen argwöhniſch, wie Tyrannen immer ſind, vor dem

ſchwäch-

ſchwächſten Anſchein von Widerſetzlichkeit erbebend, Männern unumſchränkte Gewalt anvertraueten, welche nach abgewandter Gefahr ihnen wieder zu entwinden, ſie zu ohnmächtig waren. So untergruben beyde Theile des Staates die Grundſäulen der Freyheit; die Furcht des Senates ſchuf den Dictator, und der Haß des Volks verewigte ſeine Würde. Empörender kann für eine nachdenkende Seele ſchwerlich eine Verfaſſung ſeyn, als diejenige, welche Rom zerrüttete, bis es unter Auguſtus Flügeln eine erbettelte Zuflucht fand.

Neunzehntes Kapitel.

Vom Aufruhr des Gracchus bis zu Syllas immerwährenden Dictatur, dem erſten Schritte zum Untergange des römiſchen Freyſtaates.

Ohngeachtet dieſer traurigen Sittenverderbniß daheim, fuhren die Römer dennoch fort, beynahe in allen ihren auswärtigen Unternehmungen glücklich zu ſeyn. Die Senatoren, wiewohl verdorbene Väter des Staates, waren dennoch geſchickte Regenten, und Rom gewann, während es ſeine Freyheit verlor, beynahe täglich neue Gebiete. Die Baleariſchen Inſeln wurden bezwungen. Die **Allobroger**, die das heutige Savoyen bewohnten, wurden von **Domitius Aenobarbus** beſiegt und mit dem Reiche verbunden. **Gallia Narbonenſis** ward in eine Provinz verwandelt. Die **Scordici**, ein Volk, welches in Thracien wohnte, wiewohl anfangs glücklich, wurden dennoch

V. C. 634.

noch endlich überwunden, und **Jugurtha**, König von **Numidien**, verlor Reich und Leben. Der Umſtand, daß dieſer letzte Krieg von dem zierlichſten Geſchichtſchreiber des Alterthums iſt beſchrieben worden, macht es mir zur Pflicht, ihm in dieſem allgemeinen Gemählde römiſcher Verhandlungen einen größern Raum zu gewähren, als die Erheblichkeit des Stofs zu fodern ſcheinen möchte.

Jugurtha war ein Enkel jenes berühmten Maſiniſſa, der Roms Parthey wider den Hannibal ergriffen hatte. Er ward mit den beyden jungen Prinzen, denen die Thronfolge gebührte, erzogen, und da er ihnen ſowohl in Fähigkeiten überlegen, als auch beym Volke äußerſt beliebt war, ſo ermordete er **Hiempſaln**, den älteſten der beyden Brüder, und wollte es mit **Adherbaln**, dem jüngern, eben ſo machen, der ihm jedoch entkam und in Rom Hülfe ſuchte. Jugurtha, dem nicht unbekannt war, daß in einem hohen Grade Geiz und Ungerechtigkeit in dem Senat eingeſchlichen wären, ſandte unverzüglich Botſchafter nach Rom, die die reichen Geſchenke, welche ihnen mitgegeben waren, mit ſo vielem Erfolge vertheilten, daß der Senat ihm die Hälfte des Königreichs zuerkannte, das er durch Mord und Gewaltthätigkeiten an ſich geriſſen hatte, und zehn Bevollmächtigte abfertigte, um es zwiſchen ihm und Adherbal zu theilen. Die Geſandten, unter welchen auch **Opimius**, des Gracchus Mörder, ſich befand, hielten ſich vollkommen berechtigt, dem Beyſpiel ihrer Principalen zu folgen, und Jugurtha's Geſchenke leuchteten ihnen ſo mächtig ein, daß ſie dem Uſurpator den reichſten und bevölkerteſten Theil des Königreichs zuſprachen, der jedoch hiemit nicht zufrieden, ſich des Ganzen zu bemächtigen beſchloß. Um ſeinen ehrgeizigen Abſichten

einige Farbe zu geben, nahm er anfangs allerley Streifereyen in ſeines Genoſſen Gebiete vor, hoffend, dieſer werde ſich Repreſſalien erlauben, die er, im Fall die Sache vor den Senat käme, zum Angriff umdeuten könnte. Da ihm dieſe Erwartung aber fehlſchlug, warf er die Larve völlig weg, belagerte Adherbaln in ſeiner Hauptſtadt Cirta, fieng und ermordete ihn. Das römiſche Volk, von einigen Funken ihm noch übrigen Edelmuthes entzündet, ſchrie laut wider dieſe Verrätherey, nur der beſtochene Senat ſchwieg noch eine Weile. Am Ende ſah er ſich jedoch gezwungen, einen Conſul mit einem mächtigen Heer wider den Tyrannen zu ſenden. Aber dieſer, von der allgemeinen Verderbniß der Zeiten nicht minder angeſteckt, konnte Jugurtha's blendenden Geſchenken eben ſo wenig widerſtehen, und verwandelte jenen raſchen Operationsplan, zu dem er angewieſen war, in den langweiligen Weg der Unterhandlungen.

Ergrimmter denn jemalen bewirkte das Volk itzt ein Decret, daß Jugurtha auf Glauben des gemeinen Weſens ſich perſönlich vor ihnen ſtellen, und alle die, welche Geſchenke von ihm angenommen, angeben ſollte. Jugurtha trug kein Bedenken ſich der Gnade Roms anzuvertrauen. In flehender Geberde und in einem Gewande, das ſeiner Lage angemeſſen war, erſchien er vor dem Volke; aber ſtatt die beſtochenen Staatsbürger zu entdecken, beſtach er deren immer mehrere, und überzeugt, daß zu Rom alle Stimmen erkäuflich wären, ergriff er, ſtatt des mißlichen Weges, die Gerechtigkeit ſeiner Sache geltend zu machen, die ungleich ſichrere Maasregel, ſie durch die Vertheilung ſeiner Geſchenke zu gewinnen. Als er daher itzt vor dem Volke ſtand, und von den unrechtmäßigen Mitteln Rechenſchaft ablegen ſollte, womit

mit er den Schutz ſolcher Männer, die ihn hatten demüthigen ſollen, gewonnen hatte, ſo legte **Bebius**, ein beſtochner Volkstribun, ihm ein Stillſchweigen auf, und die langgewünſchte Entdeckung gerieth in Stecken. Itzt aller Hofnung beraubt, ſeine beſtochenen Obrigkeiten zu überführen und zu züchtigen, faßte das Volk einen Haß wider den Senat, der eben ſo gerecht, als daurend war. Jugurtha erhielt Befehl, die Stadt zu verlaſſen. Er that es, konnte jedoch, da er aus einem der Thore herausgewandert war, ſich nicht enthalten, noch einmal Halt zu machen, ſich umzuwenden, und, indem er die große feile Stadt anſah, auszurufen, **O Rom, wie willig würdeſt du dich ſelbſt verkaufen, wenn ſich nur jemand fände, der zu einem ſolchen Kaufe reich genug wäre!** Da er auf den Glauben des Staates gekommen war, ſo ward er ſicher bis an die Grenzen ſeines Gebietes geleitet, zugleich aber auch der Conſul **Albinus** mit einem Heere abgeſchickt, um ſeine Abſichten zu vereiteln. Die erſten Operationen des römiſchen Feldherrn waren glücklich. Jugurtha ſah, daß er ihm in Felde nicht gewachſen wäre, und verſuchte, ihn im Cabinet zu überliſten. Neue Friedensvorſchläge geſchahen von ſeiner Seite; tagtäglich erbot er ſich, ſich ſelbſt als Gefangner vor den Conſul zu ſtellen, und dennoch verſtärkte er jeden Tag ſeine Macht im Staate. So ſahe ſich Albinus in Unterhandlungen verflochten, die er nicht begreifen konnte, und die Zeit ſeiner Befehlshaberſchaft verſtrich, ohne daß er etwas beträchtliches geleiſtet hätte. Gezwungen nach Hauſe zu gehen, um der Wahl der neuen Obrigkeiten beyzuwohnen, überließ er die Führung ſeines Heers, ſeinem Bruder **Aulus**, einem Manne, der dem Oberbefehl durchaus nicht gewachſen war. Seine Habſucht verleitete ihn, **Suthul** zu belagern, einen Ort,

der

der von Natur unüberwindlich war, und nichts locken- des für einen Feind hatte, als den Umſtand, daß er die Schätze des Königs verwahrte. Jugurtha, der Stärke des Ortes kundig, ließ den Conſul ungeſtört vor ihm die Zeit verſchwenden, und, itzt den Furcht- ſamen ſpielend, itzt Vergleichsvorſchläge anbietend, immer aber auch gegen den geringſten Centurio ſeine Beſtechungen verſchwendend, lockte er ſeinen Gegner in ſolche Engen, daß er gezwungen ward, unter den möglichſt nachtheiligen Umſtänden ein Treffen zu lie- fern, und ſein Heer, ſollt' es anders nicht in Stücken gehauen werden, ſchimpflicherweiſe durchs Joch wan- dern zu laſſen.

In dieſer Lage fand **Metellus**, der nächſte Con- ſul, die Sachen bey ſeiner Ankunft in Numidien; Officire ohne Zutrauen, ein Heer ohne Kriegszucht, und einen immer wachſamen, immer auf Liſten ſin- nenden Feind. Nur durch die äußerſte Aufmerkſam- keit, und eine Rechtſchaffenheit, die vor aller Beſte- chung zurückbebte, gelang es ihm, Roms Angelegen- heiten und die Ehre des Heeres wieder herzuſtellen. In einem Zeitraum von zwey Jahren ward Jugur- tha in verſchiedenen Schlachten geſchlagen, aus ſeinen Gebieten verjagt, und genöthigt um Friede zu bitten. Dieſen bewilligte ihm Metellus unter der Bedin- gung, daß er ſeine Waffen und Elephanten ausliefern ſollte. Es geſchahe. Nun verlangt' er zweyhundert- tauſend Pfund Silber zu Erſetzung der Kriegskoſten. Sie wurden bezahlt. Hierauf begehrt' er die Auslie- ferung der Ueberläufer. Auch dies ließ der Numi- dier ſich gefallen. Als Metellus aber noch weiter gieng und itzt ſogar verlangte, daß Jugurtha ſich in Perſon ergeben, und ſein Verhör zu Rom abwarten ſolle, brach dieſer alle weitere Unterhandlungen ab,

und

und beyde Theile beſchloſſen noch einmal die Gefahren des Krieges zu verſuchen. Alles verhieß dem Metellus einen leichten und gewiſſen Sieg; der Feind war beynahe gänzlich entwaffnet, wenig Städte waren übrig, welche Widerſtand hätten leiſten können, und die Liſten des Numidiers waren mit ſammt ſeinen Schätzen erſchöpft. Nichts fehlte, als daß Metellus noch einmal zum Conſul erwählt werden mußte, um ſeines Triumphes zu genießen; aber dies trog ihn, und ein anderer erndtete den Ruhm, welchen er ausgeſäet hatte. Dieſer andre war **Cajus Marius**, ſein bisheriger Legat, ein Befehlshaber, der in der Folge Roms Ruhm und Geiſſel wurde. In einem Dorfe bey **Arpinium** war er von Eltern geboren, die ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit gewannen, und da er in der Theilnehmung an ihren Geſchäften erzogen ward, ſo waren ſeine Sitten eben ſo rauh, als ſein Anſehn abſchreckend. Er war ein Mann von außerordentlicher Leibesgeſtalt, unvergleichlicher Stärke und unverzagter Tapferkeit. Früh trat er in Dienſte ſeines Vaterlandes, und zeichnete durch pünktliche Beobachtung der Kriegszucht, und unbedingten Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten ſich auf das rühmlichſte aus. Bey jeder Gelegenheit ſuchte er Gefahren, die ſeines Muthes würdig waren. Die längſten Märſche, die mühſeligſten Strapatzen, waren einem in arbeitſamer Dürftigkeit erzognen Mann ein Spiel. Die Wollüſte des Lebens hatten wenig Reitz für ihn. Mäſſigkeit war ihm zur Natur geworden, und er ergriff jede Gelegenheit, um ſie ſeinen Leuten durch ſein Beyſpiel zu empfehlen. Er aß Brod, das unter die Gemeinen ausgetheilt wurde, ſchlief in die gröbſten Gewänder gehüllt auf dem Boden, und ſchien für jede Leidenſchaft, den Ehrgeitz und die Rache ausgenommen, todt und abgeſtorben. Schon hatt' er ſich durch

die

die niedern Stuffen des Dienſtes emporgearbeitet, und jede einzelne war ihm nur als Belohnung irgend einer höchſt rühmlichen That ertheilt worden. Als er ſich um die Stelle eines Kriegstribunen bewarb, war ſeine Perſon zwar unbekannt, ſeine Thaten aber waren in jedermanns Munde. Er erhielt die Stelle, und betrug ſich darinn ſo unſträflich, daß ſein Feldherr ihn, als er ſich in der Folge um das Volkstribunat bewarb, mit ſeinem Einfluß unterſtützte. In dieſem Poſten begann jener Ehrgeitz und jener Haß des Senates, die ſein ganzes Leben in der Folge auszeichneten, ſich zu äußern. Nicht zu erſchüttern durch ihre Drohungen, ſcholt er ihre Verdorbenheit ohne Rückhalt ſelbſt im Senathauſe, und als Metellus, welcher ihn bis dahin geſchützt und empor geholfen hatte, ſeinen Eifer mißbilligte, drohete er ihm, ihn ins Gefängniß werfen zu laſſen. Dennoch zog Metellus, als er ihm in der Folge während des numidiſchen Feldzugs als Unterbefehlshaber zugeordnet wurde, das Intereſſe des Vaterlandes allem Privatunwillen vor, und übertrug Marius die wichtigſten Kriegsgeſchäfte. Dies Vertrauen war nicht verſchwendet. Marius entledigte ſich jedes Auftrages mit ſo viel Klugheit und Entſchloſſenheit, daß man ihn zu Rom als den zweyten im Range, aber als den Erſten in Erfahrung und Muth betrachtete. In dieſer Lage der Dinge ward Metellus, wie oben geſagt worden, genöthigt, zu Rom die Verlängerung ſeines Amtes nachzuſuchen, aber Marius, deſſen Ehrgeitz keine Grenzen kannte, beſchloß den Oberbefehl für ſich ſelbſt zu erhalten, und ſolchergeſtalt den Ruhm, dieſen Krieg vollendet zu haben, ſich ſelber zuzueignen. Zu dieſem Ende ließ er durch ſeine Vertrauten in Rom allerley Nachtheiliges wider Metellus ausſprengen. Er gab zu verſtehen, daß Metellus den Krieg in die Länge

ziehe, bloß um ſeinen Oberbefehl zu verlängern; er behauptete, daß er im Stande ſey, den Jugurtha mit der Hälfte des Heers zum Gefangenen zu machen; er machte ſich anheiſchig, ihn in einem einzelnen Feldzuge todt oder gefangen nach Rom zu liefern. Nachdem er durch ſolche Ausſprengungen einen Geiſt der Unzufriedenheit mit Metellus aufgeregt hatte, erhielt er Urlaub nach Rom zu gehn und ſich um das Conſulat zu bewerben, welches er wider die Erwartung und den Vortheil der Edeln erhielt.

Itzt mit der höchſten Gewalt, den Krieg nach Willkühr zu führen, bekleidet, bewies ſich Marius ſeines hohen Poſtens vollkommen würdig. Seine Wachſamkeit glich ſeinem Muthe, und binnen kurzen bemeiſterte er ſich aller Städte, die dem Jugurtha in Numidien noch übrig waren. Dieſer unglückliche Fürſt, ſich unfähig fühlend, ihm einzeln zu widerſtehen, ſah ſich genöthigt, zu **Bocchus**, dem König von Mauritanien, deſſen Tochter er geheyrathet hatte, ſeine Zuflucht zu nehmen. Eine Schlacht folgte bald nachher, in welcher die Numidier das römiſche Lager bey Nacht überfielen, und einigen Vortheil erhielten. Er war aber von keiner Dauer. Marius überwand ſie bald nachher in zwey blutigen Gefechten, deren eines nicht weniger denn neunzigtauſend Africaner aufrieb. Itzt fühlte Bocchus, daß die Römer ihm zu ſtark ſeyen, und da ers nicht rathſam fand, durch Beſchützung ſeines Eidams ſeine Krone in Gefahr zu ſetzen, ſo erklärt' er ſich bereit, unter jeden Bedingungen Frieden zu machen, und ſchickte Geſandte nach Rom, die ihm den Schutz und die Freundſchaft des Volkes erflehen ſollten. Der Senat empfieng die Geſandten mit ſeinem gewöhnlichen Uebermuthe, und ohne ihr Geſuch einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen,

ge=

gewährte er allen Flehenden nicht Freundſchaft, ſondern Verzeihung; dennoch ward ihnen nach einiger Zeit zu verſtehen gegeben, daß Jugurthas Auslieferung das einzige Mittel ſey, Roms Zorn zu beſänftigen und ſeine Freundſchaft zu erhalten. Bocchus Stolz ſträubte ſich zwar anfangs wider eine ſolche Zumuthung, aber wenig Unterredungen mit Sylla, dem Quäſtor des Marius, verſöhnten ihn mit dieſer treuloſen Maasregel. Jugurtha ward alſo ausgeliefert. Unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung ward er in einen Hinterhalt gelockt, gefangen genommen, und mit Ketten belaſtet, von Marius nach Rom geſchleppt, ein warnendes Beyſpiel des verunglückten Ehrgeitzes. Nachdem er den Triumph ſeines Ueberwinders geſchmückt hatte, verdammte der Senat ihn, im Gefängniſſe Hungers zu ſterben, ein Schickſal, das ſeine vormalige Grauſamkeit gewiſſermaßen zwar verdiente; aber wie viel grauſamer mußten diejenigen ſeyn, die einen Unglücklichen, den ſie ſchon zum Tode verdammt hatten, erſt zu Verzierung eines eitlen Gepränges mißbrauchen, und an ſeinen Quaalen ſich weiden konnten.

Kaum war Jugurtha überwältigt, als zu Rom Nachricht einlief, daß ein unglaublicher Schwarm Barbaren von Norden her ins römiſche Gebiet einbräche, und ganz Italien mit Blutvergießen und Verheerung bedrohe. Marius ward als der einzige Mann betrachtet, der dieſem fürchterlichen Feinde die Spitze bieten könne, und dem gemäß ward er wider die Verfaſſung, welche zwiſchen jedem Conſulate einen Zwiſchenraum von zehn Jahren erforderte, zum zweytenmal zum Conſul erwählt. Das Volk, mit dem er kämpfen ſollte, waren die Cimbern und Teutonen, die dreymal hunderttauſend Menſchen ſtark

ihre Waldungen verlaſſen hatten, um in Italiens fruchtbaren Thälern eine neue Wohnung zu ſuchen. Gallien hatten ſie bereits vor einiger Zeit angegriffen, ſchreckliche Verwüſtungen darinnen angerichtet, und einige römiſche Heere, die wider ſie waren abgeſchickt worden, geſchlagen. Aber Marius war ihnen zu überlegen. Er vermied das Gefecht, bis der Feind durch das lange Zaudern geſchwächt war. Dann
V. C. 650. griff er, während er in dreyen Abtheilungen durch die Alpen zog, ihn an, und eine Schlacht folgte, welche nicht weniger denn zwey Tage dauerte. Die Römer ſiegten, und **Teutobocchus**, der König der Teutonen, ward mit einem Verluſt von hundert und funfzigtauſend Mann zum Gefangenen gemacht. Ohngeachtet dieſes ſchrecklichen Blutbades waren die Cimbrer doch noch unverzagt. Gleich einem Gebürgſtrom ſtürzten ſie in Italien herein, nachdem ſie den Conſul Catulus geſchlagen, und die Alpen überklommen hatten. Wider ſie ward Marius zum fünftenmal zum Conſul gewählt, indem das Volk ihn den ganzen Krieg hindurch in ſeinem Amte gelaſſen hatte,
V. C. 653. und er richtete eine ſchreckliche Niederlage unter ihnen an. Hundert und vierzigtauſend Barbaren wurden erſchlagen, und ſechzigtauſend gefangen genommen. Während der Schlacht kämpften die Weiber wie Raſende von ihren Wagen herunter, erwürgten, da ſie das Schickſal des Tages entſchieden ſahen, ihre Kinder, und dann ſich ſelbſt unter einander mit trotziger und unerweichlicher Verzweiflung.

Durch ſolche Siege ward Marius dem ganzen Auslande fürchterlich. Aber noch gefährlicher ward er bald nachher ſeinen Mitbürgern im Frieden. Metellus, ſein ehemaliger Beſchützer und Beförderer, war wegen ſeines überlegnen Einfluſſes im Senat ihm

ihm ſchon lange verhaßt geweſen, und er wünſchte ſehnlichſt ihn aus der Stadt verbannet zu ſehn. Um dies zu bewerkſtelligen, bewegte er den Saturninus, der unrechtmäßiger Weiſe das Tribunat an ſich geriſſen hatte, ein Geſetz zur Theilung der im letzten Kriege gewonnenen Ländereyen vorzuſchlagen und den Senatoren einen feyerlichen Eid abzunehmen, daß ſie das Geſetz, im Fall es durchgienge, vollſtrecken wollten. Durch Marius Einfluß gieng es wirklich durch, als der Senat es aber itzt beſtätigen ſollte, rieth Metellus, der es als Erneuerung jener alten Unruhen, die dem Staate ſo gefährlich geworden waren, anſah, ſeinen Gehülfen es mit Verachtung zu verwerfen. Anfangs ſchienen ſie geneigt, ſeinem Rath zu folgen. Von Marius überlegenem Einfluß eingeſchreckt, ſahen ſie ſich aber bald zum Gegentheil genöthigt, und Metellus, der der Unterzeichnung ſich ſtandhaft weigerte, mußte ſcheinbar freywillig ins Elend wandern. Alle Städte, die er durchreiſte, empfiengen ihn mit der größten Ehrerbietung. **Rhodes** wählte er zu ſeinem Aufenthalt. Hier beſchäftigte er ſich, ſeine vormalige Größe vergeſſend, mit nichts als mit dem einfachen Studium, glücklich zu ſeyn.

Saturninus Uebermuth ward nun mit jedem Tage unerträglicher. Zum drittenmal zum Tribun erwählt, füllte er die ganze Stadt mit Getümmel und Aufruhr. In einem dieſer Auflaufe ward **Memmius**, ein Rädelsführer der entgegengeſetzten Parthey, erſchlagen, da er ſich ums Conſulat bewarb, und **Glaucius**, der Prätor, ward tumultuariſcher Weiſe an ſeine Stelle gewählt. Dies ſchien die Loſung zu allgemeinem Aufruhre. Der Senat beſchloß den Uebermuth der Tribunen zu brechen. Die Conſuln wurden, wie in den Zeiten der dringendſten Gefahr, be-

fehligt, **für die Sicherheit des gemeinen Weſens** zu ſorgen, und Marius, welcher grade einer derſelben war, ſahe ſich in der unangenehmen Lage, eine ſtarke Schaar Senatoren und Patricier wider das nehmliche Volk anführen zu müſſen, das ſeine eignen Ränke in dieſe Erſchütterung geſetzt hatten. Saturnin ward mit ſeinen Anhängern im Capitol eingeſchloſſen, und mußte ſich aus Mangel an Waſſer in wenig Tagen ergeben, nachdem Marius ihnen ſein Wort für ihre Sicherheit verpfändet hatte. Allein er war zu ohnmächtig ſie zu ſchützen. Ein ſtarker Haufen Ritter brach ins Forum ein, und hieb ſie in Stücken, während die ſiegende Parthey, von ihrem Glücke aufgeblaſen, den Metellus aus der Verbannung heimberief.

So durch die Zerſtörung ſeiner Parthey und die Wiederherſtellung ſeines Nebenbuhlers doppelt gekränkt, verließ Marius Rom unter dem Vorwande ein Gelübde zu vollziehen; in der That aber in der Hofnung, für ſeine kriegeriſchen Talente in Aſien einen neuen Spielraum zu eröffnen. In dieſer Hinſicht begab er ſich an den Hof **Mithridates**, des damals mächtigſten Monarchen im Oſten, von dem er entweder mit Schmach zurück geſchickt, oder mit Gaſtfreundſchaft aufgenommen zu werden erwartete. In beyden Fällen hofte er ſeine Rechnung zu finden; zurückgeſchickt würd' er einen Vorwand haben, ihm den Krieg anzukündigen; aufgenommen um ſo beſſer im Stande ſeyn, von der Stärke ſeines Feindes zu urtheilen. Mithridates empfieng ihn mit großer Güte und ſchickte ihn, mit Geſchenken beladen, nach Rom zurück.

Inzwiſchen hatte die Stärke, welche Marius der Volksparthey gegeben hatte, nicht durch einen einzigen Streich geknickt werden können. **Druſus**, der Tribun,

Tribun, den wir ſchon als Nebenbuhler des Gracchus geſehen haben, ſchien itzt entſchloſſen, dem Beyſpiel dieſes Mannes zu folgen. Da er fand, daß nicht nur die Senatoren mit der gerichtlichen Gewalt, die den Rittern war übertragen worden, ſehr unzufrieden waren, ſondern auch die Ritter ihre Autorität unverantwortlich mißbrauchten, ſo entwarf er einen Plan, ſich beyde Partheyen verbindlich zu machen, den Senat, durch Wiederherſtellung ſeiner alten Vorrechte, die Ritter, durch Aufnahme eines beträchtlichen Theils derſelben in den Senat. Dieſer Entwurf, der auf die Zufriedenheit aller Partheyen berechnet war, mißfiel unglücklicher Weiſe allen. Der Senat hatte keine Luſt ſeine Zahl vermehren zu laſſen; die Ritter waren nicht Willens ihre Privilegien aufzugeben, und das Volk grollte, daß man einem Geſetze ſeines Lieblings Gracchus den Untergang drohe. Um die Liebe des Volks, die er durch dieſe Maasregel ziemlich verſcherzet hatte, wieder zu gewinnen, drohete Druſus den Großen aufs neue mit Vollſtreckung des liciniſchen Geſetzes, und um die italiſchen Bundesgenoſſen, die dermaligen Beſitzer der ſtrittigen Ländereyen, für den etwanigen Verluſt, den ſie hierbey leiden würden, zu entſchädigen, machte er ihnen Hofnung, das römiſche Bürgerrecht zu erlangen. Dies Verſprechen wirkte. Die latiſchen Städte fiengen an, ihn als ihren Beſchützer zu betrachten, und kamen haufenweiſe zur Stadt, um ihn zu unterſtützen. Stürmiſche Auftritte folgten. Kühles Rathſchlagen war ſeit langer Zeit aus den Volksverſammlungen verbannt geweſen, nur durch Lärm, Gewaltthätigkeiten und Aufruhr wurden die Geſetze entweder durchgeſetzt oder verworfen. In einem dieſer Auflaufe ward Druſus, da er grade für das Bürgerrecht der Bundsgenoſſen mit aller Wärme eiferte, von einer unbekann-

ten Hand durchſtoßen, die den Dolch in ſeiner Bruſt ſtecken ließ. Er hatte noch Kraft genug, mit dem letzten Athemzuge zu betheuern, daß ſeine Abſichten untadelich geweſen ſeyen, und daß kein römiſcher Bürger dem gemeinen Weſen aufrichtiger zugethan ſeyn könne, als er geweſen.

Die Italer, die durch Druſus Tod ihren Lieblingswunſch vereitelt ſahen, beſchloſſen, was der Senat ihnen nicht als eine Gnade hatte wollen angedeihen laſſen, durch Gewalt zu erzwingen. So entſpann ſich der Krieg der Bundsgenoſſen, in welchem ſich die meiſten Städte Italiens wider Rom verſchworen, um für alle ihre übrigen Beſchwerden ſich Genugthuung zu verſchaffen. Boten und Geiſſeln wurden heimlich unter ihnen ausgewechſelt, und nachdem ſie noch einmal in der Güte ihren Zweck zu erreichen verſucht, ihn aber gänzlich verfehlt hatten, ſo empörten ſie ſich offenbar. Itzo ſahe Rom hunderttauſend ſeiner eignen Krieger das Schwert wider ſich zücken, geführt von vortrefflichen Befehlshabern, in römiſcher Kriegsart erzogen und geübt. Ein Heer, das ihnen gewachſen war, ward wider ſie ausgeſchickt, und die Führung des Krieges den Conſuln, mit ſamt dem Marius, Sylla und den erfahrenſten Feldherrn des Heeres anvertrauet. So begann der Krieg mit wechſelſeitiger Erbitterung. Anfangs ſchien das Glück ſich auf die Seite der Feinde Roms zu lenken. Rutilius fiel in einen Hinterhalt und ward erſchlagen. Sein Leichnam ward nach Rom gebracht und verbreitete ſolche Muthloſigkeit unter dem Volke, daß der Senat befahl, daß die Leichname der Erſchlagenen hinfort auf der Stätte, wo ſie fielen, beerdigt werden ſollten. Hierauf ward die Führung des Heeres dem Marius übergeben, von dem man jedoch eher

ſagen kann, daß er während deſſen ſeinen alten Ruhm nicht eingebüßt, als daß er neuen dabey gewonnen hätte.

Zwey Jahre hatte dieſer Krieg bereits gewüthet, und noch war nichts entſchieden, als der Senat zu erwägen anfieng, daß, was auch der Ausgang deſſelben ſeyn möge, die römiſche Macht doch in alle Wege durch ihn geſchwächet, wo nicht gar zerſtöret werden würde. Er beſchloß daher, ſtuffenweiſe nachzugeben, und ertheilte zuerſt allen italiſchen Städten, die ſich noch nicht empört hatten, das Bürgerrecht; dann bot er es allen denen an, die ihre Waffen ſchleunigſt niederlegen würden. Dieſe unerwartete Güte hatte die gewünſchte Wirkung; die Bundsgenoſſen verloren das Zutrauen zu einander, und drängten ſich in der Wette zu einzelnen Unterhandlungen. Der Senat begnadigte einen nach dem andern und gewährte ihnen das Bürgerrecht mit der Einſchränkung, daß ſie nicht eher ſtimmen dürften, als bis die andern Tribus bereits ihre Stimmen gegeben hätten, welches ihnen wenig Einfluß bey den Verſammlungen übrig ließ. Auf ſolche Weiſe wurden alle zu freyen Bürgern gemacht, die Samniter und Lukaner ausgenommen, welche ausdrücklich aufgeſparet ſchienen, um dem Sylla die Ehre, dieſen Krieg geendigt zu haben, zu verſchaffen. Er that es mit dem beſten Erfolg, ſtürmte ihre Läger, überwand ſie in verſchiedenen Feldſchlachten und nöthigte ſie, ſich allen Bedingungen zu unterwerfen, die der Senat für gut fand, ihnen vorzuſchreiben.

Nach Endigung dieſes verheerenden Krieges, der, wie Paterculus ſagt, Italien dreyhunderttauſend ſeiner beſten Krieger koſtete, beſchloß der Senat wider Mithridates, den mächtigſten und ſtreitbarſten Monarchen in Oſten, ſeine Waffen zu wenden. Dieſer

ſer König hatte ſich ein Reich zuſammen erobert, das viele herrliche Provinzen begriff, Cappadocien, Bithynien, Thracien, Macedonien und ganz Griechenland. Er war im Stande, zweyhundert und funfzigtauſend Fußvölker und funfzigtauſend Reuter ins Feld zu ſtellen. Er beſaß eine Menge bewaffneter Wagen und in ſeinen Hafen vierhundert Kriegsſchiffe. Solche Macht, mit ſolchen Reichthümern verbunden, konnte nicht ermangeln, den Ehrgeitz Roms zu lokken; ſie wünſchten nur einen Vorwand zum Kriege, und daran mangelt' es ihnen nicht lange. Mithridates hatte Staaten, die in Roms Bunde und Schutz geſtanden, angegriffen. Er hatte Tigranes, den König von Armenien, wider die Römer zum Kriege aufgehetzt; er hörte nicht auf, den Römern ihre Habſucht und ihre Sittenverderbniß aufzurücken. Dies waren die Gründe, die man hinlänglich fand, dieſem Könige den Krieg zu erklären, und nun war nichts übrig, als einen Feldherrn zu wählen, der im Stande wäre, ihm die Spitze zu bieten.

Marius, der erfahrenſte von Roms dermaligen Befehlshabern, wünſchte feurigſt dieſen Krieg zu führen, aber Sylla war ſo eben zum Conſul erwählt worden, eine Belohnung für die Dienſte, die er dem Staate im Kriege mit den Bundsgenoſſen geleiſtet hatte. Schon begann ſein Ruhm dem Ruhm Marius gleich zu kommen, und der aſiatiſche Krieg ward ihm mit allgemeiner Einſtimmigkeit übertragen. Der Feldherr, welcher itzt ſeine Rolle zu ſpielen beginnt, war aus einer der erſten Familien Roms entſproſſen. Seine Perſon war einnehmend, ſeine Miene edel, ſein Betragen ungezwungen und ſcheinbar offenherzig. Er liebte die Vergnügungen, aber noch mehr den Ruhm. Seine Pflicht entriß ihn oft dem Schooße

der

der Sinnlichkeit, die er jedoch nie verſchmähte, wenn er ihrer mit Sicherheit genießen konnte; er wünſchte aller Welt zu gefallen, zu dem Ende redete er von ſich ſelbſt beſtändig mit Beſcheidenheit und von jedem andern mit den höchſten Lobeserhebungen; er war freygebig und edel genug in ſeiner Freygebigkeit, um dem beſcheidenen Dürftigen die Verlegenheit des Anſprechens zu erſparen; mit dem geringſten Krieger war er Freund und Bruder, und ließ, um ihre Liebe zu gewinnen, ſichs nicht verdrießen, jezuweilen ihre Sitten und ihre Lebensart nachzuahmen. Kurz, er war ein Proteus, der ſich den Neigungen, Wünſchen, Thorheiten und Launen aller derer, mit denen er zu thun hatte, aufs meiſterhafteſte anzuſchmiegen wußte, und überall keinen eigenen Character hatte, denjenigen dieſer wunderſamen Geſchmeidigkeit ausgenommen. Seine erſte Staatsbedienung war die Quäſtur, die er unter Marius in Numidien mit ſo vieler Tapferkeit und Geſchicklichkeit verwaltete, daß ihm die meiſten Vortheile, die in der Folge gewonnen wurden, zuzuſchreiben waren, und inſonderheit auf ſein Zureden Bocchus ſich entſchloß, den Jugurtha auszuliefern. Zunächſt ward er Proconſul im Kriege mit den Bundsgenoſſen. Auch in dieſem Poſten verdunkelte er alle ſeine Befehlshaber, und erhielt als eine Vergeltung gegenwärtig den Oberbefehl in Kleinaſien, eine Stelle, die eine reiche Erndte von Ruhm und Schätzen verſprach, und daher von Marius ſelbſt eifrigſt geſucht wurde.

Der Vorzug, welcher Sylla bey dieſer Gelegenheit ertheilt wurde, verdroß Marius aus einem doppelten Grunde, wegen der dabey zu gewinnenden Ehre einer- und wegen der Vorbereitungen, die er ſchon vorhin zu dieſem Feldzuge getroffen hatte, andrer

Seits. Er betrachtete jenen Vorzug daher als eine ungerechte Partheylichkeit zu Gunſten ſeines Nebenbuhlers, und als eine ſchweigende Herabſetzung aller ſeiner vorigen Siege. Er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſeinen Verdienſten der erſte Rang in allen Staatsangelegenheiten gebühre, und er beſchloß, Sylla ſeines neuen Oberbefehls zu berauben. Zu dieſem Ende zog er einen gewiſſen Sulpicius, einen Volkstribun und Todfeind des Sylla, in ſein Intereſſe, einen Mann, der eben ſo beredt, als kühn, eben ſo reich als verdorben war, und vom Volk mehr gefürchtet als geſchätzet wurde. Das erſte Augenmerk dieſer beyden ehrgeitzigen Verſchwornen war, die italiſchen Städte in ihre Parthey zu ziehn. Zu dieſem Ende brachten ſie ein Geſetz in Vorſchlag, daß dieſe nicht mehr hinter allen andern Tribus ſtimmen, ſondern ohne Unterſchied mit jenen durchaus der nehmlichen Vortheile genießen ſollten. Dieſem Geſetze widerſprachen die römiſchen Bürger mit eben der Wärme, mit welcher Marius und Sulpicius es unterſtützten. Ein Aufſtand folgte,, wie gewöhnlich, in welchem auf beyden Seiten viele Menſchen blieben. Kaum war er geſtillet, als eine andere Volksverſammlung vorgeſchlagen ward, um das Geſetz wider den Willen der Conſuln durchzutreiben. Dies veranlaßte einen noch heftigern Aufruhr, denn vorher. Syllas Sohn, der ſich dem Geſetze widerſetzte, kam darinnen um; auch war Sylla ſelbſt in keiner geringen Gefahr. Verfolgt von der Menge entrann er nährlich in ſeines Feindes Marius Haus, der, wiewohl rachſüchtig von Natur, die noch immer heiligen Geſetze der Gaſtfreundſchaft doch nicht zu brechen wagte. Nachdem er ſo der Wuth ſeiner Gegner entronnen, und ihre Parthey der ſeinigen zu ſtark gefunden hatte, verließ er Rom auf der Stelle, und gieng

zum Heer, das er während des Krieges mit den Bundsgenoſſen befehligt hatte, und itzt beſtimmt war, unter ihm wider den Mithridates zu dienen. Mittlerweile trieben Marius und Sulpicius ihren Plan ohne weitern Widerſtand. Das Geſetz, das den italiſchen Städten die völlige Bürgerfreyheit ertheilte, gieng durch, und zugleich mit dieſem Geſetze ward ausgemacht, daß der Oberbefehl des nach Aſien beſtimmten Heeres dem Sylla genommen und Marius übertragen werden ſollte.

Marius ſchickte unverzüglich Officiere von Rom, um den Befehl in ſeinem Nahmen zu übernehmen. Aber Sylla hatte das Heer bereits zu ſeinem Vortheil eingenommen. Es waren dies die Völker, mit denen er ſo manchen glänzenden Sieg erfochten hatte, und die ſeiner Perſon daher aufs äußerſte zugethan waren. Statt alſo Marius Befehlen zu gehorchen, erſchlugen ſie ſeine Abgeordneten, und baten ihren Feldherrn, ſie gradesweges nach Rom zu führen, um dort an allen ſeinen Feinden eine blutige Rache zu nehmen. Als Marius dies erfuhr, ſäumte er nicht, den alten Freunden Syllas, die ihm in die Hände fielen, ein Gleiches zu thun. Dies vergrößerte das Geſchrey des Lagers. Das Heer beſtand darauf, in die Hauptſtadt geführt zu werden, und ihr von Natur rachſüchtiger Feldherr beſchloß endlich ihnen nachzugeben.

Syllas Heer beſtand aus ſechs Legionen, welche von dem Unrecht, das ihrem Anführer geſchehen war, durchdrungen, lauter Blutvergießen und Rache athmeten. Es waren jedoch noch einige wenige unter ihnen, welche mitten in der allgemeinen Sittenverderbniß nicht daran denken mochten, ihre Waffen wider ihre Vaterſtadt zu wenden, ſondern das Lager verließen und flohen. So ſahe man ein ſeltſames

Wan-

Wandern auf Seiten der beyden Partheyen; hier welche, die aus Rom flohen, um der Rache des Marius zu entrinnen, dort andere die dem Lager entwichen, um nicht Syllas Schuld theilen zu dürfen. Mittlerweile näherte das Heer ſich den Thoren Roms. Umſonſt giengen die Prätoren ihnen aus der Stadt entgegen, um ihrem weitern Vordringen Einhalt zu thun. Sie zerbrachen die Inſignien ihres Amtes und zerriſſen ihre Purpurmäntel mit Hohngelächter. Der Senat ſchickte Abgeordnete, die dem Heer befehlen mußten, ſich der Stadt nicht innerhalb einer Meile zu nähern. Sylla amüſirte die Geſandten eine Weile, und kaum konnten ſie zurückgekommen ſeyn, um von ihrem Antrage Bericht abgeſtattet zu haben, als er mit ſeiner ganzen Macht vor den Thoren Roms anlangte. Seine Soldaten rückten mit dem Schwert in der Hand in die Stadt, wie in einen mit Sturm eingenommenen Ort. Marius und Sulpicius verſuchten, an der Spitze eines tumultuariſchen Haufens ihrer Anhänger, dem Eindringen des Heeres zu widerſtehen, und die Bürger, die die Plünderung der Stadt beſorgten, warfen Steine und Ziegel von den Dächern auf die Eindringenden. Ein ſo ungleiches Gefecht dauerte länger als man hätte erwarten ſollen. Endlich aber wurde Marius Parthey genöthigt, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen, nachdem ſie allen Sclaven, die ihnen in dieſer Klemme beyſtehn würden, umſonſt die Freyheit angeboten hatten.

Als Sylla die Stadt in ſeinen Händen ſahe, ſtellte er an den nöthigen Orten Wachen, um der Plünderung und Unordnung vorzubeugen. Mit Strenge ſtrafte er einige, die mit Gewalt in Häuſer eingedrungen waren, und hörte die ganze Nacht nicht auf, ihre Quartiere zu beſuchen und ihre Unbändigkeit

keit zu zügeln. Am nächſten Morgen begann er die Geſetze nach ſeinem Vortheil zu modeln. Schon lange hatten dieſe ihre Kraft im Staat verloren, und mußten von jedem Stärkern ſich in die ihm beliebige Form gießen laſſen. Alle Decrete wurden umgeſtoßen, die Sulpicius durchgetrieben hatte. Dagegen ward beſchloſſen, daß hinfort kein Geſetz, das nicht vorläufig vom Senat wäre genehm gehalten worden, vorgeſchlagen und daß die Stimmen nach Claſſen gegeben werden ſollten, in welchen die Patricier der Mehrheit gewiß waren, nicht aber nach Tribus, worinnen durch die gänzliche Gleichheit aller Stimmen der Einfluß der Großen durchaus vermiſſet wrude. Hiemit verband er ein Decret, durch welches Marius und Sulpicius, und zehn andere Rädelsführer für Feinde des Staates erkläret, und jedermann erlaubt wurde, ſie ungeſtraft umzubringen. Nachdem er ſolchergeſtalt die Geſetze gezwungen hatte, ſeinen Ehrgeitz zu begünſtigen, ließ er die Güter der in die Acht erklärten einziehn, und ſchickte Truppen in alle Gegenden, um ſie zu greifen. Marius entrann. Sulpicius aber ward in den Sümpfen von Laurentium gefunden, und ſein abgehauener Kopf an den Roſtris aufgeſteckt. So gab Sylla, wie er es meinte, der Stadt den Frieden wieder, und eilte nun, den Feldzug wider den Mithridates zu beginnen, in welchem er neue Ehre und neue Schätze zu gewinnen hofte, kräftige Hülfsmittel zu Vollendung ſeiner ehrſüchtigen Plane.

Jedoch, während Sylla ſeine Parthey gegen Marius befeſtigte, hatte er einen ſehr furchtbaren Gegner, der in Rom täglich mächtiger und beym Volke beliebter ward, aus der Acht gelaſſen. Dies war **Cornelius Cinna**, ein geborner Patricier, der aber aus der Triebfeder des Ehrgeitzes mit dem Volk

aufs

aufs engſte zuſammen hielt. Er durſtete nach Ruhm, war aber zu ungeduldig, um ihn ſich auf regelmäßige Art zu erwerben; raſch, heiß und hartnäckig, zugleich aber auch kühn und tapfer; entſchloſſen das Volk zu leiten, da es beym Senat ihm nicht hatte gelingen wollen. In dieſer Hinſicht bewarb er ſich zugleich mit Sylla um das Conſulat, und es ſey nun, daß dieſer Feldherr einen Menſchen, den er verachtete, keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte, oder daß Cinnas Anſehn beym Volk bereits zu mächtig geworden, genug er erhielt es.

Kaum ſahe ſich Cinna mit ſeiner neuen Würde bekleidet, als ſeine Feindſchaft ausbrach. Er vermaß ſich, daß er alle Geſetze vernichten wolle, die neuerdings zu Gunſten der Patricier gemacht worden wären; und ſuchte daher vor allen Dingen die Italer feſt in ſein Intereſſe zu ziehn. Dies konnte nur dadurch bewerkſtelliget werden, daß er ihnen jene bürgerliche Gleichheit in der Stadt wieder ſchaffte, deren Sylla ſie beraubt hatte. Zu dem Ende ſchickte er Commiſſarien in die Provinzen aus, welche die Landleute auf einen gewiſſen Tag nach Rom beſcheiden und ihnen anempfehlen ſollten, Schwerter unter ihren Röcken mitzubringen. Itzt zu Durchſetzung ſeiner Abſichten ſich ſtark genug fühlend, ſchlug er öffentlich ein Geſetz vor, vermöge deſſen die neuen italiſchen Tribus abgeſchaft, und dieſe mit den älteren verſchmolzen werden, folglich gleiche Rechte mit ihnen genießen ſollten. Ein Geſetz vorzuſchlagen, war um dieſe Zeit ſo gut, als einen Krieg erklären. Es erfolgte ein Gefecht, in welchem die Italer, als die ſich bewaffnet hatten, anfangs ſiegreich ſchienen; als aber **Octavius**, der andere Conſul, mit einem ſtarken Haufen Sylliſcher Anhänger auf ſie eindrang, wandte

ſich

ſich das Glück des Tages, und die Italer mußten die Stadt räumen.

Wiewohl nun Cinna für diesmal mit ſeinen Vorſchlägen nicht durchdringen konnte, ſo hatte er doch das Vergnügen, alle Staaten Italiens eifrigſt für ſich eingenommen zu finden; er verließ daher die Stadt, wanderte von Ort zu Ort, declamirte allenthalben wider die Tyranney der Großen und ihre Ungerechtigkeit gegen die Bundsgenoſſen, durch deren Beyſtand ſie doch ſo mächtig geworden wären; er ſchmeichelte ihnen mit der Hofnung gleicher Vorrechte mit den Römern und erregte ihr Mitleid mit ihm, als der wegen ſeines Eifers für ihr Intereſſe ſo viele Unwürdigkeiten hätte dulden müſſen. So verleitete er ſie zu allgemeinem Aufſtande, und bemühete ſich nun beydes Mannſchaft und Geld aufzubringen. Bald war ein mächtiges Heer auf den Beinen. Cinna als Conſul ſtellte ſich ohne Einrede an deſſen Spitze. Mittlerweile verfuhr der Senat, von dieſem gewaltthätigen Verfahren unterrichtet, nach dem Wege Rechtens wider ihn. Nachdem er aufgefodert worden ſich zu ſtellen, aber nicht erſchienen war, ward er ſeines Bürgerranges entſetzt, des Conſulats entkleidet, und **Lucius Merula**, Prieſter Jupiters, an ſeine Stelle gewählt. So viel Unwürdigkeiten mußten ihn erbittern, ohne ihm ſchaden zu können. In demüthiger flehender Stellung und ohne einiges Zeichen ſeiner hohen Würden erſchien er vor einem Corps römiſcher Völker, das zu Capua ſtand. Mit Thränen und Beſchwörungen bat er ſie, es nicht zu dulden, daß das römiſche Volk ein Opfer der Tyranney der Großen würde; rief die Götter, die die Ungerechtigkeit züchtigen, zu Zeugen der Rechtſchaffenheit ſeiner Abſichten an, und bewog die Soldaten, einmüthig

ſeine

ſeine Parthey zu ergreifen. Auf der Stelle begrüßte das ganze Heer ihn als Conſul, bekleidete ihn troz dem Senatſchluſſe mit den Inſignien dieſer Würde, und nachdem es ihm den Eid der Treue geleiſtet hatte, beſchloß es ihn nach Rom zu begleiten. Von nun an ſahe er ſeine Macht mit jedem Tage anwachſen. Verſchiedene Senatoren, die vorhin noch unentſchloſſen geweſen waren, welche Parthey ſie halten ſollten, giengen zu ihm über; aber was allein für ein ganzes Kriegsheer galt, es lief Zeitung ein, daß Marius, nach tauſend glücklich überſtandenen Gefährlichkeiten, auf dem Wege ſey, ſich mit ihm zu vereinigen.

Wir haben dieſen furchtbaren Feldherrn bereits aus Rom verbannen, und für einen Feind des Vaterlandes erklären ſehen. Wir haben ihn in einem Alter von ſiebenzig Jahren, nach zahlloſen Siegen und ſechs Conſulaten genöthigt geſehn, unbegleitet und zu Fuße vor denen, die ſein Leben ſuchten, zu fliehen. Lange wanderte er in dieſem verlaſſenen Zuſtande umher. Seine Gefahr mehrte ſich mit jedem Tage, und ſeine Verfolger näherten ſich ihm immer dichter. In dieſer Verlegenheit mußte er ſich in den Moräſten von **Minturnum** verbergen, wo er eine ganze Nacht in einem Froſchpfule zubrachte. Bey Tages Anbruch verließ er dieſen ekeln Aufenthalt, und wandte ſich ſeewärts, in Hofnung ein Schiff zu finden, das ſeine Flucht erleichtern möchte. Da er aber von einigen Einwohnern erkannt und entdeckt wurde, ward er mit einem Halfter um den Hals in eine benachbarte Stadt geſchleppt, und hier, noch immer von Kothe ſtarrend, ins Gefängniß geworfen.

Um dem Senatſchluſſe Folge zu leiſten, ſchickte der Befehlshaber des Ortes einen cimbriſchen Sclaven ab, den Gefangnen zu tödten. Der Barbar war aber kaum in den Kerker getreten, als er, von des

alten

alten Feldherrn fürchterlichem Geſicht überraſcht und entſetzlicher Stimme angedonnert, betäubt da ſtand, und die barſche Frage: **biſt du es der Cajus Marius umbringen darf?** nicht zu beantworten vermochte, ſondern das Schwert zu Boden warf, davon lief und ausrief, daß er es unmöglich fände, ihn zu tödten. Der Befehlshaber betrachtete den plötzlichen Schreck des Sclaven als eine günſtige Vorbedeutung für den unglücklichen Verbannten, und gab ihm auf der Stelle nicht nur die Freyheit, ſondern auch ein Schiff, das ihn auf gut Glück nach Italien führen konnte. Er eilte itzt, was er konnte, nach der Inſel **Aenaria**, ward aber durch einen Sturm von ſeinem fernern Wege abwärts, und an die Küſte von Sicilien verſchlagen. Hier wollte ein römiſcher Quäſtor, der ſich grade an dem Orte befand, ihn greifen laſſen, und Marius verlor bey der Gelegenheit ſechszehn von ſeinen Leuten, die ſeinen Rückzug zum Schiffe deckten. Nachher landete er in Africa, in der Gegend von Carthago. Melancholiſch beſuchte er die Ståte, wo die gewaltige Stadt ehedem geſtanden hatte, und ſaß eine ganze Weile unter ihren Trümmern. Der Prätor, der hier gebot, befahl ihm ſich zu entfernen. Marius beſann ſich, daß er dieſem Menſchen zur Zeit der Noth einſtens einen erheblichen Dienſt geleiſtet hatte, und konnte ſeinen Unmuth über den Undank der Menſchen nicht erſticken. **Geh**, ſagte er zu dem, der ihm jenen Befehl überbrachte, **geh und ſage deinem Herrn, du habeſt Marius unter den Trümmern von Carthago ſitzen ſehen!** Dann ſchiffte er ſich wieder ein und nicht wiſſend, wo er, ohne einen Feind zu treffen, landen ſolle, verbrachte er den Winter auf dem Meere. Stündlich erwartete er die Rückkunft eines Boten von ſeinem Sohne, den er abgeſchickt hatte, um einen africaniſchen Fürſten, Nahmens Man-

Mandraſtal um Schutz anzuſprechen. Nach langem Harren langte, ſtatt des Boten, ſein Sohn ſelbſt an. Mühſam war er dem unwirthlichen Hofe dieſes Monarchen entronnen, der ihn nicht als einen Freund, ſondern als einen Gefangnen zurückbehalten hatte, und kam noch eben zeitig genug zurück, um ſeinem Vater ein gleiches Schickſal zu erſparen. In dieſer Lage erfuhren ſie, wie thätig ſich Cinna für ihren Vortheil verwende, und eilten ſogleich, ſich mit ihm zu vereinigen.

Sobald Cinna ihre Annäherung erfuhr, ſchickte er ſeine Lictorn, um ſie mit allen möglichen Ehrenbezeugungen einzuholen. Aber Marius verbat dieſelben; er ſandte die Lictorn als ſeiner verworfenen Lage wenig angemeſſen zurück, und blieb vorſetzlich in dem armſeligen Gewande, das er während ſeines Unglücks getragen hatte. Sein Bart war lang und ungekämmet, ſein Schritt langſam und feyerlich, und alle ſeine Geberden zeigten verſchloſſenen Ingrimm und tiefbrütende Rachgier. So wanderte er in den Städten umher, und ermahnte ſie, ſeiner Sache, die er ihnen als die ihrige vormahlte, ſich anzunehmen. Fünfhundert der vornehmſten Bürger Roms giengen heraus, ihm zu ſeiner Rückkehr Glück zu wünſchen; ein beträchtlicher Haufe Veteranen, die unter ſeinen Fahnen gefochten hatten, kamen und boten ihm ihre Dienſte an. Um ſeine Stärke noch mehr zu vermehren, ließ er für alle Sclaven, die ſich mit ihm vereinigen würden, Freyheit ausrufen, und nun ſtrömten aus allen Gegenden zahlreiche Schaaren dieſes Geſindels in ſeinem Lager zuſammen. Sein erſtes Unternehmen war, daß er Oſtia mit Sturm einnahm; dann näherte er ſich mit ſeinem ganzen Heere der Hauptſtadt, und ſtellte ſich auf der Höhe Janiculum, welche

Rom

Rom überſchauete. Hier ſties Cinna mit einem gleich zahlreichen Heere zu ihm, und nun beſchloſſen beyde, ihre Vaterſtadt zu belagern.

Der Senat und die Conſuln waren itzt beynahe zur Verzweiflung getrieben. Es war zu ſpät, nach Sylla zu ſenden, der in Aſien Lorbeern ſammelte, während ſeine Parthey daheim am Rande des Untergangs ſchwankte. **Cnejus Pompejus** commandirte ein Heer bey Rom; aber ſein Betragen war ſo zweydeutig, daß kein Theil ſich auf ihn, den beyde fürchteten, verlaſſen konnte. Sie ſchickten zum **Metellus**, der mit einem Corps Truppen im Lande der Samniter ſtand; aber ſtatt ihnen zu Hülfe zu eilen, giengen alle ſeine Soldaten zum Marius über. So von allen verlaſſen, ſahen ſie täglich die Flecken um die Stadt her einnehmen und plündern, und große Schaaren Sclaven zu dem Feinde übergehn. Nichts blieb in dieſer Enge ihnen übrig, als Unterwerfung. Sie ſchickten Geſandten an die beyden Feldherrn, durch welche ſie dieſelben ihrer Ergebenheit verſichern, und ſie erſuchen ließen, friedlich in die Stadt einzuziehn und ihrer Mitbürger zu ſchonen. Aber Cinna weigerte ſich ihnen einiges Gehör zu geben, bis er wiſſe, auf was Weiſe man ihn anreden würde, ob als einen Privatmann oder als Conſul und erſten Staatsbedienten. Dies verurſachte einige Verlegenheit. Aber zu einer Zeit, wo Unterwerfung die einzige Wahl war, wär' es vergeblich geweſen zu rathſchlagen. Cinna ward ins Conſulat wieder eingeſetzt und empfieng itzt förmlich die Geſandten des Senats, die ihn in die Stadt luden und ihn erſuchten, die Pflichten ſeines Amtes zu verrichten. Zugleich baten ſie ihn, ſich ſeiner Mitbürger zu erbarmen, und bemüheten ſich, ihn zu einem Eide zu bereden, daß er niemand anders

als in geſetzlicher Form, und den alten Gebräuchen Roms gemäß, verdammen wolle. Cinna wegerte ſich des Eides, verſprach aber, daß ſeinetwegen kein Menſch ſterben ſolle. Während dieſer ganzen Unterredung ſtand Marius neben des Conſuls Stuhle; er beobachtete ein tiefes Stillſchweigen, ſeine grimmige Mine aber, und ſeine feuerſchleudernden Augen waren nur zu ſichre Anzeichen des Blutbades, über welchem ſeine Seele brütete.

Nach geendigter Unterredung zeigten ſich Marius und Cinna mit ihren Völkern an den Thoren der Stadt. Cinna zog von ſeiner Wache begleitet vorauf; Marius aber blieb ſtehn, und wegerte ſich, herein zu kommen, anführend, er ſey durch ein Volksdecret verbannt worden und müſſe erſt durch ein Volksdecret wieder aufgenommen werden. So ſuchte er den Grauſamkeiten, die er im Sinne hatte, den Schein der Gerechtigkeit zu geben, und während er mit dem Untergange von tauſenden umgieng, erkünſtelte er die gewiſſenhafteſte Ehrfurcht für die Geſetze. Seinem Verlangen zufolge ward das Volk verſammelt, und ſchon fieng man an das Verbannungsurtheil umzuſtoßen, ſchon hatten drey Tribus ihre Stimmen gegeben, als unfähig ſeine Rachgier länger zu zügeln, er an der Spitze ſeiner Wache in die Stadt drang, und alles, was ihm zuwider geweſen war, ohne Schonung und Erbarmen niederhieb. **Octavius** der Conſul ward in ſeinem Ehrenſtuhle umgebracht. **Merula**, der an Cinnas Stelle zu ſeinem Gehülfen war erkohren worden, tödtete ſich ſelbſt, um nicht in des Feindes Hände zu fallen. **Cajus** und **Lucius Julius**, **Serranus**, **Lentulus**, **Numitorius**, und **Bebius**, lauter Senatoren vom erſten Range, wurden in den Straßen geſchlachtet, ihre Köpfe vors Roſtrum

ſtrum aufgeſteckt, und ihre Leichname den Hunden vorgeworfen; manche andre hatten das nehmliche Schickſal. Marius Bluthunde, nichts denn Mord und Rache athmend, durchſtießen Familienväter in ihren eignen Häuſern, entehrten die Keuſchheit der Matronen und ſchleppten ihre Kinder gewaltſam weg. Manche, die des Tyrannen Wuth zu begütigen ſuchten, wurden auf ſeinen Befehl in ſeiner Gegenwart hingerichtet; manche, die ihn nie beleidigt hatten, wurden ums Leben gebracht, und zuletzt nahten ſeine eignen Diener ſich ihm nie anders, denn zitternd. Nachdem er ſolchergeſtalt ſeine Feinde beſtraft hatte, vernichtete er alle Geſetze, die ſein Nebenbuhler gegeben hatte, und wählte ſich und Cinna zu Conſuln. Nachgier und Ehrgeitz, ſeine beyden herrſchenden Leidenſchaften, waren itzt überſättigt, und grade, als wollte er die Pyramide von Leichnamen, die er aufgethürmt hatte, mit ſeinem eignen vollenden, ſtarb dieſer Mann, der einſtens ſein Vaterland gerettet, itzt aber es mit Blut überſchwemmet hatte, ohngefähr einen Monat nachher, ſiebenzig Jahr alt, und nicht ohne den Verdacht, daß er ſein Ende freywillig beſchleunigt hatte.

Während dies in Rom geſchahe, focht Sylla wider den Mithridates mit erſtaunungswürdigem Glücke. Mithridates, welcher hundert und funfzigtauſend Römer mit kaltem Blut in ſeinen Staaten hatte umbringen laſſen, ſchickte wider Sylla ſeinen Feldherrn **Archelaus**, der aber mit dem Verluſt einer unglaublichen Menge Menſchen bey Athen geſchlagen ward. In einer zweyten Schlacht gewann der Römer alle Länder wieder, die Mithridates bisher uſurpirt hatte, und bald nachher gieng auch des Königs Flotte verloren. Beyde Partheyen neigten ſich itzt zu einem Vergleich; Mithridates, aus dem Gefühl ſeiner

Schwäche, Sylla aus Begierde, nach Rom zurückzukehren, um an ſeinen Feinden thätige Rache zu üben. Ein Friede kam dem zu Folge bald nachher zu Stande, Kraft deſſen Mithridates die Kriegskoſten erſetzen, und mit ſeinen ererbten Herrſchaften ſich begnügen ſollte. Nachdem Sylla auf dieſe Art den aſiatiſchen Krieg in weniger als drey Jahren zu einem ehrenvollen Ziele gebracht hatte, bereitete er ſich zu ſeiner Heimkehr. Vorläufig hatt' er dem Senat ſchriftlich vorgeſtellt, wie große Dienſte er dem Staate geleiſtet, und mit welchem Undank die Neider ſeines Glückes ihm vergolten hätten; fürchterlich hatt' er ihnen gedrohet, daß er bald mit einem ſiegreichen und mächtigen Heere an Roms Thoren ſeyn, und an ſeinen und des Staates Feinden eine blutige Rache nehmen würde. Der Senat, der itzt mehr als eine von Marius geſchaffne Parthey, denn als unabhängiger Beſchützer Roms zu betrachten war, zitterte vor den Folgen von Syllas Rückkehr. Das neue Blutbad bereits ahndend, ſchickt' er Abgeordnete, die mit ihm unterhandeln und jede Bedingung zugeſtehn ſollten, wofern er ihnen nur die Grenzen ſeiner Rache wolle wiſſen laſſen. Er befahl ſogar Cinna'n, der, wie oben bemerkt worden, zugleich mit Marius zum Conſul gewählt ward, ſeine Werbungen abzubrechen, und ihnen durch zeitige Unterwerfung Syllas Gnade erbitten zu helfen.

Allein Cinna wußte zu gut, wie wenig Mitleid er von ſeinem Gegner zu erwarten habe, und ſtatt dem Senat zu gehorchen, gab er ihnen eine entſchlüpfende Antwort, ſetzte ſeine Rüſtungen eifrigſt fort, und beſchloß ſich Syllan ſogar in Aſien zu widerſetzen, und unter dem Vorwande, daß alles, was bisher wider den Mithridates gethan worden, gegen die Einwilli-

gung und die Autorität des Senats geſchehen ſey, ein Heer dahin zu ſenden. Wirklich ſchickte er ein Corps Truppen dahin, und zwar unterm Befehle des **Valerius Flaccus** ſeines Gehülfen im Conſulat. Da dieſer Anführer aber im Felde noch ſehr unerfahren war, ſo ward ihm **Fimbria**, ein alter berühmter Krieger, zugeordnet und angewieſen, durch ſeine Erfahrung die Raſchheit des Feldherrn zu zügeln. Die beyden Feldherrn zerfielen aber gar bald mit einander. Der Bruch ward jeden Tag weiter, und endlich entſetzte der Conſul Fimbria'n des Commando's. Aber Zutrauen und Ordnung waren in den kriegeriſchen Zweigen der Staatsverwaltung itzt eben ſo völlig dahin, als in den bürgerlichen. Fimbria, ſtatt ſich ſeinem Obern zu unterwerfen, brachte ſeine Sache vors Heer; ein allgemeiner Aufſtand folgte; der Conſul verſuchte zu entrinnen, ward aber im Boden eines Brunnens entdeckt, herausgezogen und von ſeinen eignen Soldaten ermordet. Itzt übernahm Fimbria den Oberbefehl, und führte ſein Heer wider den Mithridates, über welchen er einen herrlichen Sieg erfocht. Vielleicht würde er ſeinen Triumph über dieſen Monarchen vollendet haben, wenn nicht der nehmliche Ungehorſam, deſſen er ſich gegen ſeinen eignen Befehlshaber ſchuldig gemacht hatte, von den Soldaten auch wider ihn wäre ausgeübt worden; denn als ſich Sylla bald nachher näherte, ſo riſſen alle ſeine Leute aus, um ſich mit ihren Mitbürgern im andern Heere zu vereinigen; Fimbria ſich ganz verlaſſen ſehend, flüchtete in den Tempel des Aesculaps zu Pergamus und fiel in ſein Schwert. Da die Wunde aber nicht tödlich war, ſo richtete ſein Sclave ihn vollends hin, und erwürgte ſich dann ſelbſt über dem Leichnam ſeines Herrn.

Der üble Ausgang dieſer Unternehmung hinderte Cinna nicht, ſeine Zurüſtungen wider ſeinen Gegner eifrigſt fortzuſetzen. Verſtärkt durch **Carbo**, der an des erſchlagenen Valerius Stelle gewählt worden war, und durch den jungen Marius, der ſeines Vaters Fähigkeiten und Ehrgeitz geerbt hatte, beſchloß er einen Theil der zuſammengebrachten Macht nach Dalmatien zu ſchicken, um ſich Sylla'n zu widerſetzen, noch eh' er nach Italien käme. Einige Truppen wurden eingeſchifft; da dieſe aber durch einen Sturm zerſtreuet worden waren, ſo weigerten ſich die zurückgebliebenen, ſchlechterdings zur See zu gehn. Ergrimmet über ſolchen Ungehorſam ſtürmte Cinna heran, um ſie zu ihrer Pflicht zu bringen. Einer der aufrühreriſchſten Soldaten ward von einem Officier geſchlagen, erwiderte den Schlag und ward feſtgeſetzt. Dieſe unzeitige Strenge verbreitete Tumult und Aufruhr durch das ganze Heer, und während Cinna ihn zu beſchwichtigen ſich bemühte, ward er im Gedränge von Jemanden durch den Leib gerannt. So ſeines Oberhauptes beraubt verharrte das Heer eine Zeitlang unter Carbo, der ohne Gehülfen das Conſulat behielt. Im folgenden Jahre wurden **Urbanus** und **Scipio** zu Conſuln erwählt; neue Werbungen wurden angeſtellt, und die Angelegenheiten der Parthey ſchienen ein günſtiges Anſehn zu gewinnen. Man zweifelte gar nicht, daß Sylla wegen der neulich erlittenen Kränkungen ſich ſchrecklich rächen und alle Volksgeſetze, die in ſeiner Abweſenheit waren durchgetrieben worden, übern Haufen ſtürzen würde; der ganze niedrige Theil der Bürger und die Mehrheit des Senates waren daher wider ihn; jener aus democratiſchen Grundſätzen, dieſer aus Furcht. So strömte aus allen Theilen Italiens eine große Menge Volks zuſammen, um die Conſuln zu unterſtützen;

ſtützen; und dieſe ſahen ſich in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres, das des Syllas ſeinem, deſſen Annäherung von allen Ständen der Menſchen ſo ſehr gefürchtet wurde, überlegen war.

Während ſolcher Anſtalten eilte Sylla, in langen und forcirten Märſchen ins Vaterland, das er mit Blut zu überſchwemmen dachte, zurückzukehren. In **Dyrrachium**, wo er ſich nach Italien einſchiffen wollte, hielt' er eine Rede an ſein Heer, und bat ſie, ſich durch einen Eid verbindlich zu machen, auf immer getreulich bey ihm auszuharren. Einmüthig leiſteten ſie dieſen Eid, und um ihn noch mehr von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen, boten ſie ihm zu Beſtreitung der Kriegskoſten alles Geld an, was ſie in den letzten Feldzügen gewonnen hatten. Sylla, über ihren Eifer entzückt, verbat ihr Anerbieten, und verhieß ihnen viel größere Belohnungen als er bis dahin ihnen hatte zugeſtehen können; dann ſchifft' er ſeine Truppen ein, und landete nach einer günſtigen Fahrt zu **Brundus**.

Bald nach ſeiner Ankunft kamen die Ueberbleibſel ſeiner geſprengten Parthey, die Marius Achterklärungen entkommen waren, um ſich mit ihm zu vereinigen. Metellus war der erſte und brachte ein ſtarkes Corps Truppen mit, das er unterweges geſammlet hatte. **Marcus Craſſus** kam ſo wie **Cethegus** mit neuen Verſtärkungen; keine von dieſen allen aber war ihm angenehmer als die, welche **Cnejus Pompejus**, der in der Folge den Zunahmen des **Großen** erhielt, ihm mitbrachte. Dieſer Befehlshaber ſprühete damals die erſten Funken jenes Ehrgeitzes, der in der Folge mit ſo großem Glanze in dem Staate leuchtete. Wiewohl erſt drey und zwanzig Jahr alt, und damalen mit keinem öffentlichen Amte bekleidet,

 fand

fand er Mittel, ein Heer von drey Legionen in Picänum aufzubringen, und Brutus, der die Truppen der Gegenparthey in dieſen Gegenden befehligte, zu ſchlagen. Noch verherrlichte er dieſen Sieg durch Erlegung eines Feldherrn der galliſchen Reuterey in ehrenvollem Zweykampf, weshalb ihn Sylla, dem des Jünglings künftige Größe ahndete, mit der größten Achtung empfieng.

Der Bürgerkrieg war itzt beſchloſſen. Schon näherten die beyden Heere ſich einander, als Sylla zu verſuchen beſchloß, in wie weit ſeine aus Aſien mitgebrachten Reichthümer wohl fähig wären, die Macht des Feindes ohne Schwertſtreich zu erſchüttern. Zu dem Ende ſtellte er ſich, als hab' er wenig Luſt zu ſchlagen, und ſchickte Botſchaften an den Conſul Scipio, der gegen ihn commandirte, mit Friedensvorſchlägen. Der Conſul, der nichts eifriger als den Frieden wünſchte, kam ſeinem Betragen bereitwilligſt entgegen, verlangte aber einige Zeit, um mit ſeinem Gehülfen Urbanus über eine Maasregel, welche beyde gleich nahe angieng, zu unterhandeln. Dies war alles, was Sylla wünſchte. Denn da mittlerweile ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ward, giengen ſeine Soldaten ins andere Lager, prunkten hier mit den Reichthümern, die ſie in ihren Feldzügen erworben hatten und erboten ſich, ſie mit ihren Mitbürgern zu theilen, im Fall ſie zu ihrer Parthey übergehn wollten. Das ganze Heer erklärte ſich einmüthig für Sylla, und Scipio wußte nicht eher, daß er verlaſſen und verrathen war, bis er es von einer feindlichen Parthey erfuhr, die in ſein Zelt kam, und ihn und ſeinen Sohn gefangen nahm. Sylla behandelte ihn jedoch mit großer Mäßigung. Er erlaubte nicht, ihm das mindeſte Leid zuzufügen, ſondern verſuchte alle

ſeine Künſte ihn zu ſeiner Parthey hinüberzuziehn. Da er ihn aber in dieſer Hinſicht unerweichlich fand, ſo gab er ihn edlerweiſe frey, nachdem er ſich bloß von ihm hatte verſprechen laſſen, daß er während des Reſtes ſeines Conſulats nicht wider ihn fechten wollte.

Aufgemuntert durch einen ſo glücklichen Erfolg, beſchloß er, die nehmlichen Künſte auch gegen das andere Heer zu verſuchen, das Urbanus der andere Conſul wider ihn anführte. Er ſchickte Abgeordnete zu ihm, die eine Unterredung vorſchlagen mußten, aber Urbanus, durch ſeines Gehülfen Unfall gewizzigt, ſperrte die Botſchafter ein, und eilte Syllan zu überraſchen. Ein Gefecht folgte, in welchem Syllas Truppen, wiewohl unvorbereitet angegriffen, durch Tapferkeit erſetzten, was ihnen an Ordnung abgieng. Urbanus verlor ſiebentauſend Mann, und war gezwungen, mit dem Reſt ſeines Heeres nach Capua zu flüchten.

Nun begann Italien alle Verheerungen und alles Elend eines erklärten Bürgerkrieges zu fühlen; auch ermüdeten beyde Theile nicht, durch alle mögliche geheime Ränke, Beſtechungen und Vorſpieglungen jede die Parthey des andern zu ſchwächen. Den ganzen Winter hindurch ſahe man die Emiſſarien beyder Theile die Staaten Italiens durchwandern, und zur Verſtärkung ihres Anhangs jede Kunſt der Beredſamkeit und Beſtechung verſchwenden. Sylla war vorzüglich Meiſter der Verführungskunſt; große Geldſummen, die er in Oſten zuſammen geplündert hatte, wurden zu Verſtärkung ſeines Anhanges über das ganze Land ausgegoſſen, ſogar über die barbariſchen Völkerſtämme der Gallier. Auf der andern Seite erklärten ſich die Samniter, vierzigtauſend Mann, für Carbo, ſeinen Hauptgegner, welcher nebſt dem jungen Marius, von welchem dieſe Parthey ſich

große

große Hofnungen machte, zum drittenmal zum Conſul gewählt wurde. Die Kriegsoperationen, die während des Winters geſchlummert hatten, wurden mit verdoppelter Lebhaftigkeit im folgenden Frühlinge wieder eröffnet. Marius bot an der Spitze von fünf und zwanzig Kohorten Syllan die Schlacht an, und dieſer Feldherr, der wohl wußte, wie ſeines Gegners Völker gegen ihn geſonnen waren, eilte ſie anzunehmen. Anfangs ſchien der Ausgang des Treffens zweifelhaft; aber grade als der Sieg zu ſchwanken anfieng, lief ein Theil von Marius Truppen, der vorläufig beſtochen worden, davon, und entſchied das Schickſal des Tages. Umſonſt bemühte ſich Marius die Flüchtlinge wieder zu ſammeln. Auch er mußte, wiewohl der letzte, fliehen und Präneſte ein feſter Ort, der noch immer getreulich auf ſeiner Seite beharrte, öffnete dem Fliehenden ſeine Thore. Sylla verfolgte ihn auf dem Fuße, und berannte die Stadt auf allen Seiten. Nachdem er ſie nun dergeſtalt eingeſchloſſen hatte, daß weder die Belagerten entrinnen noch von außen Verſtärkung hineingeworfen werden konnte, marſchirte er mit einer Abtheilung ſeines Heeres nach Rom.

Marius Anhänger, von ſeiner Niederlage unterrichtet, verließen eilfertigſt die Stadt, ſo daß Sylla ſich ihr ohne Widerſtand näherte. Die Einwohner, durch Hunger und Schwert verdünnet, eröffneten ihm die Thore. Er zog aufs Forum, verſammelte das Volk, und ſchalt ihre Treuloſigkeit. Dann ermahnte er ſie, nicht bange zu ſeyn, denn er ſey noch immer geſonnen, ihnen zu vergeben und ſie zu beſchützen. Er bemerkte, daß der Drang der Zeiten ihn nöthige, nachdrückliche Maasregeln zu nehmen, daß aber keine, als ihre und ſeine Feinde, leiden ſollten. Dann ließ er

er die Güter der Entflohenen verkaufen, und nachdem er eine kleine Beſatzung in der Stadt zurück gelaſſen hatte, kehrte er zur Belagerung ſeines Nebenbuhlers zurück.

Der junge Marius that ſeiner Seits alles mögliche, um ſich Luft zu ſchaffen. Aber alle ſeine Entwürfe wurden Sylla'n verrathen, eh' ſie in Ausübung gebracht wurden. Wohin er immer ſeine Ausfälle berechnet hatte, da, fand er, hatte auch Syllas Unterbefehlshaber die nöthigen Gegenanſtalten getroffen. Aufgebracht durch dieſe beſtändige Vereitlung ſeiner Verſuche, den Feind entweder zurückzuſchlagen, oder ihm zu entrinnen, überließ er ſich jener Rachgier, die den Charakterzug ſeiner Familie ausmachte, ſchrieb ſein übles Glück den Verrätherreyen von Leuten zu, die ſich neutral ſtellten, während ſie heimlich Syllan begünſtigten, und befehligte Brutus, den Prätor Roms, alle Senatoren, die er der Gegenparthey ergeben glaubte, hinzurichten. Dieſem grauſamen Befehl gehorchte Brutus unverzüglich, und manche vom erſten Range, unter denen ſich auch Domitius Antiſtius und Scävola befanden, wurden erſchlagen, da ſie eines Tages aus dem Senathauſe herauskamen. So mußte Rom bluten, es mochte ſiegen, welche Parthey da wollte.

Itzt im höchſten Grade wider einander erbittert, und aller Hofnung wechſelſeitiger Verſchonung entſagend, lieferten die beyden Partheyen einander verſchiedene und blutige Gefechte. Marius hatte den Vortheil der Anzahl, Sylla den ungleich größern der Eintracht und Diſciplin auf ſeiner Seite. Carbo, der ein Heer für Marius commandirte, ſchickte acht Legionen nach Präneſte, um ſeinen Gehülfen zu befreyen; aber Pompejus überraſchte ſie in einem engen Paſſe, hieb ihrer ein Theil in Stücken, und

ſprengte

ſprengte die andern auseinander. Bald nachher wagte ſich Carbo, von Urbanus verſtärkt, an den Metellus, ward aber mit einem Verluſt von zehntauſend Gebliebenen und ſechstauſend Gefangnen überwunden. Nach dieſer Niederlage tödtete Urbanus ſich ſelbſt, und Carbo floh nach Africa, wo er eine Zeitlang herumirrete, endlich aber dem Pompejus ausgeliefert wurde, der ihn dem Sylla zu gefallen enthaupten ließ. Noch war ein zahlreiches Heer Samniter im Felde, angeführt von verſchiedenen römiſchen Feldherrn, und von **Teleſinus**, der, wiewohl ein Samniter, ſich eine Stelle neben den größten Befehlshabern ſeiner Zeit errungen hatte. Zu ihnen ſtieß bald nachher **Carinus**, der an der Spitze von vier Legionen hartnäckig auf Fortſetzung des Krieges beſtand. Jtzt beſchloſſen die Feldherrn, durch einen verzweifelten Verſuch entweder Präneſte zu entſetzen, oder in dem Verſuche umzukommen. Dem zufolge rückte Teleſinus mit großer ſcheinbarer Kühnheit vor, und ſchien die feindlichen Umſchanzungslinien durchbrechen zu wollen. Sylla leiſtete an der Spitze eines ſieggewohnten Heeres ihm tapfern Widerſtand, während Pompejus Befehl erhielt ſich hinten herum zu ſchwenken, und ihm in Rücken zu fallen. Aber der Samniter war ihnen zu klug. Aus den Bewegungen des Feindes errieth er ſeine Abſichten, führte ſein Heer bey Nacht davon, und ereilte mit forcirten Märſchen den nächſten Morgen die Hügel, welche Rom beherrſchten. Dieſe unglückſelige Stadt hatte grade Zeit genug ihre Thore zu verſchießen, und dem augenblicklichen Eindringen des Feindes zu wehren. Er hofte aber die Stadt in einem raſchen Sturm wegzunehmen, und nachdem er ſeine Krieger an ihre alte Feindſchaft wider Rom erinnert, und mit der Hofnung unermeßlicher Schätze, die nach Eroberung

der Stadt die ihrigen ſeyn würden, angefeuert hatte, führte er ſie kühnlich zu den Mauern. **Appius Claudius**, der damalen in Rom und Syllan ergeben war, that einen Ausfall, mehr in Hofnung die Stürmenden aufzuhalten, als ganz zurückzuſchlagen. Die Römer fochten mit jener Tapferkeit, die das Bewuſtſeyn, man kämpfe für das Liebſte was man hat, einflößt. Aber Appius blieb im Gefecht, und die übrigen, durch ihres Feldherrn Verluſt entmuthigt, rüſteten ſich die Flucht zu nehmen; als grade zu rechter Zeit eine Parthey ſyllaiſcher Reuter an den gegenüber liegenden Thoren erſchien, in die Stadt ſtürmte, ihre ganze Länge durchſprengte, und die Belagerer an der andern Seite angriff. Die Verzweiflung, mit welcher dieſe fochten, verzögerte die Entſcheidung der Schlacht ſo lange, bis Sylla mit ſeinem ganzen Heere Zeit gewann zu kommen. Hier erfolgte ein allgemeiner und fürchterlicher Kampf zwiſchen dem ſamnitiſchen und römiſchen Heere. Tauſende ſahen die Bürger von den Mauern herab auf beyden Seiten fallen. Syllas linker Flügel wich, aber ſein Unterfeldherr Craſſus ſiegte auf dem rechten. Bis tief in die Nacht hinein dauerte die Schlacht, und erſt mit dem folgenden Morgen fand Sylla ſich im Beſitz eines vollkommenen Sieges. Er beſuchte das Schlachtfeld, auf welchem mehr denn funfzigtauſend Erſchlagne, Sieger und Beſiegter, durcheinander lagen. Achttauſend Samniter wurden gefangen und mit kaltem Blute nach der Schlacht nieder gemetzelt. Marcius und Carinus ſuchten zu entrinnen, wurden aber ergriffen, enthauptet, und ihre Köpfe auf Syllas Befehl um die Mauern von Präneſte zur Schau getragen. Bey dieſem traurigen Anblick verloren die von Mangel und Ermüdungen bereits ausgemergelten Einwohner alle übrige Hofnung, und ergaben ſich.

Aber

Aber des Siegers unnachgiebigen Zorn zu erweichen war itzt zu ſpät; er befahl alles, was männlich war, hinzurichten. Marius, der Urheber ſo vieles Elendes, ward anfangs vermiſſet, und ſchon glaubte man, er ſey entronnen, als man ihn neben einem ſamnitiſchen Feldherrn todt beym Ausgange eines unterirrdiſchen Ganges liegen fand, durch welchen ſie vermuthlich hatten entrinnen wollen, da ſie ihn aber beſetzt gefunden, ſich ſelbſt getödtet hatten. Die Stadt **Norba** war nun die einzige noch unbezwungene in Italien. Die Einwohner leiſteten einen langen Widerſtand, endlich ſteckten ſie, Präneſtens Schickſal eingedenk, ihre Stadt in Brand und wurden ein Raub der Flammen und ihrer Verzweiflung. Die Verheerung dieſes Ortes endigte den Bürgerkrieg. Sylla war itzt unbeſtrittener Herr des Vaterlandes und zog an der Spitze ſeines Heeres in Rom ein. Glücklich, hätt' er im Frieden den Ruhm behauptet, den er im Kriege erworben hatte, oder hätt' er aufgehört zu leben, da er aufhörte zu erobern.

Itzt nicht länger genöthigt die Larve der Gelindigkeit zu tragen, ſpielte er den Tyrannen ohne Rückhalt. Zuförderſt verſammelte er das Volk und verlangte, wofern ſie Begnadigung erwarteten, blinden Gehorſam von ihnen. Dann ließ er ausrufen, daß alle, welche die Verzeihung ihrer ehemaligen Beleidigungen erwarteten, ſie durch Vertilgung der Feinde des Staats verdienen ſollten. Dies war eine ganz neue Art der Achterklärung, die die Waffen aller wider alle richtete. Unzähliche Menſchen kamen durch dieſe grauſame Maasregel um, die das Volk bevollmächtigte, einander wechſelſeitig zu zerſtören. Mißtrauen, Treuloſigkeiten, unnatürliche Verrätthereyen verwandelten Rom in eine Hölle. Achttauſend, die

dem

dem allgemeinen Blutbade entronnen waren, ergaben ſich dem Ueberwinder. Er befahl, ſie in die Villa publica, ein großes Gebäude auf dem Marsfelde, einzuſperren, und rief zu gleicher Zeit den Senat zuſammen. Hier ſprach er mit großem Fluß und der geſetzteſten Ruhe von ſeinen eignen Thaten, während alle jene Elenden, die er hatte einſperren laſſen, auf ſeinen Befehl niedergemetzelt wurden. Der Senat, über das entſetzliche Geſchrey der Sterbenden ſich entſetzend, glaubte anfangs, daß die Stadt der Plünderung frey gegeben würde. Aber Sylla benachrichtigte ſie mit kaltem Blute, es ſeyen nur einige Verbrecher, die auf ſeinen Befehl geſtraft würden, und ſie brauchten ſich über ihr Schickſal nicht zu beunruhigen. Tages darauf ächtete er vierzig Senatoren und ſechzehnhundert Ritter; nach zwey Tagen abermals vierzig Senatoren und eine unzähliche Menge der reichſten Bürger Roms. Er erklärte die Kinder und Enkel der Gegenparthey für ehrlos und entkleidete ſie aller Rechte freyer Menſchen. Er verordnete in einem öffentlichen Edict, daß alle, welche einige der Geächteten gerettet, oder beherberget hätten, an deren Stelle bluten ſollten. Er ſetzte einen Preis auf den Kopf aller derer, die dem Untergange geweiht waren, und zwey Talente waren der gewöhnliche Lohn eines Mordes. Gelockt durch ſolche Anerbietungen, ſahe man Sclaven ihre Herren umbringen, und was der Menſchheit noch empörender ſeyn mußte, Kinder, deren Hände noch von dem Blute ihrer Väter rauchten, kamen dreuſt und foderten den Lohn ihrer Unthat.

Auch waren die Feinde Sylla's nicht die einzigen, welche litten. Er erlaubte ſeinen Soldaten, auch ihren Privatgroll zu befriedigen, ſo daß Ehemänner

von Buben ermordet wurden, die ihre Weiber zu genießen wünſchten, und Kinder in den Umarmungen ihrer Eltern umkamen, die bald ihr Schickſal theilten. Reichthümer fiengen itzt an, den Beſitzern gefährlich zu werden, und ſchon der Ruf einiges Vermögens galt für Verbrechen. **Aurelius**, ein friedlicher Bürger, fand, ohne einiges Verbrechen ſich ſchuldig gemacht zu haben, ſeinen Nahmen unter der Zahl der Geächteten, und konnte ſich nicht enthalten, vor ſeiner Ermordung auszurufen, daß er ſeinen Tod dem prächtigen Pallaſt verdanke, den er in Alba beſaß. Aber mehr denn alle fühlte des Marius Bruder des Ueberwinders raffinirte Grauſamkeit. Die Augen wurden ihm ausgeriſſen, Hände und Füße wurden ihm zu verſchiedenen Zeiten abgehauen, und in dieſem ſchrecklichen Zuſtande mußte er eines langſamen und quaalvollen Todes ſterben. So viel Barbarey beſchränkte ſich nicht auf die Ringmauer Roms. Die Achterklärung erſtreckte ſich auch über die Einwohner Italiens. Ganze Gegenden und Städte wurden der gänzlichen Verheerung geweiht, und dann den Soldaten als Vergeltung ihrer Treue geſchenkt, die, da ſie immer mehr bedurften, ihren Feldherrn zu immer neuen Grauſamkeiten aufmunterten. In dieſem allgemeinen Blutbade entrann **Julius Cäſar**, der Cinna's Tochter geheyrathet hatte, dem Elende der Zeiten mit Mühe. Sylla ward überredet ihn leben zu laſſen, wiewohl man ihn ſagen hörte, **daß in dieſem Cäſar viele Marius ſteckten.**

So viel willkührliche Gütereinziehungen und verſchwenderiſche Wiederausſpendungen konnten ohne den Beſitz einer ſcheinbar rechtmäßigen Vollgewalt jedoch weder mit Sicherheit gemacht, noch genoſſen werden. Sylla beſchloß daher ſich mit der Dictatur

zu bekleiden, kraſt welcher Würde er alle bürgerliche und kriegeriſche Gewalt in ſeiner eigenen Perſon vereinigen und jeder Gewaltthätigkeit einen Anſtrich von Gerechtigkeit geben konnte. Er entfernte ſich daher auf eine Weile von der Stadt. Mittlerweile befahl er, daß das Volk zu Wiederherſtellung der Ordnung einen Dictator wählen ſolle, und zwar nicht auf eine beſtimmte Zeit, ſondern auf ſo lange, bis der Staat wieder in das gehörige Gleis eingelenkt wäre. Zugleich erſuchte er ſie, und wofür konnte ſein Anſuchen anders gelten als für Befehl? daß ſie ihn wählen möchten. Er ward gewählt und die Römer erhielten nun in der Perſon ihres **immerwährenden Dictators** einen Herrn, der mit uneingeſchränkterer Gewalt bekleidet war, als irgend einer ihrer alten Könige je beſeſſen hatte.

So begann der römiſche Staat, nachdem er alle Formen der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie durchwandert war, endlich in den Despotismus überzugehen, dem er, mancher ohnmächtigen Aufraffungen ohngeachtet, ſich nie völlig entwinden konnte. Um das Volk mit dem Schaugepränge der alten Verfaſſung zu täuſchen, erlaubte er ihm Conſuls zu haben, ſorgte aber dafür, daß niemand als ſeine eignen Creaturen dazu gewählt, und daß alle ihre Macht von ihm abgeleitet würde. Er modificierte die verſchiedenen Staatsbedienungen durch eine Anzahl neuer Geſetze. Er zerſtörte beynahe gänzlich die Macht der Tribunen durch die Anordnung, daß die, welche ſie verwalteten, unfähig ſeyn ſollten, irgend ein anderes Amt zu erhalten. Er ergänzte den Senat durch dreyhundert Ritter, und den Volkskörper durch zehntauſend Sclaven der Geächteten. Um dieſen Einrichtungen größere Feſtigkeit zu geben, eignete er ſich die Schätze des Staates zu, und verwandte ſie zu Ver-

mehrung ſeiner Anhänger und Verſtärkung ſeiner Parthey; er ſchien zu glauben, daß er ſeine Creaturen nie genug belohnen könne, dafern ſie ihm nur ungebundenen Gehorſam leiſteten. Craſſus, der bereits der reichſte Mann im Staate war, ward nicht müde, immer neue Gunſtbezeugungen zu verlangen, und die Güter der Geächteten unter dem Werthe anzukaufen. Pompejus verſties Sylla zu Gefallen ſein Weib Antiſtia, und heyrathete Emilien, des Dictators Stiefkind. Auf gleiche Weiſe wollte er auch Julius Cäſar zu Verſtoßung ſeiner Cornelia nöthigen, aber dieſer unerſchrockene Jüngling mied lieber die Stadt und beſchloß, nicht zu ihr zurück zu kehren, bis Sylla nicht mehr wäre.

Mit ſolcher launiſchen Eigenmächtigkeit fuhr Sylla fort zu herrſchen, und niemand wagt' es ſich ihm zu widerſetzen. Das Schickſal Lucretius Offela bewies, wie gefährlich es ſey, ſich wider des Despoten Vollgewalt aufzulehnen. Ohne Rückſicht auf eins von Sylla's Decreten, kraft deſſen ſich niemand um das Conſulat bewerben durfte, der nicht erſt die niedern Staatsſtufen durchgegangen war, wagte dieſer Mann es dennoch ſich zu dieſer Würde zu melden. Da er der herrſchenden Parthey verſchiedene wichtige Dienſte geleiſtet hatte, ſo glaubte er, daß ihn dies entſchuldigen würde. In der That ward er anfangs auch bloß glimpflich erinnert, von ſeinem Vorhaben abzuſtehn; da er aber auf demſelben beharrete, ſo befahl Sylla einem ſeiner Anhänger ihn nieder zu ſtoßen, und drohete, daß es allen eben ſo ergehn ſollte, die ſich unterſtünden ſeinem Anſehn Trotz zu bieten. Durch Mittel, wie dieſe, erzwang er von allen den allerblindeſten Gehorſam. So oft er ein Geſetz in Vorſchlag brachte, verſammelte ſich das

Volk, nicht um über ſeine Schicklichkeit zu rathſchlagen, ſondern nur, um demſelben ſeine Sanction zu geben. Von aller Theilnehmung an den Staatsgeſchäften ſah es ſich gänzlich ausgeſchloſſen und nichts vor ſich, als eine finſtere Ausſicht hofnungsloſer und eiſerner Sclaverei. So war die Lage der Dinge, als Sylla wider alle Erwartung die Dictatur niederlegte, nachdem er ſie kaum drey Jahre beſeſſen hatte.

Nicht ohne das äußerſte Erſtaunen ſahe das Volk dieſen Eroberer, der ſich ſo viele Feinde in allen Ständen des Staats gemacht hatte, eine Gewalt, die er mit ſo vielen Gefahren errungen hatte, aufgeben und freywillig zur Stufe eines Privatmannes herabſteigen; aber ſeine Verwunderung vermehrte ſich, als es ihn nach ſo manchen grauſamen Handlungen und zahlloſem Blutvergießen ſich erbieten hörte, das Volk als Richter ſeines Betragens anzuerkennen, und ſich vor ihm zu ſtellen, wann und wo es ſolches verlangte. Sein Betragen ſchien zu beweiſen, daß es um dieſe Aeußerung ihm wahrer Ernſt ſey. Nicht nur beurlaubte er nach Niederlegung ſeines Amtes die Lictoren, ſondern fuhr auch fort, ganz einſam und unbegleitet eine ganze Weile auf dem Forum herum zu ſpatzieren. Gegen Abend gieng er nach Hauſe und das Volk folgte ihm in einer Miſchung von ſchweigendem Erſtaunen und ſchüchterner Ehrerbietung. Von dieſer ganzen großen Menge, die er ſo oft gemißhandelt und geſchreckt hatte, fand ſich keiner kühn genug, ihm Vorwürfe zu machen oder ſich über ihn zu beklagen, einen einzigen jungen Mann ausgenommen, der ihn mit ſchmähenden Worten bis zu ſeiner Thür begleitete. Sylla verachtete einem ſo niedrigen Verunglimpfer zu antworten, wandte ſich aber zu ſeinen Begleitern und bemerkte, daß dieſes Menſchen Uebermuth

muth einen leicht hindern könnte, gleich ihm, die höchſte Würde niederzulegen. Nicht leicht iſt es zu entſcheiden, was Sylla zu dieſem unerwarteten Schritt bewogen habe; ob Eitelkeit oder tiefe Staatsklugheit; ob er, der Schmeicheleyen, die man ihm über ſeine Siege machte, müde, ſich ein Recht zu Schmeicheleyen anderer Art erwerben, oder ob er den Dolch irgend eines Meuchelmörders fürchtend, durch freywilliges Abtreten von ſeinem beneideten Standort den Haß entwaffnen wollte? Dem ſey wie ihm wolle, er begab ſich aufs Land, um die Freuden der Ruhe und des geſellſchaftlichen Lebens zu genießen, überlebte aber ſeine Entſagung nicht lange, ſondern ſtarb wenige Monate nachher an der ſogenannten Läuſekrankheit, der ekelhafteſten und demüthigendſten von allen. Er war der erſte von ſeiner Familie, deſſen Leichnam verbrannt wurde. Denn da er Marius Ueberbleibſel hatte aus dem Grabe nehmen, und in den Anio werfen laſſen, ſo beſorgte er für ſeine eignen ein ähnliches Schickſal, wenn er ſie auf die gewöhnliche Art beſtatten ließe. Kurz vor ſeinem Tode machte er ſich eine Grabſchrift des Inhalts: **daß kein Menſch ihn jemalen in der Kunſt übertroffen habe, beydes, ſeinen Feinden Böſes, und ſeinen Freunden Gutes zuzufügen.**

Sobald Sylla todt war, brachen die alten Zwiſtigkeiten, die durch die Schrecken ſeiner Allgewalt bisher unter der Aſche waren gehalten worden, wieder in lichte Flammen aus, aufgeſchürt von den beyden Conſuln **Lepidus** und **Catulus**, Männer von ganz entgegengeſetzten Partheyen und Geſinnungen. Entſchloſſen, es koſte was es wolle, Sylla's Anordnungen zu vernichten, und die verwieſenen Marier zurück zu rufen, fieng Lepidus ohne Heel und Rückhalt an, ſich um

um den Beyſtand des Volks zu dieſem Unternehmen zu bewerben; ein Unternehmen, das, wiewohl an ſich nicht tadelnswürdig, jedoch zu einer Zeit, wo der Staat von den Wunden, die ihm in dem Bürgerkriege waren geſchlagen worden, noch lange nicht geneſen war, ohnmöglich gutgeheißen werden konnte. Auf der andern Seite widerſetzte ſich Catulus, voll Familienhaſſes wider den Marius, der ſeinen Vater getödtet hatte, den Abſichten ſeines Gehülfen aufs nachdrücklichſte. Lepidus ſah, daß er ohne die Waffen zu Hülfe zu nehmen, nichts ausrichten würde, und entfernte ſich zu dem Ende in ſein Gouvernement Gallien, von wannen der Ruf ſeiner Werbungen und kriegeriſchen Anſtalten ſo fürchterlich nach Rom erſcholl, daß der Senat ihn ſeiner Statthalterſchaft entſetzte. Sogleich brach er in Italien ein, und rückte an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf Rom zu, um ein zweytes Conſulat zu verlangen. Für ſich hatte er verſchiedene der Vornehmſten und die guten Wünſche aller Tribunen, ſo daß er hofte, durch Begünſtigung des Volks in Sylla's Platz zu rücken, und die unumſchränkte Gewalt zu uſurpiren. Mittlerweile war auch Catulus Amtsführung abgelaufen. Aber der Senat übertrug ihm die Sorge den Staat zu vertheidigen, und Pompejus ward durch ein förmliches Senatsdecret ihm in gleicher Abſicht zugeordnet. Beyde Befehlshaber eilten ſogleich mit vereinigter Macht, Lepidus einzuholen, bevor er die Stadt erreichte, und ereilten ihn bey der milviſchen Brücke, ohngefähr vier Meilen von Rom, wo ſie ſein Heer gänzlich ſchlugen und zerſprengten. Aber noch blieb das ciſalpiniſche Gallien im Beſitze **Brutus**, ſeines Unterbefehlshabers, und des Vaters jenes Brutus, der ſich in der Folge wider Cäſarn verſchwor. Pompejus übernahm die Bezwingung dieſer Provinz, be-

lagerte Brutus in der Stadt Modena, fieng ihn und ließ ihn hinrichten. Lepidus war nach Sardinien entwiſcht und ſtarb hier bald nachher vor Gram, ſeine Hofnungen geſcheitert und ſein Vaterland von neuem in die Ketten der Ariſtokratie geſchmiedet zu ſehn.

Dennoch verbluteten die Hofnungen der Parthey an dieſer ſchweren Wunde noch nicht vollends. Ein noch gefährlicherer Feind lauerte in Spanien, und ließ es eine geraume Zeit unentſchieden, ob dieſe Provinz oder Rom das Oberhaupt der Welt seyn ſolle. Der Mann, von dem wir reden, war **Sertorius**, ein alter Krieger, der unter Marius erzogen worden und alle ſeine Tugenden erworben hatte, ohne von einem einzigen ſeiner Laſter beſchmitzt zu werden. Er war mäßig, gerecht, mitleidig und tapfer; aber an kriegeriſcher Geſchicklichkeit ſchien er es allen Feldherren ſeiner Zeit zuvor zu thun. Nach Demüthigung der Parthey des Marius fiel dieſer tapfere Mann in Sylla's Hände, der ihm ſeiner bekannten Mäßigung halber das Leben ſchenkte, bald nachher aber es bereuete, ihn ächtete und in die Nothwendigkeit verſetzte, in einer fernen Provinz einen Zufluchtsort zu ſuchen. Verbannt aus Rom irrt' er eine Zeitlang in Afrika und an den Küſten des Mittelmeeres umher, und rettete ſich endlich nach Spanien, wo ſich alle, die vor Sylla's Grauſamkeit flohen, zu ihm ſammelten, und von ihm zu einem Senat eingerichtet wurden, der der ganzen Provinz Geſetze gab. Durch ſeine ſeltne Milde und Klugheit gewann dieſer Mann die Herzen der kriegeriſchen Einwohner ſo ſehr, daß er acht Jahre hinter einander wider die ganze Macht des römiſchen Staates Krieg führen konnte. Metellus, ein alter und erfahrner Feldherr ward zuerſt wider ihn abgeſchickt, von ſeinem Gegner aber ſo oft über=

überliſtet, daß der Senat nöthig fand, ihm ſeinen Liebling Pompejus mit den beſten Völkern des Reichs zu Hülfe zu ſchicken.

Sertorius behauptete ſich gegen beyde, und nach manchen Gefechten, in welchen der Sieg bald unentſchieden blieb, bisweilen ſich gänzlich für ihn erklärte, fieng er an auf nichts Geringers, als auf einen Einfall in Italien zu ſinnen. Alle ſeine Plane aber wurden durch die Verrätherey eines Unterfeldherrn vereitelt, der ſeinen ſteigenden Ruhm ihm mißgönnte. Der Nahme dieſes Elenden war Perpenna. Er war einige Zeit vorher mit den Ueberbleibſeln von Lepidus geſprengtem Heer zu ihm übergegangen, und ihm anfangs nicht unnützlich geweſen. Nachdem ſich aber eine Art von Eiferſucht unter ihnen entſponnen hatte, lud ihn Perpenna zu einem prächtigen Schmauſe, wo er anfangs ſeine Begleiter berauſchte, dann aber über Sertorius herfiel, und ihn verrätheriſcherweiſe ermordete. Dieſe barbariſche That war hinreichend, ſeine Parthey zu ſtürzen, als die allein durch den Ruf ihres Anführers aufrecht gehalten worden war. Perpenna ward mit leichter Mühe vom Pompejus überwunden und gefangen genommen, da denn die aufgeſtandenen Provinzen ſich ohne weitern Widerſtand unterwarfen. Der Sieger ward bey dieſer Gelegenheit einer eben ſo klugen als edelmüthigen That halber geprieſen. Um ſein Leben zu retten erbot Perpenna ſich, eine Menge wichtiger Dinge aufzudecken, und alle Papiere des Sertorius, worinnen verſchiedene Briefe an ihn von den vornehmſten Senatoren Roms ſich befanden, in ſeine Hände zu liefern. Allein Pompejus verwarf dies Anerbieten, ließ den Verräther hinrichten, und die Papiere ohne ſie geleſen zu haben, verbrennen. So entledigte er das

Volk ſeiner Furcht, und hinderte jene Ausbrüche der Verzweiflung, die das Bewuſtſeyn, entdeckt zu werden, ſo leicht hätte veranlaſſen können.

Pompejus Glück machte den Römern viele Freude. Noch war dieſer Feldherr in allen ſeinen Unternehmungen glücklich geweſen, und recht als wenn das Glück ein Vergnügen daran fände, ihm immer neue Gelegenheiten, ſeinem Vaterlande zu dienen, darzubieten, mußte er bey ſeiner Heimkunft aus Spanien auf einen Haufen empöriſcher Sclaven treffen, die Craſſus Schwert entronnen waren, und nun dem ſeinigen in die Schneide rannten. Dieſer Aufſtand, welchen Pompejus ſolchergeſtalt gleichſam im Vorbeygehn endigte, ward der **Sclavenkrieg** genannt, und entſprang von einigen Gladiatoren, die der Fechtſchule von Capua entſprangen, einen Haufen Sclaven aufrafften, den Prätor Glaber, der ſie zum Gehorſam bringen ſollte, übern Haufen warfen, und nach dieſem glücklichen Streiche bald zu einem Heere von vierzigtauſend Menſchen anwuchſen. Mit dieſer Macht führten ſie unter Anführung ihres Feldherrn **Spartacus** drey Jahre hintereinander im Herzen Italiens einen nachdrücklichen Krieg, ſchlugen Conſuln und Prätoren und ſchwatzten ſchon vom Angriffe der Hauptſtadt ſelber. Aber Craſſus ſammelte alle Völker, die dem Staat am nächſten lagen, und trieb ſie bis an die äußerſte Kante Italiens vor ſich her, wo ſie aus Mangel von Schiffen, worauf ſie hätten entrinnen können, dem größten Theile nach vertilgt wurden; unter ihnen fiel Spartacus, bis auf den letzten Odemzug in der Mitte ſeiner verzweifelnden Krieger tapfer kämpfend. Der Reſt dieſes elenden Heeres war es, der Pompejus, als er über die Alpen nach Hauſe kehrte, in die Hände fiel; und durch deſſen

Niedermetzelung er, nach des Senats Ausdruck, den Krieg mit der Wurzel aushob. So endigten ſich alle Bürgerkriege, die der Ehrgeitz Marius und Syllas erregt hatte, eine lange und jammervolle Periode, während welcher der Leſer ſich zu keinem Theile ſchlagen kann, angeſehen alle gleich feil, grauſam, niederträchtig und eigennützig ſind. Die Republik war längſt untergegangen; ihre alte Mäſſigung und Redlichkeit war dahin, und wenig kümmert es Einen, wem es gelingt, ein höchſt verdorbenes Reich zu überwältigen.

Nichts deſto weniger waren während des ſo eben beſchriebenen Zeitraums die Künſte des Friedens angebaut, und ihrer Vollendung ſogar nahe gebracht worden. **Plautus** nnd **Terenz** hatten ſchon einige Zeit vorher geblüht, aber **Lucretius**, der Stolz ſeines Zeitalters, ein eben ſo verwegner Dichter, als ſchwacher Philoſoph, ſchmückte dieſe unglücklichen Zeiten, und entzückte durch den Zanber ſeines Versbaus. Die Gelehrſamkeit ward jedoch hauptſächlich nur von den Großen angebaut. Noch war der Luxus zu den niedrigern Ständen nicht tief genug herabgeſtiegen, um das Bedürfniß feinerer Lebensgenüſſe in ihnen aufzuregen, und bekanntermaßen muß des Menſchen Sinnlichkeit gewiſſermaßen erſt befriedigt ſeyn, eh er daran denket, den geiſtigern Freuden der Fantaſie nachzuhängen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von Syllas immerwährender Dictatur, bis zum Triumvirat Cäſars, Pompejus und Craſſus.

Da gegenwärtig alle zwieſpaltige Partheyen im Reiche gedämpft ſchienen, ſo hofte man, daß der Staat nun eine Zeitlang des gewünſchten Friedens genießen und Zeit gewinnen würde, von dem mannichfaltigen Elende, darein die letzten Bürgerkriege ihn geſtürzt hatten, allmälig zu geneſen. Aber der Geiſt der Ehrſucht war einmal in ihn eingedrungen, und die Männer am Ruder hatten aus Syllas Beyſpiel gelernt, daß es möglich ſey, das ſtolze Rom zu unterjochen. Unter denen, die der Senat und das Volk gegenwärtig am meiſten begünſtigte, waren **Pompejus** und **Craſſus** die vornehmſten. Beyde waren Eroberer, beyde dürſteten nach Gewalt, beyde trachteten zu deren Erweiterung ſich beym Volke einzuſchmeicheln. Pompejus haben wir ſchon als Jüngling an den Reichsangelegenheiten den thätigſten Antheil nehmen ſehn; wir haben geſehn, wie er Syllas Parthey ergriffen und mit dem höchſten Glücke gefochten; wie er ſich hierauf in Africa getummelt, und der erſte aus dem Ritterſtande einen Triumph erhalten; wie er zunächſt wider den Lepidus aufgeſtanden, und jenes Heer, das Spanien inne hatte und von dem tapfern Sertorius angeführt wurde, überwunden habe; und wie er um dieſem allen den Kranz aufzuſetzen, noch eh' er das conſulariſche Alter erreicht hatte, in ſeiner Abweſenheit mit dem Conſulat beehrt worden. So ausnehmendes Glück hatte ſeinen Stolz entflammt und ſeine Ruhmbegierde angefeuert. Auf der andern

Seite

Seite beeiferte ſich Craſſus nicht weniger, die Freundſchaft des Volks zu erlangen. Da er es an kriegeriſchem Ruhm ſeinem Gegner unmöglich gleich thun konnte, ſo ergriff er einen andern Weg, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Er raffte Reichthümer zuſammen, und nützte das Unglück ſeines Vaterlandes, um Schätze aufzuhäufen, die daſſelbe in neue Drangſale verwickeln ſollten. Er pflegte zu ſagen, daß niemand für reich gehalten werden müſſe, der nicht ein Heer ernähren könnte, und in der That glich die Zahl ſeiner Vaſallen einem nicht kleinen Heere. Ueberdies hatt' er den Ruf eines guten Redners im Senat. Sein Umgang war ungezwungen und leutſelig. Jedem, der es bedurfte, ſtand beydes ſein Anſehn und ſein Beutel zu Gebote; alles Eigenſchaften, die nicht ermangelten, ihm auf die öffentlichen Geſchäfte einen großen Einfluß zu verſchaffen. Außer der Nebenbuhlerſchaft, die zwiſchen dieſen beyden Männern obwaltete, hatte Craſſus aber auch noch eine andere Urſache, auf den Pompejus zu zürnen, die nehmlich, daß dieſer ſich die Ehre anmaßete, den Sclavenkrieg geendigt zu haben, wofür doch jener auf Befehl des Senats bereits die Ehre des Triumphes genoſſen hatte. Beyde wünſchten itzt heimlich, einander zu untergraben, keiner um ſein Vaterland von der überwiegenden Gewalt eines ehrſüchtigen Bürgers zu befreyen, ſondern lediglich, um auf des andern Trümmern ſich empor zu ſchwingen.

Die erſte Gelegenheit, die zu Äußerung ihrer wechſelſeitigen Eiferſucht ſich ihnen darbot, war bey Beurlaubung der Heere, mit denen ſie ihre Siege erfochten hatten. Keiner hatte Luſt den Anfang zu machen. Schon drohete dem Staate die Wiederholung der allerfürchterlichſten Unfälle. Endlich bezwang

zwang Craſſus ſeine Rachbegierde, und legte den Oberbefehl nieder, da denn der andere unverzüglich ſeinem Beyſpiel folgte. Zunächſt galt es die ſchwierige Frage, wem es gelingen würde, ſich beym Volk am meiſten einzuſchmeicheln. Craſſus bewirthete den Pöbel an tauſend verſchiedenen Tafeln, vertheilte Korn unter die Armen, und ernährte den größten Theil der Bürger beynahe drey Monden lang. Pompejus ſeinerſeits arbeitete an Niederreißung aller Schranken, welche Sylla dem Volksanſehn geſetzt hatte. Er gab den Rittern die gerichtliche Gewalt wieder, die ihnen anfangs von Gracchus war übertragen worden, und den Volkstribunen alle ihre ehemaligen Vorrechte. So wußte jeder ſeinen Privatabſichten die Farbe des öffentlichen Geiſtes aufzutragen, und was im Grunde bey allen beyden Ehrgeitz war, gewann bey dem einen den Namen der Freygebigkeit, bey dem andern jenen der Freyheitsliebe.

Pompejus Künſte ſchienen ihm jedoch für diesmal das Uebergewicht zu gewähren. Die Volkstribunen, die er in alle ihre Ehren und Würden wieder eingeſetzt hatte, glaubten, ihren Wohlthäter nie genug belohnen zu können; ſie bedurften bloß eine Gelegenheit, um ſeinen höchſten Ehrgeitz befriedigen zu können, und dieſe zeigte ſich ihnen bald. Eine Anzahl Seeräuber, die anfangs in Mithridates Dienſten geſtanden, hatten durch langes erfolgreiches Plündern aller, die das Unglück hatten, ihnen in die Hände zu fallen, große Schätze geſammelt, und viele tauſend Streiter aus verſchiedenen Völkerſchaften zuſammen gebracht. Sie wählten Cilicien zu ihrer Hauptniederlage, und, mit Seeräuberey hinfort nicht mehr zufrieden, verſuchten ſie es itzt auch, zu Lande Eroberungen zu machen. Italien ſelbſt war vor ihren

Streifereyen nicht ſicher. Oft landeten ſie an den Küſten dieſes ſchönen Landes, und ſchleppten alles weg, was ſie bey ſolchen übereilten Einfällen zuſammen raffen konnten. Um ihren ſteigenden Uebermuth zu züchtigen, beſchloſſen die Römer, eine Flotte auszurüſten, die fähig wäre, ſie durchaus vom Erdboden zu vertilgen. Zu dem Ende brachte **Gabinius**, der Tribun, ein Geſetz in Vorſchlag, daß Pompejus mit unumſchränkter Gewalt gegen die Seeräuber auf drey Jahre zum Admirale gemacht werden, daß ſeine Macht ſich über das ganze Mittelmeer und alle Küſten deſſelben bis zu einer beſtimmten Linie landeinwärts erſtrecken, und daß er aus den öffentlichen Schätzen ſo viel Geld erhalten ſolle, als er zur Führung des Krieges zu bedürfen glauben würde. Dies Geſetz, dem der Senat ſich vergeblich zu widerſetzen bemühte, hätte Pompejus leicht zum Schaden des Vaterlandes mißbrauchen können; aber nichts gefährliches war von einem Manne zu befürchten, deſſen Handlungen bisher mehr Eitelkeit als Hang zur Alleinherrſchaft verrathen hatten.

So mit unumſchränkter Macht über die ganze Flotte ausgerüſtet, vertheilte Pompejus ſeine Unterbefehlshaber mit ſo vieler Klugheit in die verſchiedenen Buchten und Häfen der Mittelſee, daß er den Feind bald aus allen ſeinen Schlupfwinkeln hervorſtöhrte. Mittlerweile kreuzte er ſelbſt an der Spitze eines zahlreichen Geſchwaders im Meere auf und ab, um ſeine detachirten Völker bey jeder Erforderniß zu unterſtützen, und ihre Befehlshaber in den erforderlichen Fällen inſtruiren zu können. Durch ſolche Anſtalten nöthigte er den Feind in weniger denn vierzig Tagen in Cilicien, dem einzigen ihm übrigen Zufluchtsort, ſeine Sicherheit zu ſuchen. Hieher folgte

er

er ihm mit ſechzig ſeiner beſten Schiffe. Und wiewohl die Seeräuber ſich zum Schlagen vorbereitet hatten, ſo wurden ſie vom Anblick der Flotte und von dem Schrecken ſeines Nahmens dennoch dergeſtalt getroffen, daß ſie ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben. Da ihrer mehr denn zwanzigtauſend waren, ſo wollte Pompejus ſie nicht gern ausrotten; ſie aber zu ihren alten Wohnungen zurückkehren zu laſſen, wäre nicht ſicher geweſen. Er verpflanzte ſie daher in Gegenden, die der See weniger nahe lagen, wies ihnen hier Ländereyen an, und vermehrte ſolchergeſtalt ſowohl das Gebiet, als die Unterthanen des römiſchen Reichs.

Dieſer abermalige glückliche Feldzug hatte Pompejus Ruhm ſo ſehr vermehrt, daß die Tribunen es hinfort leichter zu finden hoften, ihren Liebling noch höher zu erheben. Zu dem Ende that **Manilius**, einer aus ihren Mitteln, den Vorſchlag, daß alle Heere des Reichs, die Statthalterſchaft Aſien, und die Führung des Krieges wider den Mithridates ihm allein anvertrauet werden ſollten. Eine ſo große und ſo unbegrenzte Macht konnte nicht ermangeln, die Eiferſucht des Senates aufzuregen. Sie betrachteten den Vorſchlag des Tribunen als nichts geringers, denn einen Verſuch, ihn zum Oberhaupt des Reichs zu erklären; und in der That verlieh derſelbe einem Manne, der ſchon Herr der Flotte war, auch eine unbegrenzte Macht zu Lande, und mußte es ihm nicht nur leicht, ſondern auch gemüthlich machen, ſein Vaterland in Ketten zu ſchmieden. Das Gewicht dieſer Gründe, und mehr noch, das Anſehn des Senats, war im Begriff zu ſiegen, und die Tribunen ſelbſt ſchienen zweifelhaft, ob ſie ihre Motion nicht zurücknehmen ſollten, als **Marcus Tullius Cicero** aufſtand, um das Geſetz zu unterſtützen, und den Tugenden des Pompejus

pejus den Zoll ſeiner Beredſamkeit zu zahlen. Es war dies das erſtemal, daß dieſer gewaltige Redner vor der Volksverſammlung auftrat, und es iſt leicht zu erachten, daß eine Beredſamkeit, die die Nachwelt bis auf den heutigen Tag entzückt, damalen habe unwiderſtehlich ſeyn müſſen. Das Geſetz gieng ohne weitern Widerſpruch durch. Alle Tribunen beſtätigten es, und Pompejus ward einmüthig mit einer eben ſo großen Macht bekleidet, als jene war, die Sylla mit ſo viel Gefahr und Blutvergießen an ſich geriſſen hatte.

Da auch der Krieg wider den Mithridates zu Pompejus neuen Departements gehörte, ſo eilt' er die nöthigen Anſtalten zu dieſem Feldzuge zu treffen, und reiſte ſodann unverzüglich nach Aſien ab. Der Krieg wider dieſen Monarchen war einer der wichtigſten, die bisher von den Römern waren unternommen worden. Hier war von keinem Fürſten die Rede, der von Stolz und Schwelgerey entnervt, oder vom Schrecken des römiſchen Nahmens bereits durchdonnert war. Es war die Rede von einem mächtigen Könige, unverzagt in jedem Verhängniß, und gleich dem Löwen durch jede neue Wunde in neue Wuth geſtachelt. Seine Herrſchaften hatten überdies die möglichſt bequemſte Lage, um einem einbrechenden Feind zu wehren. Sie grenzten an die unzugängliche Bergkette des Caucaſus, deren wilde Einwohner er ins Feld ſtellen konnte. Sie erſtreckten ſich von dannen bis an den pontiſchen See, welchen ſeine Schiffe bewachten; überdies war er reich, und beſaß an den Scythen, einem Volke von unbezwinglicher Tapferkeit, eine unerſchöpfliche Quelle von Verſtärkungen. Ich habe ſchon des Widerſtandes gedacht, den er Sylla'n leiſtete, und des Friedens, zu welchem dieſer Feldherr ihn nöthigte; da ſolcher aber lediglich

eine Folge des Zwanges war, ſo dauerte es nicht länger, als hinlängliche Macht in der Nähe war, ihn zu Beobachtung deſſelben zu zwingen. **Murena**, welchen Sylla hinter ſich zurückgelaſſen hatte, verſuchte zwar ihn wieder zum Gehorſam zu bringen, erlitt aber, nach mancherley Unfällen, eine gänzliche Niederlage. Einige Zeit nachher gelang es Mithridates, den armeniſchen König **Tigranes** in ſein Bündniß zu ziehn. Durch ihn verſtärkt, griff er das Königreich Bithynien an, das er vorhin hatte abtreten müſſen, und das **Nicomedes**, der König des Landes, den Römern vermacht hatte. Allen dieſen Eroberungen Einhalt zu thun, war **Lucullus**, ein erfahrner Feldherr, von Rom abgeordnet worden, und kaum war er angelangt, als eine Schlacht erfolgte, in welcher Mithridates ſein ganzes Heer verlor. Gezwungen, zur See zu entrinnen, wär' er ſelbſt in Feindes Hände gefallen, wenn nicht ein Seeräuber ſich ſeiner angenommen und ihn in ſeinem eignen Gebiet ans Land geſetzt hätte. Ungeſchreckt durch dieſen Unſtern brachte er bald ein anderes Heer zuſammen, und gewann anfangs einige Vortheile über den Feind. Da aber Lucullus ihm bald nachher alle Hülfsquellen daheim abſchnitt, ſah' er ſich gezwungen, am Hofe Tigranes des armeniſchen Königs Schutz zu ſuchen. Lucullus folgte ihm dahin und verlangte, daß man ihm ihn ausliefern ſolle, aber Tigranes ſchlug es ab, nicht ſo ſehr aus beſonderer Anhänglichkeit an den entſetzten König, als weil Lucullus ihm nicht alle ſeine Titel gegeben hätte. Armſeliger Stolz ſchien dieſes ſchwachen Fürſten herrſchende Leidenſchaft zu ſeyn. Ihm war es mehr um das Niederwerfen knechtiſcher Ehrerbietung zu thun, als um gründliche Gewalt. Einige kleine Könige, die er überwunden hatte, mußten ihm als Sclaven aufwarten, wenn er ſich dem

Publico

Publico zeigte, und eben wegen der Vortheile, die er über dieſe ſchwachen Gegner gewonnen, hatt' er ſich den Nahmen eines **Königs der Könige** zugelegt. Dieſer lächerliche Titel war es vermuthlich, den der Römer ihm zu geben verſchmähte. Von nun an alſo änderte der Krieg ſeinen Gegenſtand. Mit leichter Mühe wurden des Armeniers Feldherrn übern Haufen geworfen, und ihm ſelbſt, der an der Spitze von zweymal hundert und funfzig tauſend Mann ins Feld rückte, gieng es nicht im mindeſten beſſer. So viel Siege verhießen dem Kriege, der nun ſchon ſieben Jahr gedauert hatte, ein baldiges Ende. Zwar wurde die Führung deſſelben an feindlicher Seite noch einmal dem Mithridates übertragen. Die Römer ſetzten ihm aber ſo ſcharf zu, daß er bald genöthigt ward, ſich nach Kleinarmenien zu flüchten. Dorthin wollte Lucullus ihm eben folgen, als Nachricht einlief, daß **Glabrio**, der im vergangenen Jahre Conſul geweſen war, ernannt worden ſey, dem Lucullus den Oberbefehl abzunehmen, und daß er zu dem Ende bereits in Aſien angekommen. Eine ſo undankbare Behandlung verdankte Lucullus einigen ſeiner Soldaten, die, der unaufhörlichen Beſchwerlichkeiten müde, und durch aufrühreriſche Officiere verführt, heimlich ihre Klagen beym Senat eingegeben hatten. Eben daher verließ bey Glabrio's Ankunft das ganze Heer den Lucullus, der zu ſeinem größten Verdruſſe anſehen mußte, wie Mithridates, ihr gemeinſchaftlicher Feind, alle ſeine Macht wieder gewann, und das ganze Königreich Pontus wieder eroberte, während Glabrio, ohne einige Neigung ein ſo ſtürmiſches Commando zu übernehmen, in Bithynien ſtille ſaß, und des Feindes Fortſchritten müßig zuſahe. Dieſer aufrühriſche Geiſt in Lucullus Truppen und der geringe Eifer, den Glabrio bey dieſer Gelegenheit äußerte, veranlaßte

den allgemeinen und itzt erfüllten Wunſch, daß die Führung des Krieges dem Pompejus übertragen werden möchte, der zu dieſer Abſicht bald nachher in Aſien anlangte.

Pompejus hielt es für Pflicht, dem Mithridates zuerſt Vergleichsbedingungen vorzuſchlagen. Aber dieſer Monarch, der ſich itzt von ſeinen mannigfaltigen und ſchweren Niederlagen ein wenig erholt hatte, beſchloß ſein Glück zu verſuchen, ſo lang es ihm noch günſtig ſchiene. Aus den Trümmern ſeiner vorigen Heere hatt' er eine neue ziemlich beträchtliche Armee zuſammen gebracht, und beſchloß den Römern nach Armenien zu folgen, wo er ihnen die Zufuhr abzuſchneiden hofte. Da ihm dieſes aber mißlang, ſo mußte er fliehn, nachdem er zuvor alle, die auf ſeiner Flucht ihm nicht folgen konnten, niedergehauen hatte. Allein Pompejus verfolgte ihn mit äußerſter Geſchwindigkeit und ereilte ihn eh' er über den Euphrat hatte ziehn können. Es war Nacht; dennoch ſah' er ſich gezwungen zu ſchlagen, und da der Mond grade hinter dem römiſchen Heere ſtand, ſo verlängerte er ihre Schatten ſo ſehr, daß die feindlichen Schützen, dadurch irre geführt, ihre Pfeile auf dieſe abſchoſſen. Umſonſt ſuchten die aſiatiſchen Soldaten dem Andrang des europäiſchen Fußvolks zu widerſtehn. Umſonſt that Mithridates alles, was ein großer und erfahrner Feldherr thun kann, um die Seinigen anzufriſchen und ihr Schrecken zu verbannen. Es war ihnen unmöglich den Angriff auszuhalten. Feigheit und Weichlichkeit war, wie noch heutiges Tages, ſchon damalen der Charakter öſtlicher Armeen. So aufs Haupt geſchlagen, ſeines ganzen Heeres beraubt, auf allen Seiten von den Römern eingeſchloſſen, wagte Mithridates an der Spitze von achthundert tapfern Rittern den verzweifelten Verſuch, ſich durch den

Feind

Feind durchzuſchlagen, und bewerkſtelligte ihn, wiewohl mit dem Verluſt fünfhundert ſeiner Begleiter. Lang war er mit dem Unglück vertraut geweſen, aber ſeine itzige Lage war bejammernswürdiger denn jemalen. Verſchiedene Tage hintereinander wanderte er troſtlos durch die Wälder, die das Land bedeckten, ſein Pferd am Zügel führend, ſein Leben friſtend bloß von den wilden Früchten und Wurzeln, die der Wald ihm darbot. In dieſem verlornen Zuſtande traf er auf dreytauſend ſeiner Krieger, die dem Blutbade entronnen waren, und erreichte unter ihrer Bedeckung eins der Magazine, in welchem er die Schätze, die zu Führung des Krieges beſtimmt waren, niedergelegt hatte. Von hier aus erſucht' er den Tigranes um Hülfe; aber dieſer Fürſt war mit Unterdrückung eines Aufſtandes, den ſein eigner Sohn wider ihn angezettelt hatte, zu ſehr beſchäfftigt, als daß er hätte im Stande ſeyn ſollen, ſich um Angelegenheiten eines Fremden zu bekümmern. Noch verzweifelte Mithridates nicht. Er flohe nach Kolchis, einem Staate, der vorher ſeine Oberherrſchaft anerkannt hatte. Und da Pompejus ihn auch hieher verfolgte, unternahm er eine noch fürchterlichere Reiſe, gieng über den Araxes, wanderte durch die Wüſteneyen der **Lazier**, ſammelte alle Barbaren, die er auf ſeinem Wege antraf, unter ſeine Fahne, und verleitete die Scythen, ſich wider Rom zu erklären. Ein unbezwinglicher und unverſöhnlicher Feind, ſetzte er ſeinen Widerſtand fort, auch da noch, als ſeine eigne Familie ſich wider ihn verſchwor. Obgleich verrathen von ſeinem Sohne **Macharis**, und von ſeinem Sohn **Pharnaces** nach dem Leben geſtellt, trug er ſich doch noch immer mit großen Planen und entwarf im Herzen Aſiens einen Einfall in das römiſche Reich, zu welchem Ende er nach Europa übergehn, mit den rohen Einwohnern

Y 3 Gal-

Galliens und Germaniens ſich vereinigen und gleich Hannibaln durch die Alpen in Italien eindringen wollte; aber ſeine furchtſamen aſiatiſchen Krieger waren wenig aufgelegt, die großen Abſichten ihres Führers zu unterſtützen. Da ſie von ſeinem Vorhaben Nachricht erhielten, ſo erfolgte ein Aufruhr, an deſſen Spitze Pharnaces ſtand, der ſchon lange nach einer Gelegenheit geburſtet hatte, Pompejus Gunſt durch einen Vatermord zu gewinnen.

Gezwungen, vor der Wuth ſeines Heeres in ſeinen Pallaſt zu flüchten, ſchickte Mithridates zu ſeinem Sohne und ließ ihn um einen freyen Abzug bitten, wogegen er ihm alles, was von ſeinem geſcheiterten Glück ihm noch übrig war, und ſeine Anſprüche auf die Herrſchaften, deren ihn die Römer beraubt hatten, anbot. Pharnaces, der wohl wußte, daß ſein Vater ihm nichts anböte, als was er ihm nicht länger vorenthalten könne, beantwortete dieſen Antrag nicht, ſondern wandte ſich mit finſterm Blicke zu dem Sclaven, der ihm die Botſchaft brachte, und hieß ihn ſeinem Vater ſagen, daß der Tod das einzige ſey, das für ihn übrig wäre. So viel unnatürliche Grauſamkeit von Seiten eines Kindes zerriß das Herz des unglückſeligen Monarchen mit neuen Widerhaken; er brach in laute Klagen und Verwünſchungen aus und flehte zu den Göttern, daß ſeinem unnatürlichen Sohn einſtens von ſeinen eignen Kindern mit gleichem Maaße möge gemeſſen werden. Dann verließ er das Zimmer, in dem er eine Zeitlang einſam in ſeiner Verzweiflung geſchwelget hatte, und begab ſich zu ſeinen Weibern, Kindern und Hausgenoſſen. Dieſe hieß er ſich zum Tode anſchicken, wofern ſie geſonnen wären, der ſchmächvollen römiſchen Gefangenſchaft zu entrinnen. Alle waren es zufrieden mit ihrem

ihrem Könige zu ſterben. Bereitwillig nahmen ſie den Gift, den er in Bereitſchaft hielt, von ſeinen Händen an, und gaben vor ſeinen Augen den Geiſt auf. Mithridates ſelbſt hatte ſeinen Körper zu Gegengiften ſo gewöhnt, daß der Gift nur wenig auf ihn wirkte, daher er ſein Schwert zog, um mit dieſem ſich eines elenden Lebens zu entledigen. Da aber auch dies ihm mißlang, leiſtete ein galliſcher Soldat, Nahmens **Bitäus**, ihm dieſen Dienſt. So ſtarb Mithridates, von ſeinem Sohne verrathen, und verlaſſen von einem Heere, das ſich vor der Größe ſeiner Unternehmungen entſetzte. Sein Glück war abwechſelnd, aber ſein Muth war immer derſelbe. Fünf und zwanzig Jahre hatte er ſich den Römern widerſetzt, und wiewohl er oft von ſeinen Feldherrn, ſeinen Weibern und andern verrathen wurde, ſo fand er dennoch unaufhörlich neue Hülfsquellen gegen ſeinen Feind, und war ihm fürchterlich bis zum letzten Pulsſchlag ſeines Lebens.

Mittlerweile verfolgte Pompejus ſorgfältig ſeine Vortheile über den Tigranes. Auch dieſer Monarch hatte nicht bloß mit den Römern allein, ſondern auch mit ſeinen drey Söhnen zu thun, die alle zugleich wider ihn aufgeſtanden waren. Ihrer zween bemächtigte er ſich und ließ ſie hinrichten. Aber bald nachher ſah er ſich gezwungen, ſich dem Pompejus zu ergeben. Sein noch übriger Sohn, der ins römiſche Lager geflohen war, that alles was er vermochte, um eine Ausſöhnung zu verhüten. Aber Pompejus ſchalt ſeinen unnatürlichen Groll, behandelte den alten König mit großer Leutſeligkeit, und gab ihm den größten Theil ſeiner Herrſchaften wieder; nur ſeiner Eroberungen beraubt' er ihn und büßte ihn zu Erſetzung der Kriegskoſten um ſechstauſend Talente. Sein Sohn,

der nicht aufhörte, dem Vater zu drohen und nach dem Leben zu ſtellen, ward in Sicherheit gebracht, um zu des Ueberwinders Triumph aufbehalten zu werden.

Hinfort vermochte nichts dem Lauf von Pompejus ſiegreichen Waffen zu widerſtehen. Er zog über das ungeheure Gebirge Taurus und ſetzte Könige nach Willkühr ein und ab. **Darius**, König von Medien, und **Antiochus**, König von Syrien, mußten ſich ihm unterwerfen. **Phraates**, König von Parthien, mußte weichen und ihn um Friede bitten. Dann bekriegte er die **Thuräer** und **Araber**, und verwandelte ganz Syrien und Pontus in römiſche Provinzen. Nun wandt' er ſich wider Judäa, wo er den **Ariſtobulus**, der ſeinen Bruder **Hircanus** des Prieſterthums beraubt hatte, vor ſeinen Richterſtuhl forderte. Aber Ariſtobulus hatte den Tempel von Jeruſalem befeſtigt, und weigerte ſich zu kommen. Dieſer ehrwürdige Ort, der ſo der Tummelplatz einer Beſatzung ward, war von Natur ziemlich feſt, und hielt ſich drey Monden, nach deren Verlauf er mit Sturm eingenommen und zwölftauſend ſeiner Vertheidiger niedergehauen wurden. Pompejus betrat das Heiligthum mit einer Miſchung von Bangigkeit und Kühnheit. Mit raſcher Neugier drang er in das Heilige des Heiligen, und entblödete ſich nicht, Dinge anzuſchauen, deren Anblick jedem andern, als den Prieſtern unterſaget war. Nichts deſtoweniger bezeugte er ſo viele Ehrfurcht für dieſen Ort, daß er nichts von den großen Schätzen antaſtete, die daſelbſt niedergelegt waren. Hircanus gab er Prieſterthum und Regierung wieder. Ariſtobulus nahm er mit ſich, um ſeinen Triumph zu ſchmücken, und dieſer Triumph, der zwey Tage dauerte, war der prachtvolleſte, welchen das ſtaunende Rom bisher zu ſeinen Thoren hatte ein-

einziehn ſehn. Funfzehn eroberte Königreiche, achthundert eingenommene Städte, neun und zwanzig wieder bevölkerte Ortſchaften, tauſend bezwungene Kaſtele wurden in demſelben namentlich aufgeführt. Unzähliche Gefangene geleiteten den Siegeszug; unter ihnen war Tigranes Sohn, Ariſtobulus, der Jude, Mithridates Schweſter, die Geißeln der Albaner und Iberer, und der König von Komagena. Die heimgebrachten Schätze beliefen ſich auf vier und zwanzig Millionen unſern Geldes, und der Glanz der Trophäen und des ganzen ſchimmernden Gepränges war ſo blendend, daß die Zuſchauer in der prachtvollen Verſchwendung wie verloren ſchienen. Alle dieſe Siege dienten jedoch mehr Roms Ruhm als ſeine wirkliche Macht zu vermehren, ſie machten dieſelbe bloß zu einem nur noch lockenderen Ziele des Ehrgeitzes und ſtellten ſeine Freyheiten größeren Gefahren bloß. Dieſen Freyheiten drohete in der That von allen Seiten der Untergang, und ſelbſt, während Pompejus auswärts die Schrecken des römiſchen Nahmens verbreitete, taumelte der Staat durch eine einheimiſche Verſchwörung an den Rand des Unterganges.

Der Stifter dieſer merkwürdigen Verſchwörung war **Sergius Catilina**, ein geborner Patricier, der auf den Trümmern des Vaterlandes ſeine Macht zu gründen dachte. Natur und Kunſt hatten dieſen Mann ganz eigentlich zum Rädelsführer einer Verſchwörung ausgeſtattet; er beſaß einen Muth, der den verwegenſten Unternehmungen gewachſen war, und eine Beredſamkeit, die ſeinem Ehrgeitz jede Farbe zu geben vermochte; ſein Vermögen war zu Grunde gerichtet, ſeine Lebensart äußerſt ausſchweifend; ſeine Wachſamkeit in Durchſetzung ſeiner Abſichten unermüdbar; ſein Durſt nach Reichthümern, die er in ſtrafbaren

Genüſſen wieder verſchwenden könnte, unerſättlich. Mit einem Wort, er war, wie ihn Saluſtius beſchreibet, ein Miſchmaſch von widerſprechenden Leidenſchaften; unmäßig bis zur Ausſchweifung, und wiederum arbeitſam zum Erſtaunen; ernſthaft bey den Tugendhaften, ausgelaſſen mit den Muntern: ſo daß die Laſterhaften aus Zuneigung ſeine Freunde waren, und ſelbſt manche Rechtſchaffne durch die ſcheinbaren Tugenden, die er zu erheucheln wußte, für ihn eingenommen wurden. Auf die Länge konnte ſein wahrer Character jedoch zu Rom kein Geheimniß bleiben; man beſchuldigte ihn, daß er eine Veſtalin entführt habe; man hatt' ihn in Verdacht, daß er ſeinen eignen Sohn zu Befriedigung ſeiner Leidenſchaft ermordet habe; und man wußte mit Gewißheit, daß er in der Syllaiſchen Achterklärung ſeinen eignen Bruder getödtet hatte, um dem Tyrannen den Hof zu machen.

Da dieſer Menſch durch die Verſchwendungen eines lüderlichen Lebens in ſchwere Schulden gerathen war, ſo beſchloß er ſich ihrer durch noch ſo unerlaubte Mittel zu entbürden. Sein erſter Verſuch war, daß er ſich ums Conſulat bewarb. In dieſem Poſten hofft' er ſeine Provinz plündern, und ſo ſeinen verzweifelten Glücksumſtänden wieder aufhelfen zu können. Aber ſeine Abſicht ſchlug ihm fehl. Sein von Natur hitziges Gemüth gerieth darüber ſo in Aufruhr, daß er augenblicklich mit Piſo und einigen andern gleich ihm zu Grund gerichteten Menſchen den Plan entwarf, die jüngſtgewählten Conſuln nebſt einer Anzahl Senatoren umzubringen, und die Regierung unter einander zu theilen. Der Plan ward jedoch entdeckt, eh' er zur Ausführung reif ward, und der Senat trug Sorge, letzterer vorzubeugen. Nach einiger

niger Zeit bewarb ſich Catilina von neuem um das Conſulat, ward aber auch diesmal hintenangeſetzt, und der große Cicero, von dem wir in der Folge reden werden, ihm vorgezogen. Ergrimmt über dieſe wiederholten Kränkungen, athmete er nichts denn Rache. Sein Vorhaben, im Fall er das Conſulat und mit demſelben den Oberbefehl der Armeen erhalten hätte, war geweſen, ſein Vaterland zu unterjochen und allein zu herrſchen. Itzt erlaubte jene Ungeduld, die ihm natürlich war, und durch die Vereitlung ſeiner Entwürfe noch mehr angefeuert wurde, ihm nicht länger auf das Reifwerden ſeiner Plane zu warten. Ohne die Mittel in Händen zu haben, die einem ſolchen Werk gewachſen waren, faßt' er den tollen Entſchluß, das Reich an ſich zu raffen.

Noch waren manche von denen, die an der ehemaligen Verſchwörung des Piſo Theil genommen hatten, ſeinem Intereſſe ergeben. Er verſammelte ihrer etwa dreyßig, unterrichtete ſie von ſeinen Abſichten und Hofnungen, entwarf einen Operationsplan und beſtimmte den Tag zur Ausführung. Der Plan war, daß ganz Italien in Aufruhr gerüttelt werden ſollte, zu welchem Ende die einzelnen Provinzen der Aufwieglung einzelner Theilnehmer übertragen wurden. Rom ſollte zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten in Brand geſteckt werden, und Catilina an der Spitze eines in Etrurien aufgebrachten Heeres in der allgemeinen Verwirrung ſich der Stadt bemächtigen, und alle Senatoren niedermetzeln. **Lentulus**, einer der Mitverſchwornen, der Prätor und Richter in der Stadt geweſen war, ſollte in ihren Verſammlungen, **Cethegus**, der den Beſitz gegenwärtiger großer Gewalt der Hofnung, ſich an Cicero rächen zu dürfen, aufopferte, bey dem Blutbade, und **Cäſius** bey der Mordbrennerey den Vor-

ſitz

ſich führen. Da aber Ciceros Wachſamkeit ihren Entwürfen vorzüglich im Wege war, ſo wünſchte Catilina, ihn noch vor ſeiner Abreiſe aus Rom aus dem Wege geräumt zu ſehn; da denn zween Ritter aus der Geſellſchaft ſich erboten, folgendes Tages früh unterm Vorwande eines dringenden Geſchäftes ſich bey ihm einzudrängen, und ihn in ſeinem Bette zu tödten. Allein kaum war die Verſammlung auseinander gegangen, als Cicero von allem, was in ihr vorgefallen war, Nachricht erhielt. Dies geſchah durch die Intriguen einer gewiſſen **Fulvia**, welche ihren Liebhaber **Curius**, einen der Mitverſchwornen, bewegte, **Ciceron** von allen ihren Berathſchlagungen einen ausführlichen Bericht aufzuſetzen. Nachdem dieſer zuförderſt wider die Angriffe der beyden Mörder, die nicht ermangelten, ſich zur beſtimmten Zeit einzufinden, die nöthigen Anſtalten getroffen hatte, eilte er die Stadt zu ſichern, verſammelte den Senat, und fragte was in dieſer Lage zu thun ſey. Man beſchloß zuförderſt, durch Ausbietung einer beträchtlichen Belohnung nähere Entdeckungen heraus zu locken, und dann die nöthigen Maasregeln zu verabreden. Seiner Fähigkeit, jedes Verbrechen abzuläugnen oder zu rechtfertigen, vertrauend, erſchien Catilina kühnlich im Senat, betheuerte ſeine Unſchuld, und erbot ſich, Bürgſchaft für ſeine Aufführung zu leiſten. Dieſe Erklärung nebſt der ſcheinbaren Demuth, womit ſie vorgebracht wurde, gewannen ihm manchen römiſchen Senator. Aber ergrimmt über ſo viel Unverſchämtheit ſtand **Cicero** auf, und ſtatt das Geſchäft des Tages fortzuſetzen, wandt' er ſich an Catilina und ergoß ſich in die heftigſten Schmachreden wider ihn. Noch itzt iſt dieſe Rede vorhanden, worin er mit allem Feuer der zürnenden Beredſamkeit Catilina's

na's ganzes Laſterleben, und dann die Umſtände ſeiner gegenwärtigen Verrätherey offen darlegt.

Als Cicero ſich geſetzt hatte, ſtand Catilina wieder auf, und beſchwor den Senat mit erheuchelter Demuth und wohlſtudirter Verſtellung, keinen eitlen Gerüchten in Hinſicht ſeiner Gehör zu geben, noch zu glauben, daß ein Mann von ſeinem Range, deſſen Vorfahren und Dienſtleiſtungen eher Lob als Tadel verdienten, ſich ſolcher Niederträchtigkeiten ſchuldig machen könne. Schon wollte er fortfahren ſich zu vertheidigen, ſchon begann er wider den berühmten Mann, der wider ihn aufgeſtanden war, beſonders wider die Dunkelheit ſeines Herkommens ſtachelichte Anmerkungen fliegen zu laſſen, als der Senat ihm ein Stillſchweigen auferlegte. Unfähig ſich länger zu halten, rief er hierauf mit lauter Stimme, da ihm das Recht ſich zu verantworten verweigert würde, und ſeine Feinde ihn ſo unverzeihlich drängten, ſo wollte er die Flamme, die über ihm zuſammen ſchlüge, auslöſchen, ſollt' auch das ganze Reich darüber zu Trümmern gehn. Ungeſtüm ſtürmt' er dann zur Verſamlung hinaus und drohete allen, die ſich ihm widerſetzen würden, den Untergang. Kaum war er in ſein Haus zurückgekommen, und hatte über das Vorgefallne angefangen nachzudenken, als er wahrnahm, daß es itzt zu ſpät ſey, länger zu heucheln; entſchloſſen daher zum Werk zu ſchreiten, ehe der Staat gefaßt wäre ſich ihm zu widerſetzen, hielt' er noch eine kurze Unterredung mit Lentulus und Cethegus, und verließ Rom bey Nachtzeit, um nach Hetrurien zu eilen, wo **Manilius**, der Verſchwornen einer, ein Heer zu ſeinem Beyſtande anwarb.

Mittlerweile ergriff Cicero die nöthigen Maasregeln, um ſich der zurückgebliebenen Verſchwornen zu verſichern, und bewegte das Volk, durch die Stärke

ſeiner

ſeiner Beredſamkeit, ſeine Abſichten zu unterſtützen. **Lentulus, Cethegus, Caſius**, und verſchiedne andre, wurden in Verwahrung gebracht, und im Senat ward erwogen, was mit den Gefangnen anzufangen ſey. Die hauptſächlichſten Zeugen wider ſie waren die Geſandten der Allobroger, eines rohen Volks, das in dem heutigen Dauphine' und Savoyen wohnte; dieſe erklärten, daß die Verſchwornen ſie auf den Fall, daß es zum Kriege käme, um ein Corps Reuter angeſprochen; daß ſie aber, die Abſichten dieſer Leute ahndend, den Antrag abgelehnt hätten; zu Erhärtung ihrer Ausſage wieſen ſie die Briefe vor, die Lentulus ihnen in dieſer Abſicht geſchrieben und mit ſeinem eignen Siegel bezeichnet hatte.

Hierauf erhub ſich ein großer Wortwechſel über die Beſtrafung der Gefangnen; ein eben ſo kitzlicher als wichtiger Punkt. Eines Theils waren Todesſtrafen in Rom ſelten und verhaßt; andern Theils erfoderten die Verbrechen dieſer Leute eine ſchleunige und exemplariſche Strafe. **Silanus**, der für das künftige zum Conſul war ernannt worden, war der Meinung, ſie müßten mit dem Tode beſtraft werden, und alle die nach ihm ſtimmten, pflichteten ihm bey, bis die Reihe des Stimmens an **Julius Cäſar** kam. Dieſer außerordentliche Mann, welcher für das folgende Jahr zum Prätor war ernannt worden, hatte vom Anfange ſeines öffentlichen Lebens an, ſich einen Pfad zur Oberherrſchaft ausgezeichnet. Itzt glaubt' er, daß es ihm beym Volke nicht ſchaden würde, wenn er bey dieſer Gelegenheit das Licht ſeiner Leutſeligkeit leuchten ließe. Einige ſind ſogar der Meinung, daß er die Verſchwörung heimlich begünſtigt, und bloß ihren erſten Erfolg habe abwarten wollen, um ſich an ihre Spitze zu ſtellen. In einer zierlichen und aus-

gear-

gearbeiteten Rede, (denn unter allen damaligen Rednern übertraf ihn keiner als Cicero) bemerkte er, daß diejenigen, welche für den Tod der Verſchwornen ſtimmten, in der That der milderen Meinung wären, indem der Tod, der Tröſter der Elenden, jenſeit ſeiner kein Gefühl des Guten oder Böſen übrig ließe. Die Abſcheulichkeit des gegenwärtigen Verbrechens, ſagte er, möchte freylich jede Strenge rechtfertigen; aber in einem Freyſtaat, wo die Gewalt zuweilen in ſchlimme Hände falle, ſey das Beyſpiel gefährlich; wiewohl von einem Conſul wie Cicero keine Gefahr zu beſorgen wäre, ſo könne doch Niemand ſagen, wie nahe zu andrer Zeit und unter andern Conſuln die Gerechtigkeit an Grauſamkeit ſtreifen möchte; er ſeinerſeits ſey daher der Meinung, daß die Verſchwornen zu immerwährendem Gefängniß verdammt werden möchten. Dieſer Vortrag, der mit aller Kunſt des vollendeten Redners vorgebracht wurde, ſchien großen Eindruck auf die Verſammlung zu machen. Silanus begann die Strenge ſeines vorigen Urtheils zu entſchuldigen und zu mildern, und ſelbſt die Freunde des Conſuls waren beynahe überzeugt, als **Porcius Cato** endlich aufſtand. Nie konnten zwey Charactere verſchiedner ſeyn, als dieſes Mannes und des letzten Redners ſeiner. Cäſar war milde, freundlich, einſchmeichelnd; Cato ſtreng, entſcheidend, gebieteriſch. Cäſar liebte ſein Vaterland, in Hofnung, es eines Tages zu regieren; Cato liebte es mehr denn alle Länder, weil er es für freyer denn andre Länder hielt; jenem waren jede, auch die unerlaubteſten Mittel willkommen, wenn er ſeine Abſichten nur durch ſie erreichen konnte; der andre kannte nur ein Ziel, die allererhabenſte Gerechtigkeit, zu der er nur durch Einen Weg, durch unbiegſame Tugend zu gelangen eiferte.

In

In der That fiengen die Meinungen der griechiſchen Philoſophen in dieſen Tagen bereits an, die Geſinnungen der großen Männer des Zeitalters zu ſtimmen. Cäſar war Anhänger Epikurs, Cato war ein ſtrenger Stoiker. Dem zufolge ſchilderte er Cicero anfangs als den Mann, der er wirklich war, einen Mann, geſchmückt mit beynahe jeder Tugend, die ſeiner eignen Glückſeligkeit zuträglich ſey, und mit allen Talenten, die das Glück von andern gründen könnten. Zunächſt bezeugte er ſeine Verwunderung, wie über die Beſtrafung von Männern, die dem Staate offenbaren Krieg angekündigt hatten, nur der geringſte Wortwechſel habe entſtehen können. Er ſeinerſeits habe ſich nie die leiſeſten Abweichungen des Herzens verzeihen können, unmöglich ſey es ihm daher auch, die ſchwärzeſten Handlungen anderer zu verzeihen; es gelte hier nicht bloß dem Schickſal der Gefangenen, ſondern dem Schickſal von Katilinas ganzem Heer, deſſen Aufmunterung oder Entmuthigung von der größern oder geringern Nachdrücklichkeit in den Maasregeln des Senates abhienge. Da die Verbrecher nun nicht nur durch Zeugniſſe überzeugt wären, ſondern ihr Verbrechen auch eingeſtanden hätten, ſo ſey er der Meinung, daß ſie der Sitte der Väter in ähnlichen Fällen zufolge, ſogleich vom Leben zum Tode gebracht werden ſollten. Seine Rede erhielt durch eine zweyte noch nachdrücklichere von Seiten Ciceros ein neues Gewicht, und die Ueberzeugungskraft der letzten war ſo ſiegend, daß ſie dem fernern Wortwechſel ein Ende machte. Der Tod der Verſchwornen ward beſchloſſen, und kaum war er es geworden, als Cicero ihn auszuführen beſchloß, damit die herannahende Nacht nicht neue Unruhen veranlaſſe. Lentulus, Cethegus und die übrigen wurden daher ein jeder aus ſeinem Verwahrſam heraus geführt, und von den vornehmſten

ſten Obrigkeiten dem Henker ausgeliefert, der ſie unverzüglich im Gefängniß erdroſſelte.

Mittlerweile hatte Catilina ein Heer von zwölftauſend Mann auf die Beine gebracht, deren jedoch kaum der vierte Theil vollſtändig gerüſtet war; die übrigen führten Schleudern, Lanzen, Knittel und was der Zufall ihnen ſonſt für Waffen darbot. Voll Vertrauen auf die innere Stärke der Verſchwörung weigerte er ſich anfangs, die Sclaven, die ſeinen Fahnen ſchaarenweiſe zuſtrömten, aufzunehmen; als aber der Conſul ſich ihm näherte und Nachricht eingieng, daß ſeine Mitverſchwornen dahin ſeyen, gewannen ſeine Angelegenheiten eine ganz andere Geſtalt. Durch forcirte Märſche ſuchte er anfangs über die Apenninen in Gallien zu entfliehn, aber es mißlang ihm, indem Metellus alle Päſſe mit einem Heer beſetzt hatte, das dem ſeinigen überlegen war. So auf allen Seiten eingeſchloſſen, an jeder fernern Rettung verzweifelnd, nichts ihm übrig ſehend, als zu ſiegen oder zu ſterben, beſchloß er, ſeinen Verfolgern muthig die Stirne zu bieten. Conſul **Antonius** war krank und hatte den Oberbefehl ſeinem Legaten **Petrejus** übertragen, der nach einem langen und hartnäckigen Gefecht, in welchem er den beträchtlichſten Theil ſeiner beſten Truppen verlor, Catilina und ſein ganzes Heer vertilgte, die wie Verzweifelte bis auf den letzten Mann fochten. Alle fielen in den Gliedern, darin ſie lebend geſtanden waren; wie beſeelt von ihres Anführers Geiſt kämpften ſie, nicht um zu ſiegen, ſondern um ihr Leben theuer zu verkaufen, und um ihren eignen Untergang durch den Jammer der Republik zu rächen. Nachdem der Senat von dieſer drohendſten aller Gefahren ſich ſolcher Geſtalt befreyet fand, bezeugte er ſeinem Erretter Cicero ſeine Erkenntlichkeit auf die

ehrenvollſte Weiſe. Oeffentliche Dankſagungen wurden ihm vom Senate zuerkannt, und auf Catos Vorſtellungen erhielt er den Nahmen eines **Vaters des Vaterlandes**; Ehrenbezeugungen, deren Gerechtigkeit das Volk durch laute Zurufungen beſtätigte.

Die Verſchwörung war erſtickt und dem Ehrgeitz der großen Männer im Staate nun wieder ein offner Tummelplatz geöffnet. Pompejus kehrte triumphirend von der Eroberung Aſiens zurück, gleichwie er vorhin über Europa und Africa triumphirt hatte. Aller Auge lenkte ſich auf ihn, als den, der der Mächtigſte im Staat, und im Stande war, ihn nach Gefallen zu regieren. Sein ausnehmendes Kriegsglück hatte ihm den Nahmen des **Großen** erworben, und dieſer Titel ſchien ihm mehr Vergnügen zu machen, als das Bewuſtſeyn ihn zu verdienen. Er war dasjenige, was ſein Ehrgeitz beabſichtigt hatte. Begieriger der Erſte als der Einzige in ſeinem Vaterlande zu ſeyn, lüſterner nach ſüßem Lobe als nach blindem Gehorſam, hatt' er es oft in ſeiner Macht, ſich durch Gewalt zum Herrn des gemeinen Weſens aufzuwerfen, aber er ſcheuete ſich entweder vor den Beſchwerden der Alleinherrſchaft, oder erwartete beſtändig, das als ein freyes Geſchenk zu empfangen, was er durch Gewalt zu erzwingen nicht Luſt hatte. Seine Talente waren mehr ſchimmernd als tief und gründlich. Verſtellung war das Meiſterrad ſeiner Politik. Ein beſſerer Krieger als Staatsmann ward er im Auslande angebetet, und gewann im Lager jede Huldigung, die ihm daheim verweigert wurde.

Um den Einrichtungen, die er in Aſien getroffen hatte, rechtskräftige Form und ſeinen tapfern Kriegern einen angemeſſenen Theil an den eroberten Ländereyen

dereyen zu verſchaffen, bemühte er ſich nach ſeiner Rückkunft die Wahl der beyden Conſuln zu lenken. Aber dies mißlang ihm völlig. Der Senat, der ſeine Macht zu fühlen und zu fürchten anfieng, wünſchte ſie durch jede Widerſetzlichkeit zu ſchwächen. Die neuen Conſuln widerſtanden ihm bey aller Gelegenheit und wurden von allen unterſtützt, die nicht eingeſtandne Anhänger von ihm waren. Der Tribun **Flavius**, ein eifriger Beförderer des vorgeſchlagenen Geſetzes, gereitzt durch ſeine Verzögerung, und aufgemuntert durch Pompejus Anſehn, hatte die Kühnheit, den Conſul Metellus ins Gefängniß zu ſchicken, und als der ganze Senat ihm folgte und zugleich mit ihm ins Gefängniß gehen wollte, ſchob der Tribun ſeinen Stuhl gegen die Thür, um ſie zurück zu halten. Dem Volke mißfiel aber dieſe Gewaltthätigkeit ſo ſehr, daß Pompejus fürs rathſamſte hielt, den Tribun zu entfernen und den Conſul loszugeben. Dieſer kecke Widerſtand zeigte ihm, daß ſein Einfluß allein nicht hinreiche das gemeine Weſen zu regieren, ſondern daß er einige der mächtigſten im Staat nicht als Mitgenoſſen, die ſeine Macht theilen, ſondern als Werkzeuge, die ſie ſtützen ſollten, in ſeinen Vortheil ziehen müſſe.

Craſſus war, wie wir ſchon oben bemerkt haben, der reichſte Mann im Staat und beſaß nach Pompejus das größte Anſehn. Seine Parthey im Senat war ſo gar ſtärker wie jenes, indem man ihn weniger fürchtete und neidete. Lange waren er und Pompejus, vermöge der Verſchiedenheit ihrer Charactere und ihres Intereſſes, Nebenbuhler geweſen, und eben von der Fortdauer dieſer wechſelſeitigen Eiferſucht ſchien die künftige Sicherheit des Staates abzuhängen. In dieſer Lage der Dinge beſchloß Julius Cäſar, der neulich als Prätor nach Spanien gegan-

gen und mit großem Ruhm und Reichthümern zurückgekommen war, ihre wechſelſeitige Eiferſucht zu ſeinem Vortheil zu nützen. Dieſer berühmte Mann war ein Neffe Marius von mütterlicher Seite, und von einer der edelſten Familien Roms entſproſſen. Schon hatte er die verſchiedenen Stufen des Dienſtes durchwandert, war Quäſtor, Aedil, oberſter Pontifex und Prätor in Spanien geweſen. Als Abkömmling von Männern, die ſich von jeher als Volksfreunde ausgezeichnet hatten, ward auch er ein warmer Vertheidiger der Volksparthey, und bewirkte bald nach Syllas Tode die Zurückrufung derer, die verbannt geweſen waren. Standhaft unterſtützte er den Pöbel gegen den Senat, und ward ſolcher Geſtalt bald deſſen Abgott. Ausführliche Nachrichten, die er von allem, was in Rom vorgieng, in Spanien erhielt, beſtimmten ihn, aufs ſchleunigſte in ſein Vaterland zurückzukehren. Seine Dienſte in dieſem Lande hatten einen Triumph verdient, und ſein Ehrgeitz ſtrebte nach dem Conſulat. Dennoch erlaubte das Geſetz ihm nicht, beyde zugleich zu genießen. Um das Conſulat zu erhalten, mußte er in die Stadt kommen, und kam er in die Stadt, ſo war er des Triumphs unfähig. In dieſem Dilemm beſchloß er, gründliche Macht einem eiteln Gepränge vorzuziehn und ſich um das Conſulat zu bewerben. Zugleich beſchloß er, die Wiederausſöhnung der beyden mächtigſten Männer im Staat zu bewirken, und ſich dadurch beyde zu verpflichten. In dieſer Hinſicht bewarb er ſich zuerſt um Pompejus Freundſchaft, bot ihm ſeine Dienſte an, und verſprach, trotz dem Widerſtande des Senats, allen ſeinen aſiatiſchen Verhandlungen die geſetzliche Sanction zu verſchaffen. Pompejus, erfreut über die Eroberung eines Mannes von ſo großen Verdienſten, verſicherte ihn bereitwilligſt ſeines Zutrauens

und ſeines Schutzes. Jtzt wandte ſich Cäſar an Craſſus; dieſer war durch alte Verbindungen ſchon ſo zu ſeinem Vortheil geſtimmt, wie ers wünſchte, und da er keinen von beyden von einer Ausſöhnung ſonderlich abgeneigt fand, ſo brachte er beyde gelegentlich zuſammen, erwies ihnen die Nützlichkeit und die Nothwendigkeit ſich mit einander zu vertragen, und beredete ſie ohne viele Mühe, allen vorigen Unwillen aufzugeben. Nun verbanden ſich dieſe drey Männer durch die heiligſten Betheurungen, daß durchaus nichts im Staate ohne ihre Mitwirkung und ohne ihre Beyſtimmung gethan werden ſolle. Und ſo entſtand das **erſte** ſogenannte **Triumvirat**, eine ganz neue Macht in der Staatsverfaſſung, die weder mit des Senats noch des Volks ſeiner einerley war, vielmehr beyde begriff und verſchlang; eine Macht, die jedoch zu ſehr von der ſorgſamſten Verſchmelzung ſtreitender Intereſſen abhieng, als daß ſie lange von Beſtand hätte ſeyn können, wie ſie denn auch wirklich bald nachher von der militäriſchen Gewalt, die Zerſtörerin auch des letzten Schattens von Freyheit, verſchlungen wurde.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Vom Anfange des erſten Triumvirats bis zum Tode Pompejus.

Das Gemeinweſen konnte in dieſer Periode als ein Ganzes betrachtet werden, das aus drey verſchiednen Körpern beſteht, deren jeder ſeinem ganz eigenen Intereſſe folgte. Das Triumvirat ſtrebte nach der höch-

ſten Gewalt und beeiferte ſich, durch Demüthigung des Senats und Gewinnung des Volks ſeinen Einfluß immer weiter auszubreiten. Der Senat, gleich beſorgt vor den drey Gewalthabern, die ihn drängten, und vor dem Volk, das ſich ihm widerſetzte, beſaß eine Art von mittlerm Intereſſe zwiſchen beyden; er zerarbeitete ſich, die ariſtokratiſche Regierungsform, die Sylla eingeführt hatte, wieder herzuſtellen, und gab dieſen Anſtrengungen den Nahmen der Freyheitsliebe. Das Volk hingegen ſtrebte nach Freyheit im weitläuftigſten Sinn des Wortes, und indem es bloß für die vermeintlichen Eingriffe des Senats in ſeine Rechte Sinn hatte, überließ es ſich blindlings der Leitung der Triumvirn, deren Verheißungen blendend, und deren Vorſpieglungen ſcheinbar waren.

Cäſars erſter Verſuch nach Stiftung des Triumvirates war, daß er ſich des Einfluſſes ſeiner Verbundenen zu Erhaltung des Conſulats bediente. Noch hatte der Senat einigen übrigen Einfluß, und wiewohl er Cäſars Wahl nicht hindern konnte, ſo gab er ihm doch einen gewiſſen **Bibulus** zum Gehülfen, von dem er hofte, daß er jenem die Spitze bieten würde; aber dazu wären auch überlegnere Fähigkeiten nicht vermögend geweſen, und Bibulus verſank nach einigen ſchwachen Verſuchen zu Gunſten des Senates für den Reſt des Jahrs in gänzliche Unthätigkeit. Nicht ſo Cäſar. Unabläſſig buhlte er um die Gunſt des Volks, um vermittelſt ſeiner ſich zur Alleingewalt den Weg zu bahnen. Er brachte ein Geſetz in Vorſchlag, vermöge deſſen gewiſſe Ländereyen in Campanien unter arme Bürger, die wenigſtens drey Kinder hätten, vertheilt werden ſollten. Dieſer Vorſchlag war an ſich billig genug, und nur die Abſichten ſeines Urhebers machten ihn ſtrafbar. Der Senat aber, ent-

entſchloſſen, Cäſarn in allen ſeinen Planen zu durchkreuzen, that es auch in dieſem, und gewann nichts dadurch, als daß er das Volk nur noch heftiger wider ſich erbitterte. Mit Gewalt jagte die Menge ihn von dem Verſammlungsorte weg. Cato und Bibulus, die eifrigſten Beſtreiter des Geſetzes, mußten die Flucht nehmen, und die noch übrigen Senatoren mußten eidlich angeloben, daß ſie es beſtätigen und halten wollten. Craſſus und Pompejus, Opfer der Verſchlagenheit ihres Mitverbündeten, unterſtützten das Geſetz mit aller ihrer Thätigkeit und allem ihren Einfluß. Jener erklärte öffentlich, daß, wenn jemand, wie er erfahren hätte, das Schwert wider das Geſetz zücken würde, er kein Bedenken trage, zur Vertheidigung deſſelben der Erſte den Schild zu erheben. Durch dies Betragen verlor er allen vorigen Einfluß im Senat, während die Popularität eines Geſetzes, das Cäſar vorgeſchlagen hatte, dieſem allein anheim fiel. Von der Zeit an handelte er vollends ohne alle Theilnehmung ſeines Gehülfen, ſo daß das Conſulat, als welches lediglich von einem einzigen verwaltet wurde, ſpottweiſe das Conſulat des Julius und des Cäſars genannt wurde.

Nachdem ſich Cäſar beym Volk eingeſchmeichelt hatte, bemühte er ſich auch die Gunſt der Ritter zu erwerben, eines nicht weniger mächtigen Reichsſtandes. Seit vielen Jahren waren die Ritter die Finanziers oder Pächter der Staatseinkünfte geweſen, und hatten mittelſt dieſes Gewerbes ungeheure Reichthümer erworben. Dennoch beklagten ſie ſich itzt, daß es ihnen unmöglich ſey, die verglichenen Summen in den Schatz zu liefern, und Cäſar brachte es trotz alles Widerſtandes des Senates dahin, daß ihnen ein Drittheil ihrer Rückſtände erlaſſen wurde. So wußte dieſer ſchlaue Mann ſein Anſehn unter den

Ständen zu befördern, während er, um den Pompejus immer enger an ſich zu knüpfen, ihm ſeine Tochter Julia zur Ehe gab, ein Frauenzimmer, das alle erforderliche Eigenſchaften beſaß, um ihrem Verbündniſſe eine unzerſtörbare Feſtigkeit zu geben.

Unerſchütterlich ſchien itzt das Triumvirat gegründet, und es kam nur noch darauf an, wie die auswärtigen Reichsprovinzen unter die drey Gewalthaber vertheilt werden ſollten. Folgende Eintheilung ward beliebet. Pompejus wählte Spanien zu ſeinem Antheil; des Eroberns müde und mit kriegeriſchem Ruhm geſättigt, erkohr er dieſe wichtige Provinz, die er von ſeinem Legaten konnte regiren laſſen, und während der Zeit in Rom ſeinen Vergnügungen leben. Craſſus wählte ſich Syrien, ein Land, das bisher noch immer ſeine Eroberer bereichert hatte, und von welchem er daher auch für ſeine Lieblingsleidenſchaft Befriedigung hofte. Cäſarn fielen die Galliſchen Provinzen anheim, bewohnt von rohen und mächtigen Völkerſchaften, deren einige noch gar nicht, andere nur noch dem Nahmen nach unterjocht waren. In Hinſicht deſſen nun, daß er dieſe Provinzen erſt erobern müßte, eh' er ihnen befehlen könnte, ward ihm die Statthalterſchaft über dieſelben auf fünf Jahre übergeben, damit er durch die Dauer ſeiner Würde für das Gefährliche derſelben einigermaßen entſchädiget würde. Nachdem ſie ſolchergeſtalt das Reich unter ſich getheilt hatten, rüſtete ſich ein jeder zu ſeiner Beſtimmung abzugehn. Nur Cäſarn ſtand noch ein Mann im Wege, den er vor ſeiner Abreiſe zu entfernen wünſchte. Dieſer war Cicero, der, wie wir geſehn haben, durch Klugheit und Beredſamkeit die Verſchwörung des Catilina erſtickt hatte, und fortfuhr mit eiferſüchtigem Auge über die Freyheit ſeines

nes Vaterlandes zu wachen. Dieſer große Redner und Staatsmann, oder um ihn noch würdiger zu bezeichnen, dieſer ächte Weltweiſe, hatte ſich von einem ziemlich dunklen Urſprunge zu den erſten Staatswürden emporgeſchwungen. Er beſaß alle Klugheit und alle Tugenden, die einen Mann ſchmücken konnten. Jedoch überſahe ſeine Weisheit, während ſie einen zu weiten Kreis zu durchſchauen ſtrebte, nicht ſelten jene Vortheile, die der kurzſichtigen Verſchlagenheit nicht zu entrinnen pflegen; und ſeine Tugenden gewannen durch die Lobpreiſungen, die ihnen von andern zugeſpendet wurden, und welche zu verdienen ſein Selbſtgefühl ihm zuſagte, einen Anſtrich von Eitelkeit. Ueberhaupt machte auch dieſer große Mann ſich eines Fehlers ſchuldig, welcher bey Männern von ſeltnen Fähigkeiten nicht ungewöhnlich iſt; des Verlangens, unvereinbare Eigenſchaften in ſich zu vereinigen, welches auf ſeine Handlungen nicht ſelten ein lächerliches Licht warf. Während er zum Beyſpiel der erſte Redner im Staat zu werden ſich beeiferte, beeiferte er ſich mit gleicher Emſigkeit, auch für deſſen witzigſten Spaßmacher gehalten zu werden. Während er andre die Eitelkeit verachten lehrte, bewarb er ſich ernſtlich um die Ehre eines Triumphes, welche zu verdienen er jedoch gar nichts gethan hatte. Wiewohl kein Menſch das Verderbniß des Staats lebendiger einſahe, als er, ſo hofte er dennoch ein ſo verderbtes Gemeinweſen ohne Ränke zu regieren. Wiewohl er jeden, mit dem er umgieng, durchſchaute, ließ er ſich doch lieber von manchen mißbrauchen, als daß er von der Gradheit ſeines Pfades hätte abweichen ſollen. Es war daher kein Wunder, wenn Cäſar einen ſolchen Mann, einen Mann, der ihm in jeder Abſicht ſo ungleich war, vom Staat zu entfernen wünſchte. Um dies zu bewerkſtelligen, zog er den Publius Clodius

an ſich, einen gebohrnen Patricier, von lüderlicher Lebensart, großer Popularität und eingewurzelter Feindſchaft wider Cicero. Leztere rührte theils von der Unverträglichkeit ihrer Charactere her, theils von dem Umſtande, daß Cicero wider Clodius aufgetreten war, als er vor dem Volke beſchuldigt wurde, die römiſchen Matronen beſchimpft, und ſich in Weibskleidern zu ihren Myſterien eingedrängt zu haben. Um dieſe Zeit war er Volkstribun, wiewohl er ſich von einem Plebejer hatte adoptiren laſſen müſſen, eh er dieſes Amt erlangen konnte. Die Hofnung, ſich an Cicero zu rächen, hatte ihn gewiſſermaßen angereizt, ſich darum zu bewerben, und durch Cäſars und Pompejus Unterſtützung erhielt er es. Sogleich begann er, Cicero öffentlich anzuklagen, daß er die lezten Verſchwornen, Männer, die als römiſche Bürger nur von dem Volk gerichtet werden könnten, zum Tode verdammt hätte. Erſchrocken über dieſe Anſchuldigung that Cicero ſein Möglichſtes ihr zu begegnen. Er erſuchte Cäſarn, ihn als Legaten mit nach Gallien zu nehmen. Aber Clodius war liſtig genug, ihm dies Vorhaben auszureden, indem er ſich ſtellte, als betrieb er ſeine Klage mehr der Form halber, als aus Rachgier. Auch Pompejus half durch Verheißung ſeines Schutzes ihn ſicher machen, ſo daß die Verſchlagenheit dieſer beyden ungleich talentloſeren Männer die Weisheit des Philoſophen diesmal überliſtete. Clodius brachte hierauf ein Geſez in Vorſchlag, daß alle, die einen römiſchen Bürger zum Tode verdammt hätten, verbannt werden ſollten, und kaum war es durchgegangen, als er Kraft ſeiner Ciceron belangte. Umſonſt wanderte dieſer große Mann die Stadt auf und ab; umſonſt ſucht' er im Gewande eines Flehenden, und von einer Schaar edler Jünglinge, die er die Regeln der Beredſamkeit gelehrt hatte, begleitet,

das Mitleid ſeiner Mitbürger zu erregen; jene gewaltige Redekraft, mit der er die Sache ſo mancher andern ſo glücklich vertheidigt hatte, ſchien in ſeiner eigenen ihn gänzlich zu verlaſſen. Durch die Stimme des Volks ward er auf hundert Meilen von Italien verbannt; ſeine Häuſer wurden niedergeriſſen und ſeine Güter öffentlich verkauft. Itzt war Niemand übrig, der die Sache des Senates hätte vertheidigen können, als Cato; aber auch dieſer ward nach Cypern abgefertigt, freylich unterm Vorwande ihn zu ehren, im Grunde aber, um den Triumvirn das Feld ganz frey zu ſchaffen. Während aller dieſer Verhandlungen ſpielte Cäſar die Rolle eines ruhigen Zuſchauers, und ſchien lediglich mit ſeinen Zurüſtungen zum Galliſchen Feldzuge beſchäftigt. In der That verſäumte er nicht das Geringſte, das die Beſchleunigung dieſes Feldzuges bewirken, und den Erfolg deſſelben ſichern konnte. Vier Legionen wurden ihm vom Senat zugeſtanden, zwey andere lieh ihm Pompejus, und während dieſer zu Wahrnehmung ihres gegenſeitigen Intereſſes daheim blieb, begab ſich Cäſar in ſeine Provinz.

Unmöglich wär es, in dem engen Raum, welchen ich mir umriſſen habe, alle Schlachten, die Cäſar während ſeiner achtjährigen Feldzüge in Gallien und Britannien focht, und alle Staaten, die er binnen dieſer Zeit bezwang, aufzuzählen. Er ſelbſt hat uns die Beſchreibung davon in ſeinen Commentarien hinterlaſſen, einem Werke, das ihm unter den Schriftſtellern den nehmlichen Rang erwarb, den ihm ſeine Thaten unter den Feldherrn ſicherten. Ein ſolches Werk abkürzen wollen, hieße es zerſtören; hieße, es in ein dürres Verzeichniß von Nahmen, die nicht intereſſiren können, und von Schlachten, die einander alle ähneln, verwandeln. Zu unſerm Zwecke wird es

hin-

hinreichen jener Siege zu erwähnen, die ein großer und erfahrner Feldherr an der Spitze eines treflich diſciplinirten Heeres über die rohen und tumultuariſchen, wiewohl zahlreichen Heere, die ihm die Spitze boten, erfocht. Die **Helvetier** waren die erſten, die er bezwang. Sie verloren nicht weniger denn zweymal hundert tauſend Mann, und die dem Blutbade entrannen, wurden von Cäſarn in ihre vaterländiſchen Waldungen, von denen ſie ausgewandert waren, zurückgeſchickt. Die nächſten, die die Schärfe ſeines Schwerts empfanden, waren die **Deutſchen**. Ihrer achtzigtauſend wurden niedergehauen, und ihr Anführer **Arioviſt** entrann mit Mühe in einem kleinen Boote über den Rhein. Die **Belger** wurden mit ſo fürchterlichem Blutvergießen vertilgt, daß die gethürmten Leichen zu Brücken über Moräſte und Flüſſe dienten. Die **Nervier**, die kriegeriſchſte unter dieſen barbariſchen Nationen, wehrten ſich eine Weile und überfielen die Römer mit ſo vieler Wuth, daß ihr Heer Gefahr lief gänzlich geſchlagen zu werden; als aber Cäſar einen Schild ergriff, und mitten durch die Seinigen ins Dickigt der Feinde eindrang, verwandelte die Geſtalt der Sachen ſich ſo plötzlich, daß die Barbaren bis auf einen Mann niedergehauen wurden. Zunächſt wurden die **Celten**, mächtig zur See, bezwungen, dann die **Sueven**, dann die **Menapier**, und mit einem Wort alle Nationen zwiſchen dem Mittelländiſchen und Brittiſchen Meere.

Geſtachelt von unerſättlicher Eroberungsbegierde, ſetzte Cäſar über nach **Britannien**, unterm Vorwande, daß die Eingebornen ſeinen Feinden Beyſtand geleiſtet hätten. Indem er ſich den Ufern näherte, ſah er ſie mit Streitern bedeckt, die ſeine Landung wehren wollten, und wirklich waren ſeine Leute

in

in Gefahr zurückgeſchlagen zu werden, als der Adlerträger der zehnten Legion kühnlich ans Ufer ſprang, und von Cäſar dergeſtalt unterſtützt wurde, daß die Eingebohrnen die Flucht ergriffen. Erſchrocken über des Fremdlings Stärke und Tapferkeit, baten die Britten um Frieden, und erhielten ihn gegen Auslieferung einiger Geiſſeln. Als aber bald nachher ein Sturm den größten Theil ſeiner Flotte zerſtörte beſchloſſen ſie, den Unfall zu nutzen, und griffen ihn mit einem zahlreichen Heer an. Aber was konnte ein rohes ungeübtes Volk gegen Truppen ausrichten, die von den größten Feldherrn erzogen und durch Eroberung der halben Welt abgehärtet waren. Gänzlich geſchlagen baten ſie noch einmal um Friede, erhielten ihn noch einmal und Cäſar kehrte nach dem feſten Lande zurück. Aber kaum war er fort, als dies freyheitliebende Volk wieder aufſtand, und das römiſche Joch abzuſchütteln ſuchte. Cäſar eilte zurück, ſchlug ſie nach Gewohnheit, und jagte ihrem Feldherrn Caſſibellan ein ſolches Schrecken ein, daß er ſich in den Ebenen nicht länger zu behaupten getrauete, ſondern in die Wälder flüchtete, um hier den Krieg möglichſt in die Länge zu ziehn. Aber Cäſar verfolgte ihn auch hieher, gieng mit ſeinem Heer über die Themſe und trieb ihn ſo in die Enge, daß er ſich des Siegers Bedingungen unterwerfen mußte, der ihm einen jährlichen Tribut auflegte und für die Bezahlung deſſelben Geißel annahm. So eroberte er außer Britannien alles Land, was zwiſchen dem Mittelmeer und der Oſtſee liegt. Man ſagt, daß er in dieſen Feldzügen achthundert Städte eingenommen, dreyhundert Staaten unterjocht, drey Millionen Menſchen in offener Feldſchlacht geſchlagen habe, deren eine auf dem Platz geblieben, die andre aber zu Gefangnen gemacht wurde. Solche Eroberungen und ſolche Verheerung

heerung des Menſchengeſchlechts mag von unſerer verfeinerten Sittenlehre mit Abſcheu betrachtet werden, in den damaligen Zeiten galten ſie für die rühmlichſten Erweiſungen der menſchlichen Tugend. Ohnſtreitig war Cäſar der größte Feldherr des Alterthums, man betrachte entweder die Emſigkeit, mit der er ſein Kriegsheer zu verſorgen wußte, oder die Kunſt, mit der er ſie zur Schlacht ordnete, oder die erſtaunenswürdige Geiſtesgegenwart, die er während der Gefahr äußerte. In Einer Eigenſchaft übertraf er die Feldherrn des Alterthums ganz ungezweifelt, in der Leutſeligkeit gegen die Beſiegten, eine Tugend, die zu ſeiner Zeit wenig bekannt war. In der That hat das Menſchengeſchlecht den ſogenannten Helden mehr zu verdanken, als es ihnen hinterher gern einräumen mag. Beynahe jeder derſelben hat gewiſſe Tugenden in Umlauf und Achtung gebracht, die die Weltweiſen aus Gründen des Nachdenkens lange umſonſt hätten empfehlen können, wenn jene Beyſpiele ihren Empfehlungen nicht Leben und Gewicht gegeben hätten.

Während Cäſar ſolcher Geſtalt ſeinen Ruhm und ſeine Schätze auswärts vergrößerte, blieb Pompejus in Rom, unterſtützte ſeinen Ehrgeitz und beförderte ſein Intereſſe, das er eitlerweiſe wie ſein eignes betrachtete. Auf die erſte Zeitung von ſeinen großen Thaten ließ er den Senat ein feyerliches dreytägiges Dankfeſt anordnen, eine Ehrenbezeugung, die bis dahin noch keinem Feldherrn war erwieſen worden. Drey Jahr verweilte dieſer in Gallien, dann gieng er nach Italien, nicht ſowohl um ſich von ſo vielen Beſchwerden zu erholen, als um den nächſten Feldzug mit neuer Lebhaftigkeit erneuern zu können. Pompejus und Craſſus reiſten ihm eine ganze Tagereiſe entgegen, und da ihnen Cäſar zeigte, wie nöthig es ſey,

ihm den Oberbefehl in dieſen Gegenden noch eine Zeit lang zu laſſen, ſo beſchloſſen ſeine Verbündeten, ſich für das nächſte Jahr um das Conſulat zu bewerben, und ihm den Befehl in ſeinen Provinzen auf fünf andre Jahre zu verlängern. Dies Vorhaben war dem Senat ſo zuwider, und die darüber entſtandnen Zwiſtigkeiten waren ſo heftig, daß die Senatoren, wie in Zeiten öffentlicher Landplagen, in Trauerkleidern erſchienen. Cato that alles mögliche, um ihre Abſichten zu vereiteln; er hörte nicht auf, bey jeder Gelegenheit zu erklären, daß Roms Freyheit in Gefahr ſey; er bewegte ſogar einen gewiſſen **Domitius**, ſich gegen das Intereſſe des ganzen Triumvirats um das Conſulat zu bewerben. Allein Pompejus wußte viel zu gut, wie wenig der Unwille des Senats wider die Macht ausrichten könne, die er ſchon beſaß. Er ſchickte einen Haufen bewaffneter Männer wider den Domitius als er ſich eben zur Wahl ſtellen wollte. Dieſe tödteten den Sclaven, der vor ihm hergieng, und zerſtreueten ſeine Begleiter; Cato ward verwundet und Domitius entrann mit Mühe. Durch ſolche Gewaltthätigkeiten bemeiſterte Pompejus ſich der Stimmenmehrheit. Er und Craſſus wurden Conſuln. Cäſar erhielt die Verlängerung ſeiner galliſchen Befehlshaberſchaft auf die fünf nächſten Jahre. Craſſus ward nach Syrien abgeordnet, wo er, wie geſagt, mehr Schätze als Ruhm zu erndten hofte, und Pompejus behielt die Statthalterſchaft in Spanien, die er gänzlich von ſeinem Legaten verwalten ließ, indem er ſelbſt, ſeinem Vorgeben nach, Rom nicht verlaſſen dürfe, weil ihm die allgemeine Beſorgung aller Kriegs- und Friedensbedürfniſſe aufgetragen war; ein Amt, das ihm Cicero verſchafte, den er aus Eiferſucht über Clodius zunehmende Popularität neuerdings aus dem Exil hatte zurückrufen laſſen.

Auf

Auf ſolche Weiſe fuhr Pompejus fort, ſein Anſehn mehr zu brauchen als es zu verſtärken. Cäſars wachſender Ruhm ſieng jedoch am Ende an aus ſeiner Lethargie ihn wach zurütteln. Der Ruhm von dieſes großen Feldherrn Tapferkeit, Reichthum und Leutſeligkeit begann ihm geheime Sorge zu machen. Er fürchtete ſich vor nichts ſo ſehr, als vor Einem, der an Ruhm ihm gliche, und doch hatte er Cäſarn durch ſeine eignen Künſte ſo hoch erhoben, daß dieſer ihm überlegen zu werden drohte. Von nun an that er daher alles mögliche, um Cäſars Ruhm zu verkleinern, ließ eine Menge nachtheilige Gerüchte von ihm ausſprengen, und erlaubte dem Senat nicht eher ſeine Briefe bekannt zu machen, bis er auf dieſe Art ihre Glaubwürdigkeit geſchwächt hatte. So weiſſagte alles einen nahen Bruch zwiſchen dieſen beyden ehrgeitzigen Männern, und ſelbſt der Zufall half ihn befördern. Julia, Pompejens Weib und Cäſars Tochter, ſtarb, ſie, die bisher nicht wenig beygetragen hatte, um die Harmonie zwiſchen den beyden ihr gleich nahen Nebenbuhlern zu erhalten. Von dieſem Augenblick an beſchloß Pompejus, hinfort bloß ſeinen eignen Vortheil zu verfolgen, ſeines Mitgenoſſen Intereſſe aber möglichſt nieder zu halten.

Eine Zeit lang verheelte er dieſe Geſinnung noch vor dem Publicum. Ein neuer unglücklicher Zufall aber half den offenbaren Bruch zwiſchen beyden Männern beſchleunigen. Dies war der Tod des Craſſus. Eifrigſt hatte dieſer habſüchtige Mann den Krieg mit den Parthern begonnen, durch deren Unterjochung er zu gleicher Zeit ſeinen Geitz zu ſättigen, ſeine Ehrſucht zu befriedigen und den kriegeriſchen Ruhm ſeiner Mitverbündeten zu erreichen hofte. Allein er führte den Krieg mit ſo weniger Klugheit, daß der

Feind

Feind beynahe in jedem Handgemenge die Oberhand behielt. Unfähig, ſich aus den Schwierigkeiten, in die er ſich verwickelt hatte, heraus zu winden, und taub gegen den Rath ſeiner Freunde, ward er das Opfer ſeiner Unbeſonnenheit und der Treuloſigkeit der Parther. Er ward erſchlagen, indem er ſich bis auf den letzten Blutstropfen tapfer wehrte, und mit ihm ward die Blüte des römiſchen Heers vertilgt.

Nach Craſſus Tode gab es keine Vermittler zwiſchen den beyden übrigen Triumvirn, ſo wenig als es einen Mann im Staate gab, der beträchtlich genug geweſen wäre, ihrer ausſchweifenden Macht das Gleichgewicht zu halten.

Pompejus fand bey näherer Unterſuchung ihrer beyderſeitigen Kräfte, daß die ſeinige der Macht des Cäſar ſchwerlich gewachſen ſeyn dürfte. Cäſar beſaß jene Volksgunſt, welche zu gewinnen das Geſchäft ſeines Lebens geweſen war. Seine Leutſeligkeit und Freygebigkeit hatten ihm die Anhänglichkeit des Heeres in einem Grade erworben, der an Anbetung grenzte; unermeßliche Reichthümer ſchien er zu ſammeln, bloß um ſie an ſeine tapferſten und verdienſtvollſten Krieger zu vertheilen; er bezahlte die Schulden ſeiner Officiere; er that alles mögliche um dem Gemeinweſen ihre Liebe zu entwinden und ſie ganz für ſich hinzunehmen. Auch beſchränkte ſeine Aufmerkſamkeit ſich nicht auf ſeine Soldaten allein, ſie verbreitete ſich über ſeine Anhänger in der Stadt ſelber. Er plünderte den Reichthum der Provinzen um ihn über Roms Bürger wieder auszugießen, und wußte ſo ſeinen Räubereyen einen Anſtrich von Edelmuth zu geben.

Alles dies ward Pompejus häufig erzählt, der endlich inne ward, er habe einen unverzeihlichen Fehler begangen. Sehnlichſt wünſchte er, die Macht,

die andre mit ihm theilten, wieder allein hinzunehmen, und es zeigte ſich bald eine Gelegenheit zu Erreichung ſeines Wunſches. Seit vielen Jahren war keine Wahl anders als durch Fauſtrecht und Beſtechungen zu Stande gekommen. Nun waren ſeit acht Monaten vollends gar keine Obrigkeiten gewählt worden, und die geſetzliche Autorität ſchien gänzlich aufzuhören. Dieſer Zuſtand der Anarchie ward durch **Milos** Gewaltthätigkeit noch verſchlimmert, der den **Clodius** auf einer Landreiſe umbrachte. Da Clodius von jeher ein Günſtling des Volks geweſen war, ſo ward ſein Leichnam ſogleich nach Rom gebracht und öffentlich zur Schau geſtellt. Mehr bedurfte es nicht zu Erregung eines fürchterlichen Aufruhrs. Der Pöbel rannte wie raſend nach Milos Hauſe, um es in Brand zu ſtecken, aber Milo, von ſeinen Anhängern unterſtützt, trieb ihn mit großem Gemetzel zurück.

Zurück kehrte die ſtürmende Menge zu ihres Lieblings Leichnam, trug ihn ins Senathaus, errichtete hier von den Sitzen der Magiſtratsperſonen einen ungeheuren Scheiterhaufen und verbrannte den Körper mit ſammt dem prächtigen Gebäude ſelber. Dann verſtreuten die Meuterer ſich durch die ganze Stadt, und verübten unterm Vorwande, daß ſie Milos Freunde ſuchten, die ärgſten Ausſchweifungen, welche die ungezügelte Wuth nur begehen kann. Mord und Todſchlag tobte in allen Gaſſen und kein Menſch konnte ohne Lebensgefahr aus dem Hauſe gehn. In dieſer allgemeinen Zerrüttung lenkte jedes Auge ſich auf Pompejus, als den Einzigen, der die Ruhe wieder herſtellen und den Leidenden Genugthuung ſchaffen könne. Manche riethen, ihn zum Dictator zu wählen. Aber Cato hielt es für die Freyheit des Staates zu gefährlich, daß unumſchränkte Macht dem ungebun-

gebundenſten Ehrgeitz anvertraut würde und bewerkſtelligte, daß er, ſtatt zum Dictator gewählt zu werden, zum einzigen Conſul ernannt wurde, eine Staatswürde, welche von jener in dem weſentlichen Unterſchiede abwich, daß er als Conſul nach Ablauf ſeines Amtes wegen ſchlechter Staatsverwaltung konnte zur Rechenſchaft gefordert werden. Kraft dieſes Zuwachſes von Macht wurde ihm eine Anzahl Truppen angewieſen; tauſend Talente wurden ihm zu ihrer Erhaltung ausgeworfen; die Statthalterſchaft in Spanien ward ihm auf die vier nächſten Jahre gefriſtet, und Milo ward wegen des Mordes, den er an Clodius begangen, ordentlich verhört, und ohngeachtet Cicero ſelbſt ihn vertheidigte, zum Exil verdammt, indem man behauptete, daß des Conſuls Soldaten, den Redner während ſeiner Rede umringt und dergeſtalt eingeſchreckt hätten, daß ſeine Beredſamkeit ihr gewöhnliches unwiderſtehliches Feuer verlor. Bis itzt hatte Pompejus allein gehandelt. Nun aber nahm er **Metellus** zum Gehülfen an, deſſen Tochter **Cornelia**, ein Frauenzimmer von vielen Verdienſten und ſeltner Schönheit, er neulich geheyrathet hatte, und durch dieſe Verſchwägerung glaubte er ſein voriges Anſehn nicht nur wieder hergeſtellt, ſondern auch unerſchütterlich gegründet zu haben.

Cäſar fieng allmälig an, Pompejus Eiferſucht zu merken. Um nun zu erfahren, wie er mit ihm dran wäre, und ob er ſich Unterſtützung oder Widerſtand von ihm zu verſprechen habe, nahm er von den vielen Ehrenbezeugungen, die ihm neuerdings waren erwieſen worden, Gelegenheit, ſich gleichfalls um das Conſulat und um Verlängerung ſeiner galliſchen Statthalterſchaft zu bewerben. Pompejus ſchien ſich hiebey ganz unthätig zu verhalten. Insgeheim aber

unterrichtete er zwey ſeiner Creaturen, im Senat anzuführen, daß die Geſetze keinem Abweſenden erlaubten, ſich um dieſe hohe Würde zu bewerben. Pompejus Abſicht war, Cäſarn ſeiner Provinz zu entlokken und nach Rom zu bringen. Aber dieſer war ihm zu ſchlau. Ueberzeugt, daß er an der Spitze eines ihm gänzlich ergebenen Heeres dem Staate zu jeder Zeit ſowohl Geſetze als Obrigkeiten werde geben können, blieb er wo er war und vereitelte die Kunſtgriffe ſeines Gegners.

Hierauf forderte der Senat aus Dankbarkeit gegen Pompejus, der ſeine Rechte ſeit einiger Zeit wider die Eingriffe der Menge in Schutz genommen, die beyden Legionen zurück, die zeither unter Cäſar gedienet hatten, wiewohl ſie dem Pompejus gehörten. Der Vorwand war ein Krieg wider die Parther, die wahre Abſicht aber, Cäſars Macht zu vermindern. Cäſar durchſchaute ihre Bewegungsgründe ohne Mühe. Da jedoch ſeine Plane zur Ausführung noch nicht reif waren, ſchickte er die Legionen, dem Befehl des Senates zufolge, nach Hauſe, nachdem er ſich beyde, Befehlshaber und Gemeinen, durch ſeine Freygebigkeiten verbindlich gemacht hatte. Aufgemuntert durch dieſe ſcheinbare Folgſamkeit, gieng der Senat weiter, und rief Cäſarn, angeſehen ſeine Zeit verfloſſen wäre, aus ſeiner Statthalterſchaft zurück. Jeder ſahe, wie gefährlich für den Staat es ſey, ihm länger den Oberbefehl eines Heeres zu laſſen, das ſeinem Vortheile ſo ganz ergeben und durch die lange Uebung beynahe unüberwindlich geworden war. Es war daher die allgemeine Meinung der Väter, daß Cäſar heimkommen ſolle, und einige ſchwatzten gar davon, daß man ihn wegen der großen Geldſummen, die er den galliſchen Provinzen entpreſſet hatte, zur

Rechenſchaft ziehen müſſe. Aber Cäſar war nicht ohne alle Freunde im Senat. Unter andern begünſtigte Curio, ein Volkstribun, den er in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt hatte, ſeine Sache insgeheim und offenbar. Curio war ein Mann von markiger Beredſamkeit, großer Entſchloſſenheit, mit Schulden belaſtet, und Cäſarn, der ihn eines Theils derſelben entbürdet hatte, höchlich verpflichtet. Er verſicherte daher, daß er die Entſchlüſſe des Senats vollkommen billige; er bemerkte, daß die Freyheit nie in Sicherheit ſeyn könne, ſo lange Heere auf den Beinen wären, die ſie auf den Wink ihres Befehlshabers zu zerſtören vermöchten. Er fügte aber hinzu, daß der Staat ſeine bisherige Exiſtenz hauptſächlich der Furcht zu verdanken habe, worinn die verſchiedenen Armeen Spaniens, Galliens und Italiens vor einander ſtänden; und daher ſey er der Meinung, daß Cäſar ſeine Heere nicht eher verlaſſen ſolle, bis Pompejus ihm mit ſeinem Beyſpiel würde vorgegangen ſeyn. Auf einen ſolchen Vorſchlag war Pompejus keinesweges gefaßt geweſen. Seine Freunde führten an, daß ſeine Zeit noch nicht verfloſſen ſey. Da aber dies den Tribun noch nicht befriedigte, bemerkte Pompejus, daß er ſeine Aemter auf Befehl des Senats übernommen habe, und daß er ſie bereitwilligſt niederlegen wolle, ſo bald es ſeinen Bevollmächtigern gefiele; auch wiſſe er, daß Cäſar, deſſen Freundſchaft und Verwandſchaft er ſich habe rühmen können, nicht ermangeln würde das nehmliche zu thun, wenn er erführe, daß der Senat ihm einen Nachfolger ernannt hätte.

Curio entgieng die Liſt nicht, mit welcher Pompejus die wirkliche Ernennung eines Nachfolgers zu bewirken hofte. Er erwiderte daher: daß es, um

 die

die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu beweiſen, nicht genug ſey, wenn er das Regiment niederzulegen verſpräche; augenblicklich müſſe er etwas thun, welches zu thun ſo ſehr in ſeiner Macht ſtehe. Er fügte hinzu, daß beyde Männer zu mächtig wären, und daß die Sicherheit des Gemeinweſens erfodere, daß alle beyde in den Privatſtand zurückkehrten. Er ſchloß mit der Erklärung, daß, um den Staat zu ſichern, nichts übrig ſey, als daß man beyden geböte, den Oberbefehl niederzulegen, und den, der ſich zu gehorchen weigerte, für einen Feind des Vaterlandes erklärte. Dieſen Vorſchlag that Curio in der feſten Ueberzeugung, daß Pompejus von den Reitzen der höchſten Gewalt zu ſehr eingenommen ſey, und von ſeiner Ueberlegenheit über Cäſarn viel zu große Begriffe habe, als daß er der erſte ſich unterwerfen ſollte. Er irrte ſich auch keinesweges. Glück und Ehre hatten Pompejus bisherige Beſcheidenheit in Uebermuth verwandelt. Ueberdies erhielt er aus Cäſars Heer Berichte über Berichte, wie wenig die Soldaten dieſes Helden ihren Heerführer ſchätzten, und wie gewiß ſie ihn verlaſſen würden, ſo bald er über die Alpen gegangen wäre; lauter Erdichtungen, durch die man ſich bey ihm einzuſchmeicheln ſuchte, und deren Wahrheit er blindlings glaubte, weil er ihre Wahrheit wünſchte. Seine ſorgloſe Sicherheit gieng ſo weit, daß, als ihn Cicero fragte, welche Macht er Cäſarn entgegen zu ſtellen habe, Pompejus antwortete, **er dürfe nur mit dem Fuß auf den Erdboden ſtampfen, ſo würden Heere hervorſpringen, um ſeinem Gegner die Spitze zu bieten.** So viel Selbſtzuverſicht zuerſt, und bald nachher die Beſchämung ſich ſo bloß gegeben zu haben, wirkten ſo mächtig auf Pompejus, daß er um nicht eingeſtehn

zu dürfen, er ſey in Gefahr, alle Vorkehrungen zu ſeiner Vertheidigung verſäumte.

Nachdem Curio ſeinen Zweck ſo weit erreicht hatte, beurlaubte er, Kraft der Vorrechte ſeines Amtes, den Senat. Marcellus, einer der Conſuln und Creatur Pompejus, rief ihn ſo gleich wieder zuſammen, und ließ die Mitglieder ſtimmen, ob Cäſar ſein Commando behalten ſolle? Alle waren einmüthig der Meinung, das müſſe nicht geſchehen. Er fragte ferner, was ihnen über Pompejus Befehlshaberſchaft dünke; und die Mehrheit erklärte, man ſolle ſie ihm laſſen. Hierauf fragte Curio, ob es nicht am rathſamſten ſey, wenn man ſie allen beyden nähme, und dreyhundert und ſechzig Senatoren bejahten es, während nur zwey und zwanzig ſich dawider erklärten. Außer ſich vor Zorn, daß es ihm mißlungen war, für Pompejus Regimentsverlängerung die Mehrheit des Senates zu erhalten, ſprang Marcellus auf, und rief grimmig: **Wollt ihr denn Cäſarn zum Herrn haben, ſo habt ihn.** Einer dieſer Parthey erzählte, um dem Senat bange zu machen, daß Cäſar über die Alpen gegangen ſey, und mit ſeinem ganzen Heer gradesweges auf Rom losrücke. Sogleich verließ der Conſul den Senat; er gieng mit ſeinem Gehülfen zur Stadt hinaus, zu dem Landhauſe, wo Pompejus damalen wohnte. Hier überreicht' er ihm ein Schwert, und hieß ihn wider Cäſarn ins Feld ziehn, und das Gemeinweſen vertheidigen. Pompejus erklärte ſich bereit zu gehorſamen, fügte jedoch mit einer Mine vorgeblicher Mäſſigung hinzu, daß er es nur auf den Fall ſey, daß gelindere Mittel nicht anſchlagen wollten.

Mittlerweile erfuhr Cäſar, wiewohl noch immer in Gallien, durch ſeine Anhänger alles und jedes, was in Rom vorfiel. Da er nun ſeinen Handlun-

gen gern durchgehends den Schein der Gerechtigkeit geben wollte, ſo erſucht' er den Senat zu verſchiedenenmalen ſchriftlich, daß man ihm den Befehl von Gallien laſſen möchte, wie man Pompejus den ſeinigen in Spanien gelaſſen hatte; oder wenn ihnen das nicht anſtünde, daß man ihm erlauben möchte, ſich um das Conſulat zu bewerben, ohne daß er der Sitte nach zugegen ſeyn dürfe. Er erbot ſich ſeine Würden nieder zu legen ſobald Pompejus das nehmliche thäte. Aber der Senat, der ſeinem Nebenbuhler gänzlich ergeben war, verwarf alle ſeine Vorſchläge, voll blinden Zutrauens auf ſeine eigne Macht und auf Pompejus Verſicherungen. Noch immer abgeneigt, mit dem Staate offenbar zu brechen, erklärte ſich Cäſar endlich, er wolle zufrieden ſeyn, wenn man ihm das Gouvernement in Illyrien nebſt zwey Legionen ertheile; aber auch dies ward ihm abgeſchlagen. Eine verderbliche Hartnäckigkeit hatte ſich des Senats bemächtigt. Um ſeinen itzigen Günſtling zu erheben, entſagte er aller eignen Macht, und erwiderte Cäſars Ungerechtigkeit mit noch größern Ungerechtigkeiten ſeinerſeits. Da nun Cäſar ſahe, daß alle ſeine Verſuche einer glimpflichen Beylegung vergeblich wären, und da er, wenn nicht auf die Güte ſeiner Sache, doch auf die Güte ſeiner Truppen ſich verlaſſen konnte, ſo fieng er an, ſie in den Grenzen Italiens zuſammen zu ziehn, gieng mit der dritten Legion über die Alpen, machte Halt zu Ravenna, einer Stadt des ciſalpiniſchen Galliens, und ſchrieb von hier aus noch einmal an die Conſuln, daß er aller Macht entſagen wolle, wenn Pompejus der ſeinigen entſagte; fügte aber auch hinzu, daß, wenn alle Gewalt Einem allein übertragen würde, er ſich beſtreben wolle, eine ſo ungerechte Maasregel zu hintertreiben, und erklärte, daß wenn ſie auf ihren Köpfen beſtünden, er binnen kur-

zem in Rom ſeyn, ihre Ungerechtigkeiten ſtrafen, und die Beſchwerden des Gemeinweſens rächen würde. So trotzige Drohungen empörten den ganzen Senat. Marcellus ließ ſeinen Zorn ohne Rückhalt reden, und Lentulus ſein Gehülfe, deſſen zertrümmerte Vermögensumſtände in einem Bürgerkriege nichts zu verlieren hatten, erklärte frey heraus, daß nach ſolchem Hohne alles fernere Rathſchlagen überflüſſig ſey, und daß man gegenwärtig mehr der Waffen, als des Stimmenſammelns bedürfe. Dem zufolge ward nach einigem Widerſpruche decretirt: daß Cäſar binnen einer beſtimmten Zeit ſeine Befehlshaberſchaft niederlegen und ſeine Armee beurlauben, wenn er aber nicht gehorſamen würde, für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden ſolle. Hiernächſt ward den Conſuln aufgetragen, **dahin zu ſehen, daß das Gemeinweſen nicht gefährdet würde**, die gewöhnliche Formel, durch die man in Zeiten dringender Gefahr den Anführern unumſchränkte Gewalt ertheilte. Domitius, ein Mann von großem Muth und großen Fähigkeiten, ward ernannt, um Cäſars Nachfolger in Gallien zu ſeyn. Pompejus ward befehligt, ſich an die Spitze aller Truppen, die etwa bey der Hand wären, zu ſtellen, und alle, die unter ſeinem oder des Senats Einfluſſe ſtanden, bereiteten ſich, zu Rom die Waffen zu ergreifen.

Dieſe unumſchränkte Gewalt, die man den Conſuln ertheilte, durchaus nach eigner Willkühr zu verfahren, und alle, die ſie wollten, als Feinde des Staates zu behandeln, jagte denen, die ſich zu laut für Cäſarn erklärt hatten, ein nicht ungegründetes Schrecken ein. Inſonderheit beſorgten die Tribunen Curio, Marcus Antonius, und Longinus, daß ihr Leben in Gefahr ſey, flohen als Sclaven verkleidet

in Cäſars Lager, und beſchwerten ſich hier aufs bitterſte über die Ungerechtigkeit und Tyranney des Senates, und über die Drangſale, die ſie um ſeinet (Cäſars) willen hätten ausſtehen müſſen. Cäſar ſtellte ſie in der nehmlichen Tracht, darin ſie angelangt waren, ſeinem Heer vor, und das heftigſte Mitleid mit ihrer traurigen Lage erkünſtelnd, brach er in bittre Klagen wider den Senat aus, ſchilderte ſeine Tyranney über den Staat, ſeine Grauſamkeit gegen ſeine Freunde und ſeinen ſchreyenden Undank gegen ihn, der dem Vaterlande ſo große Dienſte geleiſtet habe. Dieſes, rief er und zeigte auf die Tribunen, die in Sclavenkleidern neben ihm ſtanden, dieſes ſind die Belohnungen, welche die getreuen Diener ihres Vaterlandes erhalten. Deren Perſonen durch ihr Amt geheiligt, und deren Charakter, durch ihre Tugenden achtungswürdig ſind, ſolche Männer werden aus dem Vaterlande vertrieben, werden genöthigt, zu Rettung ihres Lebens ſich wie die Letzten der Menſchen zu verkleiden, und in einer entlegnen Provinz Schutz zu ſuchen, und warum? lediglich darum, weil ſie die Rechte der Freyheit verfechten; jene Rechte, die ſelbſt Sylla in aller Wuth des Bürgerkrieges nicht verletzen durfte. Dieſe pathetiſche Rede, durch den leidenſchaftlichen Ton, durch das lebendigſte Gebehrdenſpiel und ſelbſt durch ſtürzende Thränen gehoben, wirkte ſo gewaltig auf das Heer, daß alle wie ein Mann ausriefen: Cäſar ſolle ſie führen, wohin er wolle; ſie ſeyen bereit mit ihm zu ſterben, oder ſeine Unbilde zu rächen. Ein allgemeines Zurufen erſcholl im ganzen Lager; jeder Krieger rüſtete ſich zu Uebernehmung neuer Gefahr, und begab ſich, durch zehnjährige mühſelige Feldzüge ungebrochen, in ſein Zelt, um dort auf neue Siege zu ſinnen.

Wäh-

Während dieſer günſtigen Stimmung des ganzen Heeres ſetzte ſich Cäſar bey Anbruch der Nacht heitern Muthes zu Tiſche, wo er, ohne die geringſte Geiſtesunruhe zu verrathen, mit ſeinen Freunden über Gegenſtände der Litteratur und Philoſophie ſich unterhielt. Nach einer Weile aber ſtand er auf, hieß ſeine Gäſte guter Dinge ſeyn, indem er ſich bald wieder bey ihnen einfinden würde, machte ſich aber, da mittlerweile alle nöthige Anſtalten waren getroffen worden, in Begleitung weniger Vertrauten augenblicklich auf den Weg nach **Arminium**, einer Stadt an den Grenzen Italiens, wohin er Morgens vorher einen Theil ſeines Heeres vorausgeſchickt hatte. Dieſe nicht wenig ermüdende Nachtreiſe macht' er bald wandernd, bald reitend, mit ſolcher Eilfertigkeit, daß er bey Tagesanbruch mit ſeinem Heer, das etwa aus fünftauſend Mann beſtand, bey dem **Rubicon** anlangte, einem kleinen Fluſſe, der Italien von Gallien trennte, und die Zeichen ſeines Gebietes abſteckte. Dieſen Fluß hatten die Römer von jeher als die geheiligte Marke ihres Vaterlandes betrachtet. Mit fürchterlichen Flüchen und mit den Nahmen des Kirchenräubers und Vatermörders, die man noch immer in der Gegend von **Rimini** an der Landſtraße eingegraben leſen kann, hatte der Senat einen jeden beladen, der es wagen würde, mit einem Heer, einer Legion, oder auch nur einer Kohorte über den Rubicon zu ſetzen. Nicht ohne Urſache ſahe man daher Cäſarn, als er mit ſeinem kleinen Heer dieſen Fluß erreicht hatte, an den Ufern deſſelben, wie von der Größe ſeiner Unternehmung plötzlich angeblitzet, Halt machen. Die Gefahren, die ſich ihm entgegen thürmten, die Blutbäder, die er veranlaſſen, das unſägliche Elend, dem er ſein Vaterland preis geben würde, ſtellte in einer weiten und finſtern Perſpektive ſich

ſeiner

ſeiner Einbildung dar, und erfüllte ihn auf einige Augenblicke mit Angſt und Reue. Trübſinnig den verhängnißvollen Fluß hinüberſchauend, erwog er ob er den großen Schritt wagen ſollte oder nicht. Geh ich, ſprach er endlich zu einem ſeiner Vertrauten, der ſich grade an ſeiner Seite befand, geh ich über dieſen Fluß, welchen Jammer werd' ich dann über mein Vaterland bringen! geh ich nicht, ſo bin ich verloren! So ſprach er, raffte dann mit einmal ſeine alte Freudigkeit wieder zuſammen, **der Würfel iſt geworfen,** rief er, **alles iſt vorbey!** ſtürzte ſich in den Fluß, und entſchied ſolchergeſtalt mit einem raſchen Schritt ſein eignes und ſeines Vaterlandes Schickſal. Seine Soldaten folgten ihm mit ihrer gewöhnlichen Bereitwilligkeit, und langten bald zu Ariminium an, das ohne Widerſtand eingenommen wurde.

Dies kühne und unerwartete Wagſtück verbreitete zu Rom allgemeines Schrecken. Schon glaubte ein jeder, daß Cäſar mit ſeinem Heere anrücke, um die Stadt in Trümmern zu legen. Städter ſah man aus der Stadt aufs Land, Landleute vom Lande in die Stadt flüchten, um hier Sicherheit zu ſuchen. Pompejus fühlte in dieſer beklemmenden Lage alle Reue und Selbſtverdammniß, die der Gedanke, daß er ſelbſt es ſey, der ſeinen Nebenbuhler zu dieſem Gipfel von Macht hinangeholfen hatte, nothwendig in ihm wecken mußte. Wo er ſich nur ſehn ließ, rückten ſeine Freunde ihm ſeine Sorgloſigkeit vor, und ſpotteten aufs bitterſte ſeines vorigen eiteln Eigendünkels. **Wo ſind nun,** rief **Favonius** ein ſtachelnder Senator von ſeiner Parthey, **wo ſind nun die Heere, die auf deinen Wink erſcheinen ſollten? Laß ſehn, ob du ſie aus dem Erdboden wirſt hervorſtampfen können!** Cato erinnerte ihn an die vielen

War=

Warnungen, die er ihm gegeben hatte, Warnungen, die jedoch immer mit ſo fürchterlichen Unglücksprophezeihungen begleitet geweſen, daß Pompejus zu entſchuldigen war, wenn er ihnen kein Gehör gab. Müde der unaufhörlichen Vorwürfe, die man unter der Farbe guten Rathes ihm machte, bot dieſer ſeltne Mann ſeine alte Unerſchrockenheit endlich wieder auf und ſuchte ſeinen Anhängern wieder Muth und Zutrauen einzuflößen. Er ſagte ihnen, es würde ihnen an einem Heer nicht fehlen, denn er werde ihr Führer ſeyn; er bekannte, daß er ſich in Cäſars Abſichten lange geirrt habe, indem er ſie nach demjenigen beurtheilt hätte, was ſie billig ſeyn ſollten; wofern aber die alte Liebe zur Freyheit ſie nur noch beſeele, ſo könnten ſie ihrer noch immer genießen, wohin der Drang der Zeiten ſie auch dränge. Sodann zeigte er ihnen, daß die Lage ihrer Sachen keinesweges verzweifelt wäre; daß ſeine beyden Legaten in Spanien an der Spitze jenes Heeres ſtünden, mit dem er den Oſten erobert habe; daß Aſien und Africa unerſchöpfliche Hülfsquellen darböten, und daß jene Mächte, die mit Rom im Bunde ſtünden, nicht ermangeln würden ihnen Hülfsvölker zu ſenden. Dieſe Vorſtellungen belebten die Hofnungen ſeiner Parthey wieder in einigem Grade. Die meiſten Senatoren, ſeine Privatfreunde und alle, die durch Ergreifung ſeiner Parthey ihr Glück zu machen hoften, beſchloſſen Rom, das ſie nicht behaupten konnten, zu verlaſſen, und unter ſeiner Anführung nach Capua zu gehn, wo die beyden Legionen, die unter Cäſar in Gallien gedient hatten, ſtanden. Ihre Abreiſe von Rom gewährte den Zurückbleibenden ein ſehr rührendes Schauſpiel. Graue Senatoren, ehrwürdige Magiſtratsperſonen und die Blüte des jungen Adels ſo den Thoren Roms entwandern ſehen, preisgebend ihr wehrloſes Vaterland der Willkühr eines

über=

überlegnen Uſurpators; dies verurſachte unter allen Ständen des Volks eine allgemeine Wehklage. Mit Thränen und Geſchrey folgten ſie ihren ſcheidenden Mitbürgern eine Strecke Weges und beſtürmten den Himmel mit Gelübden für ihre glückliche Wiederkehr.

Nach einem vergeblichen Verſuch, Pompejus zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen, beſchloß Cäſar ihn nach Capua zu verfolgen, eh' er Zeit gewönne, ſeine Macht zuſammen zu ziehn. Leichtlich hätte ſchon bey dieſem erſten Eintritt in eine ſo neue und mißliche Laufbahn ihn der Abfall des **Labienus**, des Gefährten aller ſeiner vorigen Siege, entmuthigen können. Dieſer Feldherr, es ſey nun aus Unzufriedenheit mit Cäſar, oder aus Abneigung ſein Vaterland verheeren zu helfen, gieng zur Gegenparthey über; aber Cäſar ſchien ſeinen Verluſt wenig zu achten, den er durch ſeine eignen Fähigkeiten hinreichend erſetzen konnte. Er ſchickte ihm alle ſeine Habſeligkeiten und eilte, die Städte, die zwiſchen ihm und ſeinem Nebenbuhler lagen, in Beſitz zu nehmen. Rom, das ohnehin die Beute des Ueberwinders werden mußte, ließ er ſeitwärts liegen.

Corfinium war die erſte Stadt, die ſeinem reiſſenden Zuge zu ſteuern wagte. **Domitius** lag in ihren Mauern, er, den der Senat zu Cäſars Nachfolger in Gallien ernannt, und mit ihm zwanzig Kohorten, die man in den umliegenden Gegenden aufgebracht hatte. Cäſar berannte den Ort unverzüglich. Domitius ſandte Boten über Boten an Pompejus, daß er kommen und ihn entſetzen ſolle. Da aber keine Antwort erfolgte, verſuchte er heimlich zu entwiſchen. Allein die Beſatzung ertappte ihn auf dem Verſuche und beſchloß ſogleich, durch ſeine Auslieferung an die

Bela-

Belagerer für ihre eigne Sicherheit zu ſorgen. Cäſar nahm ihre Vorſchläge mit Bereitwilligkeit an, hinderte ſeine Leute aber auf der Stelle in die Stadt zu dringen. Bald erſchien **Lentulus**, der Conſul, der mit in der Stadt war eingeſchloſſen geweſen, bat für ſich und ſeine Gefährten um Gnade, und erinnerte Cäſarn an ihre alte Freundſchaft und ſo manche angenehme Tage, die ſie mit einander verlebt hätten. Cäſar ließ ihn nicht zu Ende reden. Edelmüthiger Weiſe erklärte er, daß er in Italien gekommen ſey, nicht um die Freyheiten Roms zu kränken, ſondern um ſie wieder herzuſtellen. Dieſe leutſelige Antwort war kaum in der Stadt erſchollen, als Senatoren, Ritter und Beſatzung heraus eilten und des Siegers Schutz anfleheten, der nach einem leiſen Hinwinken auf ihren Undank, ihnen die Freyheit und Erlaubniß gab, zu gehen, wohin ſie wollten. Während er aber die Offiziere heimſchickte, verſäumte er ſo wenig bey dieſer, wie bey jeder andern Gelegenheit, ſich der Herzen der Gemeinen zu verſichern. Eines Heeres erwog er, könne er leicht bedürftig werden, nie aber, ſo lange er lebte, ſein Heer eines Anführers.

Als Pompejus den Hergang dieſer Sachen vernahm, zog er ſich nach Brunduſium zurück, und beſchloß, ſich hier belagern zu laſſen, um den Feind ſo lange aufzuhalten, bis die Macht des Reichs geſammelt und im Stande wäre, ihm im offenen Felde die Spitze zu bieten. Seiner Erwartung gemäß, langte Cäſar in kurzem vor der Stadt an. Zufälligerweiſe bekam er einen von Pompejus Ingenieurs gefangen, dem er die Freyheit gab, und ihm auftrug, Pompejus ſeinetwegen zu ſagen, daß er es beyder Vortheil ſowohl, als auch dem Beſten des Gemeinweſens am zuträglichſten hielte, wenn ſie ſich perſönlich mit einander

ander unterredeten; empfieng aber auf dieſe Eröfnung keine Antwort. Nun verſucht' er den Hafen einzuſchließen. Da er aber durch Pompejus Wachſamkeit daran gehindert wurde, ſchlug er ihm noch einmal eine Unterredung vor, und erhielt zur Antwort, daß Vorſchläge der Art in Abweſenheit der Conſuln nicht könnten angenommen werden. So verſchwand alle Hofnung zu gütlicher Beylegung, und beyde Partheyen rüſteten ſich den Krieg mit unnachlaſſendem Nachdruck fortzuſetzen.

Die Abſicht, Cäſarn eine Zeitlang vor Brundusium aufzuhalten, war Pompejus gelungen. Er rüſtete ſich alſo itzt mit aller erſinnlichen Vorſicht die Stadt zu verlaſſen, und ſein Heer nach **Dyrrachium** einzuſchiffen, wo der neuerwählte Conſul, der mit einem Theil ſeiner Völker vorausgeſandt worden, zum Dienſte des Reichs warb. In dieſer Hinſicht hatt' er den Hafen dergeſtalt befeſtigt, daß der Feind ihm nicht leicht nachſetzen konnte, ſchiffte ſich dann in der äußerſten Stille und Eile ein, und ließ auf den Mauern bloß einige Schleuderer und Bogenſchützen, die angewieſen waren, ſo bald die ſchwere Infanterie am Bord wäre, in kleinen eigends dazu eingerichteten Booten nachzufolgen. Alles glückte. Zwar verriethen die Einwohner der Stadt, über den Untergang ihrer Häuſer aufgebracht, Cäſarn den Abzug der Feinde. Dieſer brach auch unverzüglich auf, die Einſchiffung zu hindern, wäre aber auf ein Haar mit ſeiner Mannſchaft in einem Erdfall umgekommen, den Pompejus heimlich auf ſeinem Wege hatte zurichten laſſen, und von deſſen Daſeyn er durch die Einwohner noch grade zu rechter Zeit unterrichtet wurde. So entrann Pompejus mit großer Geſchicklichkeit und Eilfertigkeit, und überließ Italien ohne einiges Heer,

ohne eine einzige beſetzte Stadt, gänzlich der Willkühr ſeines Nebenbuhlers.

Cäſar, der dem Pompejus aus Mangel an Schiffen nicht folgen konnte, beſchloß nach Rom zurück zu gehn und des öffentlichen Schatzes ſich zu bemächtigen, welchen ſein Gegner, aus einer beynahe unerklärlichen Vernachläſſigung, nicht mitgenommen hatte. Man könnte freylich für ihn anführen, daß es ihm hätte zum Verbrechen umgedeutet werden können, wenn er Schätze angegriffen hätte, die ein geheiligtes Depoſitum waren und nur in einem galliſchen Kriege gebraucht werden durften. Und ſo ereignet es ſich nicht ſelten, daß die ſchwächere Parthey, aus Furcht, ihrer Sache durch irgend einen regelwidrigen Schritt zu ſchaden, ſich durch unzeitige Mäßigung ſelbſt zu Grunde richtet. Cäſar ward zu Rom mit den wiederholten Zurufungen des geringern Theils der Bürger, und ſeiner ganzen eignen Parthey empfangen. Auch die Senatoren, die ſeinem Intereſſe ergeben waren, verſammelten ſich, und alle wünſchten ihm Glück zu ſeiner Ankunft. An dieſe hielt er eine ſehr ſcheinbare Rede, rechtfertigte ſein Betragen, und verſicherte ſie, daß er nur äußerſt ungerne zu den gewaltthätigen Maasregeln geſchritten ſey, zu denen man ihn genöthigt habe. Unterm Vorwande, daß ſeine Sache die Sache der Gerechtigkeit und des Gemeinweſens ſey, eilte er itzt, die Schätze, die für die Staatsbedürfniſſe waren beygelegt worden, in Beſitz zu nehmen. Als er aber an der Thüre der Schatzkammer ankam, weigerte ſich der Tribun **Metellus**, dem die Bewahrung derſelben anvertraut war, ihn hinein zu laſſen, und ſtellt' ihm vor, daß dieſes Geld geheiligt ſey, und daß die fürchterlichſten Flüche wider einen jeden ausgeſprochen wären, der ſichs unterſtünde, ſie bey jeder andern Ereigniß, als

bey einem galliſchen Kriege anzugreifen. Cäſar war der Mann nicht, der durch ſo abergläubiſche Rückſichten einzuſchrecken war. Er bemerkte, daß zu galliſchen Kriegen kein Geld mehr aufgeſpart werden dürfte, angeſehn er ganz Gallien ſchon bezwungen hätte. Als der Tribun vorgab, daß die Schlüſſel nicht vorhanden wären, befahl er ſeinen Begleitern die Thüren einzubrechen; und als jener ſich auch dieſem Befehl widerſetzte, legte Cäſar mit mehr denn gewöhnlicher Hitze die Hand an ſein Schwert, und drohete, ihn auf der Stelle todt zu Boden zu ſtrecken. **Und wiſſe junger Mann**, fügte er hinzu, **daß es leichter iſt, dies zu thun, als zu ſagen.** Dieſe Drohung wirkte. Metellus entfernte ſich, und Cäſar nahm mehr denn dreytauſend Pfund Goldes an Gewicht, ohne eine unermeßliche Menge Silbers aus dem Schatze, welches Geld ihm zu kräftiger Förderung ſeiner nachherigen Eroberungen diente. Mit ſolchen Vorrathsquellen verſehen, verließ er Rom, entſchloſſen Pompejus Legaten, **Afranius** und **Petrejus**, die ſeit langer Zeit an der Spitze eines Heeres von Veteranen in Spanien ſtanden, zu bezwingen.

Von dieſem ſpaniſchen Heere hatte die Gegenparthey viel erwartet. Es beſtand aus den beſten Legionen des Reiches, und war bisher unter allen ſeinen Anführern noch ſiegreich geweſen. Aber Cäſar, der die Fähigkeiten ſeiner beyden itzigen Führer wohl kannte, ſagte ſcherzend, **er gienge itzt, mit einem Heere ohne Feldherrn zu kämpfen, und wenn er mit ihm fertig wäre, wolle er zurück kommen, und mit einem Feldherrn ohne Heer kämpfen.** Fragen möchte man, warum Cäſar nicht gradesweges dem Pompejus nachſetzte, ſondern ihm ſo zu ſagen aus dem Wege gieng, um deſſen ſpaniſche

ſche Völker anzugreifen. Zu dieſem Schritt hatt' er ſeine guten Gründe. Er erwog, daß Pompejus, wenn er ihn überwände und aus Griechenland vertriebe, höchſt wahrſcheinlich ſich nach Spanien begeben würde, wo er ihn unter allen Provinzen des Reichs grade am ungernſten haben möchte. Weiſe war es daher, erſt dies ſpaniſche Heer zu ſchlagen, um ſeinen Nebenbuhler dieſer Zuflucht zu berauben. In dieſer Hinſicht ließ er ſein Heer ſich einige Tage erfriſchen, brach dann auf, und führt' es durch die Alpen und Galliens weitſchichtige Provinzen ſeinem Spaniſchen Feinde entgegen. Erwägen wir die erſtaunliche Länge dieſes Weges, und die Menge der Länder, die ſeine Krieger durchwandern mußten, die Berge, die ſie erklimmen, die Wälder, durch die ſie ſich einen Weg bahnen, die mancherley Klimate, denen ſie ſich preis geben, und die kriegeriſchen Pflichten, denen ſie ſich unterziehn mußten; erwägen wir, daß jeder gemeine Soldat ſiebenzig Pfund Gewicht an Waffen, und Lebensmittel auf zehn Tage an der Spitze ſeines Speeres tragen mußte, wobey er nichts anders zu trinken bekam, als ein wenig Weineſſig in Waſſer gemiſcht; erwägen wir, ſag' ich, alle dieſe Beſchwerden und die ganze Länge des Zugs, ſo müſſen wir über ihre unüberwindliche Geduld und Entſchloſſenheit erſtaunen. Sie erreichten Marſeille. Dieſe Stadt weigerte ſich ihnen die Thore zu öfnen, und Cäſar ließ einen Theil ſeines Heeres zurück, ſie zu belagern. Mit dem Reſt ſetzte er ſeinen Zug nach Spanien aufs eilfertigſte fort, und um ſeiner Leute Vortheile mit dem ſeinigen noch inniger zu verknüpfen, borgte er Geld von allen ſeinen Officieren und vertheilte es unter die Soldaten. So verſicherte er ſich dieſer durch ſeine Freygebigkeit, und jener durch die Erwartung wieder bezahlt zu werden.

Der erſte Kampf, den er mit Afranius und Petrejus hatte, gereichte ihm zu keinem beſondern Vortheil. Er focht ihn nahe bey der Stadt Herda, und beyde Theile machten Anſpruch auf den Sieg. Allein durch den übertretenden Fluß und durch die Lage des Feindes gänzlich abgeſchnitten, gerieth Cäſar bald nachher in großen Mangel an Lebensmitteln. Schwierige Lagen waren jedoch von jeher grade diejenigen, worin ſeine Erfindſamkeit und Thätigkeit ſich am ſchimmerndſten zeigte. Er ließ eine Menge lederne Boote verfertigen, auf Wagen packen, und während er die Aufmerkſamkeit der Feinde auf eine andere Seite lenkte, zwanzig Meilen weit vom Lager in den Fluß hinein bringen, wo er grade am breiteſten war, und ſetzte auf dieſe Weiſe ſeine Legionen über. Itzt mit Zufuhr überflüſſig verſehen, ſtellte er ſich, als wenn er ſeiner Seits den Feind wieder ängſten und ihm die Zufuhr abſchneiden wolle, ließ daher eine Anzahl Schanzen aufwerfen und Canäle ſtechen, als wolle er den Fluß in ein ander Bette leiten. Dieſe Anſtalten ſchreckten den Feind ſo ſehr, daß er die Nacht aufzubrechen beſchloß; aber Cäſar, der durch ſeine Kundſchafter von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, verfolgte ſie mit einem kleinen Theile ſeines Heeres, nöthigte ſie durch den Fluß zu waten, und eh' ſie ſich noch auf der andern Seite wieder ſammeln konnten erſchien er ſchon mit ſeiner Hauptarmee, um ſie zu empfangen. So auf beyden Seiten eingeſchloſſen, konnten ſie weder vorwärts rücken, noch in ihr voriges Lager zurückkehren. Hunger und Durſt fiengen bald an, ſie aufs ſchrecklichſte heimzuſuchen, und am Ende wurden ſie genöthigt, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Aber die Gnade war des Ueberwinders Lieblingstugend. Mit den huldvolleſten Verſicherungen beurlaubt er ſie alle

mit einander, und ſchickte ſie mit Beſchämung und Verpflichtungen belaſtet nach Rom zurück, um dort ſeine Tugenden lobzupreiſen, und ſeine Anhänger, in ihrer Anhänglichkeit an ſeiner Sache zu befeſtigen. So ward er binnen vierzig Tagen etwa Meiſter des ganzen Spaniens. Er zog nun vor Marſeilles und nöthigt' es ſich zu ergeben. Ihres Alters und ihres Nahmens halber, wie er ſagte, verzieh er den Einwohnern, ließ zwey Legionen zur Beſatzung unter ihnen zurück, und kehrte ſiegreich heim nach Rom. Die Bürger empfiengen ihn mit friſchen Freudensbezeugungen und wählten ihn zum Dictator und Conſul. Jene Würde legte er jedoch nach eilf Tagen nieder, ohne Zweifel, um dem Volk zu zeigen, wie bereitwillig er ſeyn würde, ihr auf jeden erforderlichen Fall zu entſagen.

Während dieſer Verhandlungen auf Seiten Cäſars, beſchäftigte Pompejus in Epirus und Griechenland ſich gleich thätig mit den nöthigen Zurüſtungen, um ihm zu widerſtehen. Alle Monarchen des Oſten hatten ſich für ihn erklärt und ſchickten ihm zahlreiche Hülfsvölker. Neun wirkliche Italiſche Legionen gehorchten ihm, und ſeine Flotte von fünfhundert großen Schiffen, welche Bibulus ein thätiger und geübter Admiral führte, beherrſchte die See. Ueberdies verſahen die umliegenden zinsbaren Provinzen ihn hinreichend mit dem nöthigen Gelde und Kriegsvorrath. **Antonius** und **Dolabella**, die für Cäſar in dieſer Gegend des Reichs commandirten, griff er mit ſolchem Erfolge an, daß der erſte genöthigt ward, zu fliehen, und letzterer gefangen ward. Roms angeſehenſte und edelſte Bürger kamen täglich in zahlreichen Schaaren, um ſich unter ſeine Fahnen zu ſtellen. Einſtens hatt' er über zweyhundert Senatoren im Lager, und unter ihnen den **Cato** und

 Cicero,

Cicero, deren Freundſchaft allein für ein Heer gelten konnte. Dieſe berühmten Männer unterſtützten ihn mit ihrem Muth und ihrer Klugheit, und auf ihr Anrathen ward beſchloſſen, daß kein römiſcher Bürger, es wäre denn in der Schlacht, getödtet werden, uud daß keine Stadt des römiſchen Reichs von den Eroberern geplündert werden ſollte. So viel überwiegende Stärke und Mäſſigung verſchaften dem Pompejus die Wünſche aller Menſchen, und erweckten Cäſarn eine Gegenparthey, die ihm mit baldigem Untergang drohete.

Cäſar blieb unerſchrocken. Mit einem Muthe, der in einer minder talentvollen Seele für Verwegenheit hätte gelten können, beſchloß er, ſeinem Gegner in Oſten die Spitze zu bieten, und führte ſein Heer nach Brunduſium, einer italiſchen Seeſtadt, um es von hier nach Griechenland überzuſetzen. Aber ſeine Flotte war nicht zahlreich genug, um das Ganze auf einmal einzunehmen, und ſein Heer zu trennen und zu ſchwächen ſchien gefährlich. Ueberdies war es mitten im Winter, in welcher Jahrszeit auch die ſtärkſten Schiffe kaum die See halten konnten, viel weniger ſo gebrechliche, wie die ſeinigen. Hiezu kam, daß alle Häfen und Ufer mit den Schiffen ſeines Nebenbuhlers beſetzt waren, und das unter Anführung des Bibulus, eines im Seekriege ſehr erfahrnen Mannes. So viel Schwierigkeiten vermochten dennoch ſeinen Geiſt nicht zu dämpfen. Entſchloſſen den Krieg mit unermattendem Eifer fortzuſetzen, ſchiffte er von ſeinen zwölf Legionen fünfe ein, die ſich nicht höher als auf fünf und zwanzigtauſend Mann und ſechstauſend Reuter beliefen, lichtete die Anker, ſteuerte mitten durch ſeine Feinde durch und nahm die Zeit ſowohl in acht, daß er die ganze Ueberfahrt in einem

einzi=

einzigen Tage vollendete. Aus Furcht, die mehr bekannten Häfen vom Feinde beſetzt zu finden, landete er zu Pharſalus. Kaum ſah er ſich und ſeine Völker hier in Sicherheit, als er die Flotte zurückſchickte, um auch den Reſt des Heeres nachzuhohlen. Aber auf dieſem Heimwege fielen dreyßig ſeiner Schiffe dem feindlichen Admiral in die Hände, der ſie in Brand ſteckte, und ſelbſt die Seeleute, um den übrigen ein Schrecken einzujagen, ohne Gnade hinrichten ließ. Mittlerweile beſchäftigte ſich Cäſar, alle Städte wegzunehmen, die ſich für den Feind erklärt hatten, und der Flotte, die längſt den Küſten kreuzte, die Zufuhr abzuſchneiden. Noch immer überzeugt, daß nach einem gewonnenen Vortheil ſich am beſten unterhandeln ließe', ſchickt' er einen gewiſſen Rufus, den er gefangen genommen, mit Friedensvorſchlägen an Pompejus, wobey er ſich erbot, ihren Zwiſt der Entſcheidung des römiſchen Volks und Senats zu überlaſſen. Aber Pompejus, der das römiſche Volk zu ſehr für Cäſarn eingenommen glaubte, als daß er ihnen hätte trauen können, verwarf dieſe Eröfnungen.

Er befand ſich grade in Macedonien, als er vernahm, daß Cäſar in Epirus gelandet ſey. Sogleich beſchloß er nach Dyrrachium zu marſchiren, um dieſen Ort, in dem er allen ſeinen Kriegs- und Mundvorrath niedergelegt hatte, vor Cäſars Angriffen zu retten. Er erreichte ihn zwar, fieng aber an zu merken, daß er ſich auf ſeine neuangeworbenen Völker wenig verlaſſen könne. Sie gehorchten ſo läſſig, und riſſen ſo häufig aus, daß er ſich der trübſten Beſorgniſſe nicht erwehren konnte. Um ſich ihrer um deſto mehr zu verſichern, ließ er alle einen Eid ſchwören, daß ſie ihren Anführer nie verlaſſen, ſondern in jeglichem Schickſale bey ihm verharren wollten. Dann beſchloß

er den Krieg in die Länge zu ziehn, und ſeinen Gegner, deſſen Hülfsquellen weniger zahlreich, denn die ſeinigen waren, durch dieſe Verfahrungsweiſe zu erſchöpfen.

An den entgegengeſetzten Ufern des Apſus kamen die beyden Heere einander zuerſt ins Geſicht; beyde geführt von Feldherrn, deren einer den Oſten, der andere den Weſten bezwungen hatte, beyde voll Begierde, einander eine Schlacht zu liefern. Aber keiner der beyden Feldherrn hatte Luſt, die Gelegenheit zu nutzen. Pompejus konnte ſeinen neuangeworbenen Völker noch nicht trauen, und Cäſar wollte kein Treffen wagen, bis er ſeine ganze Macht zuſammen hätte. Dem zufolge blieben beyde Heere mehrere Tage hinter einander in dieſer Stellung, einander anſchauend mit aller Aengſtlichkeit der Erwartung, aber auch mit gleicher Unerſchrockenheit und feſter Erwartung eines glücklichen Erfolges.

Schon ſeit geraumer Zeit hatte Cäſar mit äußerſter Ungeduld die Ankunft des Reſtes ſeines Heeres erwartet, alle ſeine Hofnungen ruheten auf dieſer Verſtärkung und mehr denn einmal hatt' er den Befehlshabern geſchrieben, zu eilen. Endlich an ihrer Pünktlichkeit verzweifelnd, und begierig des ängſtlichen Harrens los zu ſeyn, wagte er ein Abentheuer, das nur das außerordentliche Zutrauen in ſein Glück entſchuldigen konnte. Er verkleidete ſich in Sclavenkleider, und beſtieg im ſtrengſten Incognito einen Fiſcherkahn an der Mündung des Apſus, um von hier nach Brundus, wo der Reſt ſeines Heeres lag, überzuſetzen, und ihn in Perſon herüber zu hohlen. Mit einbrechender Nacht fuhr er ab; der Fiſcher ruderte, was er vermochte, und ſchon hatte er ein beträchtliches Stück Weges zurückgelegt, als der Wind plötzlich umſprang und ihm entgegen ſtürmte. Die

See

See warf fürchterliche Wellen, und der Sturm wuchs mit jedem Augenblicke. Der Fiſcher wollte umkehren, aber ſein Reiſender widerrieth es ihm. Eine Zeitlang arbeitete er dem Sturm entgegen; fand ſich aber endlich außer Stande, weder weiter vorwärts zu kommen, noch jenes ferne Ufer, von dem ſie abgefahren waren, wieder zu erreichen. Erſchöpft und verzweifelt wollt' er ſchon das Ruder ſinken laſſen, und das morſche Fahrzeug der Willkühr der Wellen anvertrauen, als Cäſar ſich zu erkennen gab, und ihn kühnlich zurudern hieß. **Was fürchteſt du,** rief er, **du führeſt Cäſarn und ſein Glück.** Durch die Gegenwart eines ſolchen Mannes wieder aufgemuntert, ſtrengte der Fiſcher noch einmal ſeine ganze Kraft an, und hielt in die ofne See hinein. Da der Sturm aber immer wilder ward, ſah er ſich gezwungen nachzugeben, und das Land zu ſuchen, welches er denn endlich auch, wiewohl nicht ohne die äußerſten Schwierigkeiten erreichte. Kaum war er am Geſtade, als Cäſars Getreuen, die ihren Anführer vermiſſet hatten, und nicht wußten, was aus ihm geworden ſey, ihn frölich umſchwärmten, zu ſeiner Entrinnung ihm Glück wünſchten, und ſich zärtlich beſchwerten, daß er ihrem Muth und ihrer Zuneigung ſo wenig getrauet habe, und fremde Hülfe ſuchte, da ſie doch gewiß wären, ohne einigen andern Beyſtand unter ſeiner Anführung zu ſiegen. Seine Entſchuldigungen waren nicht weniger zärtlich, als ihre Vorwürfe. Und noch mehr ward ihre beyderſeitige Freude erhöht als ſie bald nachher erfuhren, daß die lang erwarteten Truppen endlich zu **Apollonia** angelangt wären, und unter **Antonius** und **Calenus** Anführung ſchon daher zögen, um ſich mit ihnen zu vereinigen. Augenblicklich brach Cäſar auf. Voll Beſorgniß, daß Pompejus, der an jener Seite des

Fluſſes, wo die Seinigen hatten landen müſſen, mit ſeinem Heer lag, ſie auf ihrem Zuge angreifen möchte, eilte er ihnen zu begegnen, und dieſem zuvorzukommen. Und dieſe Eilfertigkeit war eben ſo nöthig, als erfolgreich. Denn Pompejus hatte wirklich ſchon einige Bewegungen gemacht, um ihrer Vereinigung vorzubeugen, und Antonius einen Hinterhalt gelegt. Dieſer aber mißglückte. Pompejus mußte, um nicht zwiſchen den beyden Heeren eingeſchloſſen zu werden, ſich zurück ziehn; und die Vereinigung erfolgte noch an dem nehmlichen Tage.

Pompejus führte ſein Heer nach Asparagus neben Dyrrachium, wo er durch die Flotten, die er an den Küſten von Epirus hielt, mit allem, was ſein Heer bedurfte, verſorgt zu werden hoffen durfte. Hier lagerte er ſich auf einer Erdzunge, die in die See vorſprang und neben welcher auch eine kleine vor allen Winden ſichere Rhede war. Höchſt vortheilhaft war dieſe Lage. Pompejus fieng ſogleich an, ſich in ihr zu verſchanzen, und Cäſar, der es nicht wahrſcheinlich fand, daß er einen ſo wohl gewählten Poſten ſo bald verlaſſen würde, that das nehmliche hinter ihm, und ließ in allen Gegenden, die von dem Feinde noch nicht verheert waren, Kornmagazine anlegen. Aller dieſer Vorſicht ohngeachtet fiengen die Lebensmittel dennoch bald an, in ſeinem Lager dünne zu werden. Seine Leute mußten von Bohnen und Gerſten, und einer Wurzel Nahmens Chara leben, die ſie mit Milch vermiſchten. Sie waren jedoch größerer Beſchwerden denn dieſe gewohnt. Sie erinnerten ſich der glänzenden Siege, die ſie häufig nach ähnlichen Drangſalen erfochten hatten, und ertrugen die gegenwärtigen mit unerſchütterlicher Geduld. Die Unbehaglichkeit ſeiner Lage veranlaßte jedoch Cäſarn zu

einem

einem neuen Entwurfe. Die ganze Gegend jenſeit Pompejus Lager war landeinwärts rauh und hüglicht. Auf dieſen Hügeln ließ er Schanzen aufführen, die von Ufer zu Ufer fortliefen. Die Schanzen verband er durch Communicationslinien, und ſchloß ſolchergeſtalt das Lager der Feinde völlig ein. Durch dieſe Einſchließung hoft' er ſeinen Gegner zu einer Schlacht zu nöthigen, die er eifrig wünſchte, jener aber eben ſo ſorgſam vermied. Nicht als ob die Senatoren und Officiere, die ſich in Pompejus Lager befanden, ihm nicht unaufhörlich und dringend angelegen wären, eine Schlacht zu wagen. Aber er kannte die Gefahr eines ſolchen Wageſtücks zu gut, und wünſchte den Feind durch ſeine Beharrlichkeit aufzureiben. So beſchäftigten beyde Theile ſich eine Zeit lang mit nichts denn Kriegsliſten, der eine, um den andern heraus zu fordern, der andere, um ihm auszuweichen. Cäſars Leute erweiterten ihre Werke täglich, um den Feind immer mehr einzuengen. Pompejus ſeine thaten das nehmliche, um ihrer überlegnen Anzahl Luft zu verſchaffen; zwar vermieden ſie ein Treffen, beläſtigten den Feind durch ihre Schleuderer und Bogenſchützen aber nicht wenig. Cäſar war unermüdſam. Er ließ eine Anzahl Blenden von Thierfellen machen, die die ſeinigen während des Arbeitens deckten. Er ſchnitt dem feindlichen Lager das Waſſer, und ihren Pferden die Fourage ab, ſo daß leztere bald kaum mehr beſtehen konnten.

In dieſer Verlegenheit beſchloß Pompejus, ſeine Linien zu durchbrechen, und irgend einen andern Fleck des Landes zu gewinnen, auf dem er ſich bequemer lagern könne. Durch einen Ueberläufer von der Beſchaffenheit von Cäſars Feſtungswerken unterrichtet, ſandt' er ſeine leichten Fußvölker und ſeine Bogen-

ſchützen

ſchützen an Bord, und befahl ihnen Cäſars Verſchanzungen zur See, wo ſie am ſchwächſten waren, anzugreifen. Sie thaten das mit ſo vielem Erfolge, daß alle Centurionen von Cäſars erſten Kohorten, eine einzige ausgenommen, niedergehauen wurden; und wiewohl Cäſar und ſeine Officiere ihr möglichſtes thaten, um Pompejus Abſichten zu vereiteln, ſo gelang es ihm durch wiederholte Verſuche dennoch endlich, ſein Heer aus ſeinem itzigen Lager heraus zu wickeln, und in eine andere Gegend neben der See zu führen, wo er die Bequemlichkeit ſowohl der Land-als Seezufuhr hatte. Da Cäſar ſolchergeſtalt ſeinen Plan den Feind auszuhungern vereitelt ſahe, und den Verluſt, den er erlitten hatte, berechnete, ſo beſchloß er Pompejus zu einer Schlacht zu zwingen, ſollt' es auch unter nachtheiligen Umſtänden ſeyn. Es gelang ihm wirklich. Er verſuchte eine Legion abzuſchneiden, die in einem Gehölze ſtand, und dies veranlaßte ein allgemeines Gefecht. Eine Zeitlang kämpften beyde Theile mit gleichem Eifer und gleichem Glück. Aber Cäſars Leute, die ſich zwiſchen den Verſchanzungen des alten jüngſt verlaſſenen Lagers verwickelt fanden, fiengen an in Unordnung zu gerathen. Pompejus verfolgte den erhaltnen Vortheil eifrigſt, und nun flohen ſie in großer Eilfertigkeit. Ihrer viele, von den Nachdrängenden zu Tode gepreßt, kamen in den Gräben und in dem Bette des Fluſſes um. Pompejus verfolgte ſie bis ins Lager. Cäſars Schickſal nahte ſich ſeiner Kriſe. Bloß von der Entſchloſſenheit und Beharrlichkeit der Feinde hieng es ab, ſein Lager zu erobern, und ſein ganzes Heer zu vertilgen. Aber ſein gewöhnliches gutes Glück ſiegte. Pompejus, entweder über die Plötzlichkeit ſeines Sieges erſtaunt, oder einen Hinterhalt beſorgend, führte ſeine Truppen in ſein eignes Lager zurück, und verlor auf dieſe Weiſe

die Herrſchaft über die Welt. Seine Befehlshaber und Anhänger betrachteten dieſen Sieg indeſſen als entſcheidend. Ohne von ferneren Gefechten und Gefahren ſich träumen zu laſſen, betrugen ſie ſich wie ungezweifelte Sieger, und Grauſamkeit mit ihrer Zuverſicht vereinigend, ließen ſie alle Gefangne niedermetzeln.

Cäſar war nicht derjenige, der durch einen einzigen fehlgeſchlagenen Streich eingeſchreckt werden konnte. Er erwog, daß alle ſeine Bemühungen, Pompejus zu einem Gefecht unter gleichen Bedingungen zu nöthigen, vergeblich geweſen waren. Er beſchloß daher, ſich zu ſtellen, als wolle er ſeine ganze bisherige Verfahrungsweiſe ändern, und nun ſeinerſeits den Krieg in die Länge ziehn. Zu dem Ende rief er ſein Heer zuſammen und redete ihm mit ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit und Unerſchrockenheit zu. „Wir haben nicht Urſache, meine Kriegsgenoſſen, ſagte er unter andern, über unſern letzten Unfall den Muth ſinken zu laſſen. Der Verluſt einer Schlacht ſollte nach ſo vielen gewonnenen eher unſre Vorſicht wecken, als unſre Entſchloſſenheit dämpfen. Erinnern wir uns der langen Reihe von Siegen, die wir in Gallien, Britannien, Italien und Spanien erfochten haben, und erwägen dann die viel größern Gefahren, denen wir entronnen ſind, und die bloß die Süßigkeit der folgenden Siege mehrten! Wenn nach ſo viel preiswürdigen Thaten und glorreichen Siegen eine geringe Unordnung, ein Irrthum der Unachtſamkeit, oder vielmehr des Verhängniſſes ſelber uns unſrer gerechten Belohnung beraubt hat, ſo ſind wir doch noch ſtark genug uns derſelben für die Zukunft zu verſichern, und ſollten wir auch jeder Hülfsquelle beraubt ſeyn, ſo bleibt dem Tapfern zu Brechung jeglicher Gefahr doch noch immer eine übrig, diejenige, ſie zu verachten.“ Nachdem er

ſolchergeſtalt ſeinen Völkern Muth eingeſprochen, und einige der untern Befehlshaber, die ihre Pflicht zu läſſig thaten, entſetzt hatte, rüſtete er ſich, ſein Heer aus ſeinem itzigen Lager heraus, und nach **Apollonia** zu führen, wo er es erfriſchen und ergänzen wollte. Das Gepäck ſandt' er voraus, er ſelbſt folgte an der Spitze ſeiner Soldaten, und wiewohl Pompejus ihm nachſetzte, ſo erreicht' er ſeinen Zweck dennoch vermöge eines achtſtündigen Vorſprungs, welchen er ihm abgewonnen hatte.

Mittlerweile lief Domitius, einer ſeiner Legaten, der mit drey Legionen in Macedonien ſtand, Gefahr, von der überlegenen Macht der Feinde erdrückt zu werden. Dies zu hindern, brach Cäſar, nachdem er den Seinigen nur eine ganz kurze Erholungsfriſt verſtattet hatte, eiligſt auf, und that ſein Möglichſtes, um ſich mit ihm zu vereinigen. Sein Zug erweckte in Pompejus eine ganz ähnliche Beſorgniß. Scipio, einer ſeiner Legaten, ſtand an der Spitze einer Syriſchen Legion in Theſſalien, und dieſen, fürchtete er, gedenke Cäſar aufzuhalten, eh' er noch werde zu ihm ſtoßen können. So marſchirte jeder Feldherr mit aller erſinnlichen Eil, um ſeine Freunde zu retten und den Feind zu überraſchen. Cäſars Zug war der erfolgreichſte. Er traf den Domitius an den Grenzen Theſſaliens, und rückte mit ſeiner nun ganz vereinigten Macht nach **Gomphi**, einer tief im Lande gelegenen Stadt. Da aber die Zeitung von ſeiner Niederlage bey Dyrrachium ſchon vor ſeiner Ankunft dieſen Ort erreicht hatte, ſo hatten die Einwohner, die ihm vorhin Gehorſam zugeſagt hatten, die entgegengeſetzte Parthey ergriffen und verſchloſſen ihm eben ſo niederträchtig als dumm ihre Thore. Cäſar war der Mann nicht, der ſich ungeſtraft beleidigen

ließ.

ließ. Auf der Stelle erinnerte er ſeine Soldaten, welche Vortheile ſie von der Eroberung eines ſo reichen Ortes zu gewarten hätten, befahl die Sturmleitern bereit zu halten, ſtürmte und ſtritt mit ſolchem Nachdruck, daß der Ort in wenig Stunden weggenommen ward. Er ließ ihn plündern, und rückte ohne Zeitverluſt weiter nach **Metropolis**, einer andern Stadt der nehmlichen Provinz, die ſich bey ſeiner Annäherung ergab. So bemeiſtert' er ſich binnen kurzer Zeit des ganzen Theſſaliens, **Lariſſa** ausgenommen, welches Scipio mit einer Legion in Pompejus Dienſten beſetzt hatte.

Mittlerweile lagen Pompejus Feldherrn, die von ihrem letzten Siege über alle Gebühr waren aufgeblaſen worden, ihrem Anführer unaufhörlich an, noch eine Schlacht zu liefern. Aller weiterer Verzug war ihnen unerträglich. Sie unterſtanden ſich ſogar zu äußern, daß er nur Luſt habe, ſeine Befehlshaberſchaft möglichſt zu verlängern, und die zahlreiche Schaar von Senatoren und Edeln, die ſeinem Glücke folgten, möglichſt lange in der Unterwürfigkeit zu halten. Des Sieges ſicher, vertheilten ſie ſchon die verſchiedenen Statthalterſchaften des Gegners unter einander, und verlooſeten jene Ländereyen, die ſie in ihrer Einbildung ſchon erobert hatten. Auch beſchäftigte die Rache ihre Gedanken nicht weniger, als der Ehrgeitz und die Habſucht; und dieſe Rachgier erſtreckte ſich nicht bloß auf die, welche die Waffen wider ſie ergriffen, ſondern ſogar auf jene, welche ſich zu keiner Parthey geſchlagen hatten. Schon war die Achterklärung aufgeſetzt, und nicht bloß einzelne Männer, ganze Claſſen und Reihen vom Feinde waren in ſie eingetragen; es kam ſogar in Vorſchlag, daß die Senatoren in Pompejus Heer zu Gericht

ſitzen ſollten, nicht nur über die, welche ſich ihnen wirklich widerſetzt, ſondern auch über jene, die vermöge ihrer Neutralität ermangelt hätten, ihnen Beyſtand zu leiſten. So umringt von Leuten, deren Köpfe eben ſo ſchwach, als ihre Erwartungen voreilig waren, beſtürmt mit unaufhörlichem Zureden, eine Schlacht zu liefern, und zu wenig ſelbſtſtändig dieſen läſtigen Zudringlichkeiten auf die Länge zu widerſtehen, entſagte Pompejus ſeinem eignen Urtheile, aus Gefälligkeit gegen diejenigen, die um ihn waren, und opferte alle Entwürfe der Klugheit den wilden Einfällen auf, welche Habſucht und Leidenſchaft ſeinen Anhängern eingaben. Wenig Tage nach der Eroberung von Gomphi rückt' er in Theſſalien ein, und lagerte ſich auf den Ebenen von Pharſalia, wo ſein Legat Scipio mit dem Corps, was er commandirte, zu ihm ſtieß. Hier erwartete er Cäſars Ankunft, entſchloſſen zu ſchlagen und das Schickſal des Reichs in Einer Schlacht zu entſcheiden.

Cäſar hatte mit allen nur ihm bewußten Künſten ſeit einiger Zeit die Geſinnungen ſeiner Legionen auszuforſchen geſucht, um im Fall eines Anfalls für ihre Sicherheit zu ſorgen. Da er ſie aber alle voll Muthes und guten Willens fand, trug er weiter kein Bedenken, ſich den Ebenen von Pharſalia, wo Pompejus im Lager ſtand, zu nähern. Die Annäherung dieſer beyden großen Heere, die aus den beſten und geübteſten Kriegern des Erdbodens beſtanden, und die Größe des Preiſes, um den ſie kämpften, erfüllten alle Gemüther mit Aengſtlichkeit, wiewohl mit verſchiedenen Erwartungen. Pompejus Heer, das bey weitem zahlreichſte, ſchwärmte von nichts als Sieg und Ueberwindung; Cäſar ſeines ſann, beſonnener und nüchterner, auf die Mittel, den Sieg zu gewinnen.

nen. Pompejus Heer verließ ſich auf ſeine Menge und ſeine vielen Feldherrn; Cäſar ſeines auf ſeine Kriegskunde und ſeinen einzigen Anführer. Pompejus Anhänger trotzten auf die Gerechtigkeit ihrer Sache; Cäſars ſeine beriefen ſich auf die mannichfaltigen Friedensvorſchläge, die ſie ohn' einigen Erfolg gemacht hatten.

So verſchieden waren die Abſichten, Hofnungen und Triebfedern beyder Heere, während ihr wechſelſeitiger Haß und ihr Ehrgeitz die nehmlichen waren. Cäſar, der nie ſäumte, die Schlacht anzubieten, führte ſein Heer dem Feinde in Schlachtordnung entgegen. Aber Pompejus, der entweder ſeinen Leuten nicht trauete, oder vor dem Ausgang der Schlacht ſich fürchtete, behielt ſeine vortheilhafte Stellung eine Zeitlang bey. Einigemal rückt' er zwar aus ſeinem Lager hervor, blieb aber immer unter ſeinen Verſchanzungen am Fuße des Hügels ſtehn, der ſein Lager deckte. Cäſar, der ihn nicht gern mit Nachtheil angreifen wollte, beſchloß, am folgenden Tage mit ſeinem Lager aufzubrechen. Durch dieſe Maasregel hoft' er den Feind, deſſen Truppen der Beſchwerden des Dienſtes nicht gewohnt waren, abzumüden, und, wenn Pompejus ihm folgen würde, eine bequemere Gelegenheit zum Gefecht zu finden. Seine Erwartung betrog ihn nicht. Kaum war der Befehl zum Aufbruch gegeben, und kaum waren die Gezelte eingepackt, als Nachricht kam, daß Pompejus Heer ſeine Verſchanzungen verlaſſen, und weiter denn gewöhnlich in der Ebene vorgerückt ſey, ſo daß man es itzt mit minderem Nachtheil angreifen könnte. Dies war die Ereigniß, die Cäſar ſo lang und ſo ſehnlich gewünſcht hatte. Seit er in Griechenland gelandet war, hatt' er immer ſein Aeußerſtes gethan, um eine allgemeine Schlacht zu veranlaſſen, und nichts war ihm furchtbarer,

barer, als den Krieg in die Länge gezogen zu ſehn. Erfreut über die endliche Erreichung ſeines Wunſches, befahl er ſeinen Leuten augenblicklich Halt zu machen, erklärte ihnen mit heiterer Mine, daß itzt der glückliche Tag da ſey, der ihren Ruhm krönen und alle ihre Beſchwerden enden würde, ſtellte ſie in Schlachtordnung, und führte ſie dem Wahlplatz entgegen. Das feindliche Heer war dem ſeinigen weit überlegen. Es beſtand aus fünf und vierzig tauſend Fußvölkern, und ſiebentauſend Reutern, dagegen das ſeinige nicht mehr denn zwey und zwanzigtauſend Mann Fußvolk, und tauſend Pferde enthielt. Dieſem Mißverhältniſſe vorzüglich in der Reuterey abzuhelfen, hatte Cäſar einige Zeit vorher die ſtärkſten und gewandteſten unter ſeinen Infanteriſten ausgehoben, und gewöhnt, zwiſchen den Gliedern der Reuterey zu fechten. Vermittelſt dieſes Einfalls waren ſeine tauſend Reuter Pompejus ſiebentauſenden gewachſen und hatten ſchon wirklich in einem Scharmützel, der einige Jahre vorher unter ihnen vorgefallen war, die Ueberhand behalten.

Pompejus hatte auf der andern Seite alle mögliche Urſache, einen glücklichen Erfolg zu hoffen. Im Kriegsrath vermaß er ſich, Cäſars Legionen ohne Schwertſtreich in die Flucht zu ſchlagen, indem, ſo bald die beyden Heere formirt wären, ſeine Reuterey, von der er ſich die größten Dinge verſprach, den Feind überflügeln und umzingeln würde. Labienus lobte dieſen Entwurf des Pompejus. Er bemerkte auch, daß Cäſars itzige Truppen nur noch der Schatten jener Legionen wären, die in Gallien und Britannien gefochten hatten, daß ſeine Veteranen aufgerieben und durch eiligſt angeworbenes Geſindel, das er in dem ciſalpiniſchen Gallien zuſammen gerafft hätte, erſetzt wären. Um die Zuverſicht des Heeres noch

mehr

mehr zu verſtärken, gelobte er eidlich, nicht anders denn ſiegreich ins Lager zurück zu kommen, und die übrigen folgten ſeinem Beyſpiel. In ſolcher Stimmung und unter ſo vortheilhaften Umſtänden führte Pompejus ſein Heer zum Treffen.

Seine Schlachtordnung war gut und wohl gewählt. Im Centrum und auf den Flanken ſtellt' er ſeine Veteranen, und vertheilte die neugeworbenen Truppen zwiſchen den Flügeln und dem Mittelcorps. Die Syriſchen Legionen ſtanden im Centro, und wurden von **Scipio** befehligt. Die Spanier, auf die er ſich hauptſächlich verließ, ſtellt' er auf den rechten Flügel unter **Domitius Aenobarbus**; auf den linken aber jene beyden Legionen, die Cäſar dem Pompejus zu Anfang des Krieges wieder gegeben hatte. Dieſe führte er ſelbſt an, und da er mit ihnen den Hauptangriff thun wollte, ſo hatt' er hier auch alle ſeine Reuter, Schleuderer und Bogenſchützen verſammelt, als deren ſein rechter Flügel, den der Fluß **Enipeus** deckte, nicht bedurfte. Auch Cäſar vertheilte ſein Heer in drey Abtheilungen, deren jede ihren eignen Befehlshaber erhielt; **Domitius Calvinus** gebot in der Mitte, **Marcus Antonius** auf dem linken Flügel, er ſelbſt aber auf dem rechten, um Pompejus auf ſeinem gegenüberſtehenden linken Flügel deſto beſſer die Spitze bieten zu können. Es iſt merkwürdig, daß Pompejus ſich grade an die Spitze jener Legionen ſtellte, die von Cäſar unterwieſen und zugezogen waren; ein unſtreitiger Beweis, wie ſehr er ſie dem Reſt ſeines Heeres vorzog. Cäſar hingegen ſtellte ſich an die Spitze ſeiner zehnten Legion, die all ihr Verdienſt und ihren Ruf ſeiner Bildung zu verdanken hatte. Da er die feindliche Reuterey auf einen Fleck zuſammen gedrängt ſah, errieth er Pompejus

 Abſicht.

Abſicht. Um ihm nun zu begegnen, zog er aus ſeiner letzten Linie ſechs Kohorten heraus, formirte ſie in ein Reſervecorps, das er hinter ſeinem rechten Flügel verſteckte, und befahl ihnen bey Annäherung der feindlichen Reuterey ihre Wurfſpieße nicht wie gewöhnlich zu werfen, ſondern in den Händen zu behalten, und den Reutern grade ins Angeſicht und in die Augen zu ſtoßen; eine Art des Gefechtes, die den jungen Edelleuten, aus welchen der größte Theil der Cavallerie beſtand, und welche, ſtolz auf ihre Schönheit eine Narbe im Geſicht mehr als eine Wunde im Leibe fürchteten, höchſtempfindlich ſeyn mußte. Sein kleines Corps Reuterey ſtellte er ſo, daß es die Rechte ſeiner zehnten Legion deckte, und befahl dieſen nicht eher anzugreifen, bis er die Looſung würde gegeben haben. Und nun war es an dem, daß das Schickſal des römiſchen Reiches von den größten Feldherrn, den tapferſten Officieren und den geübteſten Truppen, die die Welt bis dahin noch geſehn hatte, entſchieden werden ſollte. Einerley Geiſt beſeelte beydes Anführer und Gemeine, und alle ſchienen entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben.

So wie die beyden Heere einander näher rückten, wanderten die Anführer vom Gliede zu Gliede, ermunterten ihre Truppen, entzündeten ihre Hoffnungen, verminderten ihre Beſorgniſſe. Pompejus ſtellte den Seinigen vor, daß dies die nehmliche Gelegenheit ſey, welche ihnen zu verſchaffen ſie ihm ſo lang und ſo dringend angelegen hätten. „Und in der That, fuhr er fort, welche Vortheile könnt ihr euch wohl über einen Feind wünſchen, den ihr nicht ſchon beſäßet? Eure Anzahl, eure Munterkeit, eure jüngſtgewonnene Schlacht, alles ſichert euch einen ſchnellen und leichten Sieg über dieſe ausgemergelten und ausgehungerten Truppen, deren beſte Krieger von Alter erſchöpft,

erſchöpft, und die allzumal von den Schrecken einer neulichen Niederlage entmuthigt ſind. Jedoch es giebt ein noch ſtärkeres Unterpfand unſers Gelingens, als die Ueberlegenheit unſerer Anzahl und Stärke — die Gerechtigkeit unſerer Sache. Ihr kämpſet heute für die Freyheit und für euer Vaterland. Die Geſetze des Gemeinweſens unterſtützen, ſeine Obrigkeiten begleiten euch. Die Welt iſt Zuſchauerin euers Betragens, und thut Gelübde, damit es euch gelingen möge. Derjenige im Gegentheil, wider den ihr fechtet, iſt ein Mörder und Unterdrücker ſeines Vaterlandes, und halb beſiegt bereits durch das Bewuſtſeyn ſeiner Verbrechen ſowohl, als jene Schlappe, die wir ihm beygebracht haben. Zeiget denn bey dieſer Gelegenheit allen jenen Eifer und jenen Tyrannenhaß, welcher Römern ziemet, und das Menſchengeſchlecht allein von den Feſſeln, die ſeiner warten, retten kann.“ Cäſar ſchritt während der Zeit unter ſeinen Leuten mit jener gefaßten Heiterkeit einher, die in Mitte der dringendſten Gefahren dieſem großen Manne eigenthümlich war. Er erinnerte die Seinigen an die wiederholten Friedensvorſchläge, die er gethan habe. Er redete mit Schrecken von dem Blute, das heute vergoſſen werden ſollte, und rechtfertigte ſich mit der Nothwendigkeit, die ihn dazu zwinge. Er betrauerte die vielen tapfern Männer, die auf beyden Seiten fallen, und die Wunden, die ſeinem Vaterlande würden geſchlagen werden, möge der Sieg ſich neigen, auf welche Seite er wolle. Seine Soldaten antworteten ſeiner Rede mit Blicken voll feuriger Ungeduld. Er bemerkte ſie, und gab das Zeichen zur Schlacht. Pompejus Loſungswort war Hercul der Unüberwindliche, Cäſars ſeines, Venus die immerſiegende. Es war zwiſchen den beyden Heeren nur grade ſo viel Raum übrig, als

zum Fechten erfodert wurde. Pompejus befahl den Seinigen den erſten Stoß in unbeweglicher und unverrückter Stellung auszuhalten, durch welche Maasregel er den Feind in Unordnung zu bringen hofte, Mit gewohntem Ungeſtüm ſtürmten Cäſars Leute daher. Da ſie den Feind aber bewegungslos auf ſeinem Platze beharren ſahn, hielten ſie, wie wann es verabredet wäre, in Mitte ihres ſtürmenden Laufes inne. Eine ſchreckliche Pauſe folgte, während welcher beyde Heere einander mit wechſelſeitiger Bangigkeit und Erbitterung anſchauten. Endlich hatten Cäſars Truppen wieder Odem geſchöpft. Mit erneuertem Muth vollendeten ſie ihren Angriff, ſchoſſen ihre Wurfſpieße ab und zogen ſodann die Schwerter. Itzt befahl Pompejus den Seinigen das nehmliche zu thun; er befahl der Reuterey anzugreifen; er befahl den Schleuderern und Bogenſchützen den Angriff der Reuterey zu unterſtützen; und Cäſars Truppen, von ſo vielfacher und überlegner Gewalt übermannet, ſahen ſich genöthigt zu weichen, und wie es Pompejus vorher geſehn hatte, ſich auf die Flanken zu werfen. Augenblicklich gebot Cäſar den ſechs Kohorten, die er zu dieſem Behuf geſpart hatte, hervor zu brechen, und zu thun, wie er ihnen vor der Schlacht geheißen hatte. Dies wirkte, wie ers wünſchte. Die Reuterey die ſich des Sieges ſchon gewiß glaubte, fand ſich plötzlich aufgehalten; die ungewöhnliche Art des Fechtens, die dieſe Kohorten übten, ihr fürchterliches Zielen grad' in die Angeſichter ihrer Feinde, die gräßlichen Schmarren und Wunden, womit ſie dieſe glatten Geſichter entſtellten, alles vereinigte ſich dem Feinde ein ſolches Schrecken einzujagen, daß er ſtatt ſeine Perſon zu vertheidigen, nur ſeine Geſichter zu retten ſuchte. Binnen kurzen war die ganze Reuterey geſchlagen; in äußerſter Unordnung floh ſie ins Gebürge,

bürge, während die ſolchergeſtalt entblößten Schützen und Schleuderer in Stücken gehauen wurden. Cäſar befahl den Kohorten ihren Vortheil zu verfolgen, rückte friſch vorwärts und fiel Pompejus Heer in die Flanken. Der Feind widerſtand dem Angriff mit großer Tapferkeit, bis jener ſeine dritte Linie, die bis itzt noch nicht gefochten hatte, ins Treffen führte. So von zwey Seiten angegriffen, in der Fronte von friſchen Truppen und im Rücken von den ſiegreichen Kohorten, konnte Pompejus Fußvolk ſich nicht länger halten, ſondern floh in ſein Lager. Die Fremden flohen zuerſt. Der rechte Flügel wehrte ſich noch mit großer Tapferkeit. Aber Cäſar itzt des Sieges gewiß, rief den Seinigen mit ſeiner gewöhnlichen Milde und Klugheit zu, nur die Fremden zu verfolgen, die Römer aber zu verſchonen. Sogleich legten dieſe die Waffen nieder und empfiengen Quartier. Das größte Gemetzel war unter den Hülfsvölkern, die nach allen Richtungen, hauptſächlich jedoch ins Lager flohen. Von Tagesanbruch bis Mittag hatte die Schlacht ſchon gedauert; das Wetter war äußerſt heiß. Dennoch kämpften die Sieger mit ungebrochnem Muthe, angefeuert durch das Beyſpiel ihres Anführers, der den Sieg für unvollkommen hielt ſo lang er nicht Meiſter des feindlichen Lagers wäre. Zu Fuß führte er ſeine Truppen zum Angriff, ihnen zurufend ihm zu folgen und den Tag zu entſcheiden. Die Kohorten drinnen wehrten ſich eine Zeitlang, wie Verzweifelte. Vorzüglich thaten das die Thracier und andere Barbaren, denen die Vertheidigung des Lagers anvertrauet war. Aber Cäſars ſiegreichem Heere vermochte keine Tapferkeit zu widerſtehn. Verjagt wurden ſie aus ihren Verſchanzungen, und flohen alle in die benachbarten Berge.

Cäſar, der Lager und Schlachtfeld mit ſeinen gefallenen Landsleuten beſäet ſahe, ward durch den melankoliſchen Anblick tief erſchüttert, und konnte nicht umhin zu einem Nebenſtehenden zu ſagen: **Sie haben es ſo haben wollen.** Bey ſeinem Einzuge in das feindliche Lager fand er die erſtaunlichſten Beweiſe von ſeiner Gegner blindem Eigendünkel und übermüthiger Thorheit. Allenthalben ſah man Zelte mit Epheu und Mirthen bekränzt, Betten mit Purpur gepolſtert und Schenktiſche mit Silber belaſtet. Das Ganze glich mehr einer Anſtalt zum Schmauſe, oder zu einer Siegesfeyer, als einem Lager, deſſen Heer um den Sieg erſt kämpfen ſollte. So lockende Gegenſtände wären wohl fähig geweſen, jedes andere Heer, als Cäſar ſeines, an ſich zu ziehn. Aber dieſem blieb noch ein Stück Arbeit übrig, und Cäſar erlaubte ihnen nicht an etwas anders, als des Feindes gänzliche Bezwingung, zu denken. Da ein beträchtliches Corps deſſelben ſich wieder in den benachbarten Bergen geſetzt hatte, ſo beredete Cäſar die Seinigen, ihm zu folgen und den Feind zur Uebergabe zu zwingen. Er fand ſie an dem Gipfel eines Berges. Sogleich begann er den Berg mit einer Linie einzuſchließen; aber ſie eilten einen Ort zu verlaſſen, der wegen Mangel an Waſſer nicht haltbar war, und ſuchten die Stadt Lariſſa zu erreichen. Cäſar führte ſein Heer durch einen kürzern Weg, kam ihnen zuvor, und ſtand Siehe! zwiſchen ihnen und der Stadt in Schlachtordnung. Nun flohen die unglücklichen Flüchtlinge auf einen andern Berg, an deſſen Fuß ein Bächlein floß, das ſie mit Waſſer verſorgte. Die Nacht näherte ſich, Cäſars Völker waren erſchöpft und im Begriff der ununterbrochnen Arbeit von Tagesanbruch an zu erliegen. Dennoch bewegte er ſie, noch einmal die Hand anzulegen und den Bach,

der

der die Belagerten tränkte, abzuleiten. Itzt aller fernern Hofnung beraubt, ſchickten die Flüchtlinge Abgeordnete an den Ueberwinder, und erboten ſich, ſich ihm auf Willkühr zu ergeben. Während die Unterhandlungen gepflogen wurden, nutzten einige wenige Senatoren, die ſich unter ihnen befanden, die Nachtzeit, zu entrinnen; die übrigen aber überlieferten am folgenden Morgen ihre Waffen, und ergaben ſich der Gnade des Siegers. Cäſar bewillkommte ſie mit großer Milde, und verbot ſeinen Soldaten ihnen einiges Leid zuzufügen, oder ihnen das Geringſte wegzunehmen. So gewann Cäſar durch ſeine Feldherrn-Klugheit und nie ermangelnde Geiſtesgegenwart den vollkommenſten Sieg, der je gewonnen worden, und zeigte durch die Milde, mit welcher er den Ueberwundenen begegnete, ſich ſeines Sieges würdig. Sein Verluſt belief ſich nicht höher denn zweyhundert Mann, Pompejus ſeiner hingegen auf funfzehntauſend ſowohl Römer als Bundsgenoſſen; vier und zwanzigtauſend ergaben ſich zu Kriegesgefangnen, und wurden zum größten Theil dem Reſte ſeines Heeres einverleibt. Allen Senatoren und Rittern, die ihm in die Hände fielen, erlaubte er edlerweiſe zu gehn, wohin ſie wollten, und eine Anzahl Briefe, die Pompejus von Männern, die für neutral wollten gehalten ſeyn, empfangen hatte, verbrannte er, ohne ſie zu leſen, grade wie es Pompejus vorhin bey einer gleichen Gelegenheit machte. Itzt, da er alle Pflichten eines Feldherrn und Staatsmannes erfüllt hatte, beſchloß er Pompejus zu folgen, ließ jene Legionen, die ihn beym Nachſetzen begleitet hatten, von den andern, die die Nacht im Lager zugebracht hatten, ablöſen, marſchirte ſogleich mit dieſen ab, und langte noch ſelbiges Tages zu Lariſſa an.

Was nun Pompejus anbelangt, dieſen großen Feldherrn, der vorhin ſo viele Proben ſeines Muthes und ſeiner Klugheit abgelegt hatte, ſo ſah er ſeine Reuterey kaum geſchlagen, auf die er ſein meiſtes Vertrauen geſetzt hatte, als er Sieg und Vaterland mit einmal und unwiederruflich verloren gab. Statt dieſem Unfalle zu begegnen, ſtatt die Flüchtlinge wieder zu ſammeln, oder den Fortgang der Ueberwinder mit friſchen Truppen zu hemmen, kehrte er, von dieſem erſten Schlage gleichſam zermalmet, in ſein Lager zurück, und wartete in ſeinem Gezelte den Ausgang eines Gefechtes ab, das er hätte leiten und lenken ſollen. Sprachlos verweilte er hier ſo lange bis man ihm ſagte, daß das Lager beſtürmt würde. **Wie, rief er itzt, auch innerhalb unſerer Verſchanzungen laſſen ſie uns nicht Ruhe?** Und ſogleich vertauſchte er ſeine Rüſtung gegen eine den Umſtänden angemeſſenere Tracht, warf ſich zu Pferde und floh nach Lariſſa. Da er nicht ſahe, daß man ihm nachjage, ſetzte er ſeinen Weg weniger eilfertig fort, vergraben in jene finſtern Betrachtungen, die ſeine bejammernswürdige Lage nothwendig in ihm aufregen mußte. So durchwanderte er das romantiſche Tempe, ſchlich die Windungen des Fluſſes Peneus entlang, und traf endlich auf eine Fiſcherhütte, in welcher er die Nacht zubrachte. Tages darauf beſtieg er ein kleines Fahrzeug und entdeckte, während er längs dem Seeufer kreuzte, ein etwas größeres Schiff, deſſen Beſitzer ihn ohne Bedenken aufnahm und ihm alle Achtung bezeugte, die ſeiner ehemaligen Größe zukam. Nun ſegelte er aus der Mündung des Peneus nach Amphipolis, von da aber nach Lesbos, um ſeine Gattin Cornelia einzunehmen, die er in dieſem lieblichen Eilande, fern von den Gefahren und von dem Getümmel des Krieges, zurückgelaſſen

laſſen hatte. Immer hatte ſie ſich mit der ſichern Hofnung geſchmeichelt, ihren Gemahl als Sieger kehren zu ſehn. Um ſo zermalmender traf ſie die Zeitung ſeines Unglücks. Mehr mit Thränen als mit Worten deutete der Bote ihr die Größe ihres Unglücks an, und hies ſie eilen, wenn ſie den großen Pompejus mit nicht mehr denn Einem Schiffe und einem Schiffe noch dazu, das nicht ſein gehöre, ſehen wolle. Zu ſtark und zu jähling traf es ſie. Sie ſank ohnmächtig zu Boden und lag eine Zeitlang ohne Bewuſtſeyn und Empfindung. Dann erhohlte ſie ſich, erwog, daß itzt nicht Zeit zu eitelm Wehklagen ſey, und eilte die Stadt hindurch ans Seeufer. Pompejus empfieng ſie ohne einen Laut von ſich zu geben. In ſchweigender Verzweifelung drückte er ſie eine lange Weile an ſein Herz. Nach dieſer finſtern Pauſe fanden ſie Worte für ihr Herzeleid. Cornelia ſchrieb ſich einen Theil ihres gegenwärtigen Unglücks zu, und durchmuſterte manche Unfälle ihres vorigen Lebens. Pompejus ſuchte ſie zu tröſten. Er erinnerte ſie an die Wandelbarkeit aller menſchlichen Schickſale und hies ſie eben aus der Größe und dem Unerwarteten ihrer itzigen Drangſale für die Zukunft beſſere Hofnung ſchöpfen. Mittlerweile hatte ſich das Volk der Inſel, das Pompejus große Verbindlichkeit hatte, um ſie verſammelt, theilte ihren Kummer, und lud ſie in ſeine Stadt ein. Allein Pompejus lehnte ihre Einladung ab und rieth ihnen ſich Cäſar zu unterwerfen. Beſorget nichts, rief er, Cäſar iſt zwar mein Feind, aber ſeiner Mäßigung und ſeiner Menſchlichkeit werde ich immer Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Auch **Kratippus**, ein griechiſcher Philoſoph, kam, ihm ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Pompejus, wie es den Unglücklichen nur gar zu gewöhnlich iſt, klagte gegen ihn über die Vorſehung. Kratippus, ein Mann

von Talenten und Weltkenntniß, vermied ſich auf den Gegenſtand einzulaſſen und hielt es für weiſer, die Hofnungen des unglücklichen Mannes zu beleben, als das Ruchloſe ſeiner gegenwärtigen Verzweiflung zu bekämpfen.

In Begleitung ſeiner getreuen Gattin ſetzte Pompejus ſeine Reiſe fort. Er ſteuerte ſüdoſtwärts und hielt nirgends länger als nöthig war, um ſich in den Häfen, die er vorüber fuhr, mit Lebensmitteln zu verſorgen. Er kam vor Rhodus, aber die Geſinnung ſeiner Einwohner hatte mit ſeinem Glücke ſich geändert. Er gieng nach Attilia, wo einige ſeiner alten Soldaten und ſeiner Kriegsſchiffe zu ihm ſtießen. Aber was war das gegen die Macht des Gegners, der ihn auf der Ferſe verfolgte? Seine Macht war geknickt, und ſeine Völker waren zu zerſtreuet, als daß er ſie hätte wieder zuſammen bringen können. Seine einzige Hofnung beruhte auf den Königen, mit denen er im Bunde ſtand, und nur von dieſen erwartete er Schutz und Beyſtand. Anfangs war er geneigt, die Parther um Hülfe zu bitten. Dann rieth man ihm, zu Juba dem König von Numidien zu fliehen. Aber endlich beſchloß er, ſich an **Ptolemäus**, den König von Egypten, zu wenden, deſſen Vater er große Wohlthaten erwieſen hatte. Zu dem Ende verließ er Cilicien, worinnen er ſich grade befand, und ſteuerte auf Egypten los. Als er ins Geſicht des Landes kam, ſchickte er zu dem jungen König und ließ ihn um Schutz und Sicherheit anflehen. Ptolemäus war damalen noch minderjährig. Er ſowohl als ſein Reich ſtanden unter der Führung des **Photinus**, eines Verſchnittenen, und des **Theodotus**, eines Lehrers der Redekunſt. Dieſen Leuten ward Pompejus Anſuchen vorgetragen. Leute wie dieſe ſollten itzt das Schickſal eines Mannes entſcheiden, der wenige Tage vorher

her Königreichen Geſetze vorgeſchrieben hatte. Die Meinungen der Rathsverſammlung waren getheilt. Dankbarkeit und Mitleid neigte einige, ihn aufzunehmen, andere hartherziger oder furchtſamer, riethen, ihm den Eingang in das Königreich zu verſagen. Endlich ſtand der Redekünſtler Theodotus auf. Er behauptete, beyde Vorſchläge ſeyen gleich gefährlich. Pompejus aufnehmen, hieße ihn zu ihrem Herrn machen, und Cäſars Unwillen erregen; ihn nicht aufnehmen, würde den einen beleidigen ohne den andern zu verpflichten. Nichts ſey alſo übrig, als daß man ihm erlaube ans Land zu gehn und ſodann ihn umbringe. Dies würde zu gleicher Zeit Cäſarn verpflichten und aller Beſorgniß von Pompejus Rache ein Ende machen, **denn**, fügte er in einem pöbelhaften und ſchändlichen Sprichworte hinzu, **todte Hunde können nimmer beißen.**

Bey einem Rathe von Sclaven, den niederträchtigen Zöglingen eines weibiſchen und wollüſtigen Hofes, mußte ein ſolcher Vorſchlag nothwendig durchgehn. Achillas, dem Befehlshaber der Truppen, und Septimius, einem gebornen Römer, der ehedem als Centurio unter Pompejus gedient hätte, ward die Ausführung des blutigen Anſchlages übertragen. Mit noch dreyen oder vieren ſtiegen dieſe beyde in ein kleines Fahrzeug und ruderten auf Pompejus Schiff zu, das ohngefähr eine Meile vom Ufer lag. Als Pompejus und ſeine Freunde das Boot vom Ufer ſtoßen ſahn, wunderten ſie ſich über die Geringfügigkeit der Anſtalten, die man zu ſeinem Empfange träfe, und einige begannen die Abſichten des egyptiſchen Hofes in Verdacht zu ziehn. Ehe ſie aber zu einem Entſchluſſe kommen konnten, hatte Achillas ſchon den Bord des Schiffes erreicht, hies Pompejus in griechiſcher Sprache in Egypten willkommen und lud ihn in ſein

Boot,

Boot, angeſehen die Seichtigkeit des Waſſers es größern Schiffen unmöglich mache, heran zu kommen. Mit gefaßter Seele ſagte Pompejus ſeinem in Thränen ſchwimmenden Weibe Lebewohl, und indem er zwey Verſe des Sophokles wiederholte, des Inhalts, **daß wer einem Tyrannen ſeine Freyheit anvertrauet, von dem Augenblick an ein Sclave wird,** reicht' er dem Achillas die Hand und ſtieg nur von zweyen ſeiner Diener begleitet ins Boot. Schon waren ſie eine beträchtliche Strecke Weges vom Schiffe fortgerudert und noch hatte keiner ſeiner Begleiter einen Laut von ſich gegeben. Um ihnen Rede anzugewinnen, wandte ſich Pompejus an Septimius, auf deſſen Geſicht er ſich beſonnen hatte, und ſagte: Freund, mich dünkt, daß du und ich einſtens Kriegskameraden waren! Septimius antwortete mit einem bloßen Kopfnicken, ohne ein einziges Wort, ohne einige Höflichkeits- oder Freundſchaftsbezeugung. Bey ſolchen Umſtänden zog Pompejus ein Papier, auf dem er eine Rede, die er vor dem König halten wollte, entworfen hatte, aus der Taſche und fieng an ſie nachzuleſen. So näherten ſie ſich dem Ufer, und Cornelia, die ihren Gemahl keinen Augenblick aus dem Geſichte gelaſſen hatte, fieng an Hofnung zu ſchöpfen, da ſie das Volk, als drängt' es ſich Pompejus zu bewillkommen, haufenweiſe den Strand herunterlaufen ſahe. Aber nur zu bald und auf die ſchrecklichſte Art ward ſie ihres Irrthums inne, denn in dem Augenblick, wo Pompejus, auf den Arm ſeines Freigelaſſenen ſich ſtützend, ans Land ſteigen wollte, durchſtieß Septimius ihn von hinten zu und Achillas that das nehmliche von vorn.

Als Pompejus ſeinen Tod unvermeidlich ſah, bemühte er ſich ihm mit Anſtand zu begegnen, deckte ſein Antlitz mit ſeinem Gewande, und ohne ein Wort

zu

zu reden, ergab er ſich ſeufzend in ſein Schickſal. Bey dieſem gräßlichen Anblicke ſchrie Cornelia ſo laut, daß man ſie am Ufer hörte. Aber die Gefahr, darin ſie ſelbſt ſchwebte, erlaubte den Seeleuten nicht dieſem traurigen Schauſpiele länger zuzuſehn. Sie zogen augenblicklich die Segel auf und da ihnen der Wind günſtig war, entrannen ſie glücklich dem Nachſetzen der egyptiſchen Galeeren. Mittlerweile hatten Pompejus Mörder ihm den Kopf abgeſchnitten, den ſie zu einem Geſchenk für Cäſar beſtimmten, und zu beſſerer Erhaltung ſeiner Züge einbalſamiren ließen. Der Rumpf ward nackend an den Strand geworfen und dem Blicke jedes neugierigen Gaffers preis gegeben. Sein getreuer Freygelaſſner, **Philip**, blieb jedoch bey ihm, und nachdem die Menge ſich verlaufen hatte, wuſch er ihn im Meer ab, entdeckte, während er ſich nach Materialien ihn zu verbrennen umſah, die Trümmern eines Fiſcherbootes und eilte, aus ihnen einen Scheiterhaufen zu errichten. Während dieſer frommen Beſchäftigung geſellte ein alter römiſcher Krieger ſich zu ihm, der weiland unter Pompejus gedient hatte. Wer biſt du, ſprach er, der zu Pompejus Begängniß ſo demüthige Anſtalten macht? Philip antwortete, er ſey einer ſeiner Freygelaſſenen. Ach, erwiderte der Alte, ſo erlaube mir dann dies fromme Geſchäft mit dir zu theilen. Mitten in dem Jammer meiner Verbannung wird es mir zu einigem traurigen Troſte gereichen, daß ich zur Leichenfeyer meines alten Befehlshabers mit geholfen und die Ueberbleibſel des tapferſten Feldherrn, welchen Rom jemalen hervorbrachte, habe beſtatten ſehen. Nun erwieſen ſie dem Körper ihres Herrn und Freundes gemeinſchaftlich die letzte Ehre, ſammelten die Aſche, begruben ſie und kratzten einen kleinen Erdhügel über ſie zuſammen, auf welchen nachher die Inſchrift geſetzt ward: **Ihm, deſ-**

ſen

ſen Verdienſte eines Tempels würdig ſind, wird gegenwärtig kaum ein Grab gewähret.

Ein ſolches war das Ende, und ein ſolches das Leichenbegängniß des großen Pompejus, eines Mannes, der mehrmalen Gelegenheit hatte, ſein Vaterland zu unterjochen, ſie aber allezeit verſchmähte. Er war lüſterner nach Ruhm als Macht, nach Lob als Alleingewalt, und im Grunde mehr eitel, denn ehrgeizig. An kriegeriſchen Talenten übertraf er alle ſeine Zeitgenoſſen, den einzigen Cäſar ausgenommen. Und es war ſein Unglück, daß das Verhängniß ihm grade einen Mann entgegenſtellte, welchem gegenüber alle andere kriegeriſche Tugenden ihren Glanz verloren. Ob ſeine Abſichten während des letzten Krieges gerechter geweſen, als Cäſars ſeine, muß für immer unentſchieden bleiben. Gewiß iſts, daß er häufig alle Friedensvorſchläge verwarf und von Züchtigung zu reden begann, ehe er einer ſolchen Züchtigung gewachſen war. Was aber auch ſeine Abſichten auf den Fall, daß er geſiegt hätte, geweſen ſeyn mögen, ſo hätt' er ſie doch unmöglich mit mehrerer Mäßigung ausführen können, als Cäſar in Anſehung der Seinigen that. Der Staat war zu verdorben, als daß ihm anders, denn durch unumſchränkte Alleinherrſchaft aufzuhelfen war, und ſchwerlich hätte eine ſolche Macht in beſſere Hände fallen können, als die Hände Cäſars waren. Von Pompejus Tode an können wir daher die gänzliche Erlöſchung der Republik zählen. Von dieſem Zeitpunkte an blieb der Senat aller ſeiner Macht entkleidet, und Rom war von nun an nimmer ohne einen Herrn.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldsmith, Oliver, 1728-1774

Dr. Goldsmith's Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums

Bd.: 1

Leipzig (1792)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 3369 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248215-5
VD18 11032006-002